

Nancy Sprowell Geise



AUSCHWITZ

34207

DIE JOE RUBINSTEIN STORY

fontis

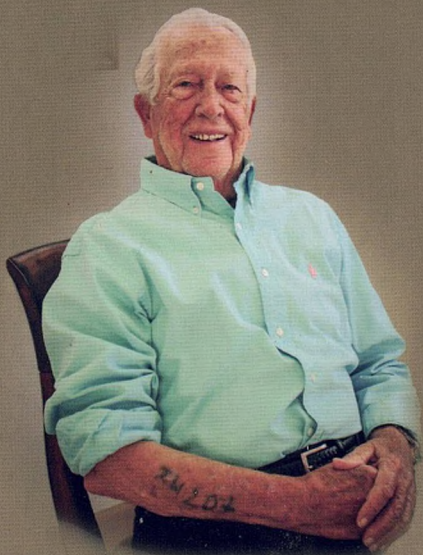


**Vor 74 Jahren wurde Joe Rubinstein
aus dem KZ in Theresienstadt befreit.
Heute spricht er erstmals über
seine unfassbar bewegende Geschichte.**

Am 30. April 1942 gelangt der 21-jährige Pole Joe Rubinstein zusammen mit Hunderten anderer deportierter Juden nach Auschwitz/Birkenau. Er ist ein junger Mann unter vielen. Eine bloße Nummer in den Augen seiner Wärter – ein Mensch, dem man seine Würde schon auf dem Transport im Viehwaggon abgesprochen hat.

Als Nr. 34207 überlebt Joe wie durch ein Wunder zwei Jahre lang den verbrecherischen Horror des monströsen Konzentrationslagers. Und er verliert seine Hoffnung auch dann nicht, als er in die anderen berüchtigten Nazi-Lager Buchenwald, Ohrdruf und Theresienstadt gebracht wird und dort schreckliche Misshandlungen erlebt. Denn in Joe ist eine Kraft, die auch das größte Grauen nicht zerstören kann: Sein Glaube an Gott, die Zuflucht im Gebet und die Liebe zu der Familie, die er zurücklassen musste, geben ihm Hoffnung. Als im Mai 1945 die Sowjetarmee vorrückt, kann Joe Theresienstadt hinter sich lassen. Er ist am Ende seiner Kräfte und traumatisiert, aber er ist frei.

Nach dem Zweiten Weltkrieg baut Joe sich in Amerika eine Karriere als exklusiver Schuh-Designer auf. Er gründet mit seiner Frau, einer Christin mit deutsch-polnischen Wurzeln, eine eigene Familie, hat Enkel und Urenkel. Und er beeindruckt bis heute seine Mitmenschen mit seinem unerschütterlichen Glauben an einen guten und liebevollen Gott.



ISBN 978-3-03848-174-4



9 783038 481744

fontis

www.fontis-verlag.com

Nancy Sprowell Geise ist Bestseller-Autorin und hat an der Iowa State University studiert. Sie und ihr Mann leben in Topeka, Kansas. Sie haben drei erwachsene Töchter. Nancy verbringt ihre Zeit mit Schreiben und auf Vortragsreisen.



Das KZ Auschwitz, Foto: Dmitrii A. Kudasov/Shutterstock.com

Im Jahr 2007 teilte der Holocaust-Überlebende Joe Rubinstein der Autorin Nancy Sprowell Geise mit, dass er seine Erfahrungen im Konzentrationslager Auschwitz und in einigen anderen berüchtigten NS-Konzentrationslagern niemals öffentlich machen wolle. – Fünf Jahre später änderte er seine Meinung.

Als Nancy anfang, Joe's Geschichte aufzuschreiben, hatte sie keine Ahnung, welche Auswirkungen es auf ihr Leben haben würde, in Joe's Welt und in seine bemerkenswerte Reise des Überlebens einzutauchen.

Kurz nach seiner Veröffentlichung im Jahr 2015 wurde «Auschwitz #34207» ein Amazon-Bestseller, der im Bereich Holocaust-Biografien auf dem ersten Platz landete. Nancy wurde eingeladen, Joe's Geschichte auf der ganzen Welt zu erzählen, unter anderem in der United States Library of Congress und dem U.S. Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C., wo ihr der «Coin of Excellence Award» verliehen wurde. Nancy konnte in den Vereinigten Staaten in verschiedenen Universitäten, Museen, Veteranengruppen, Bürgerorganisationen, Kirchen und Synagogen sprechen. Im Jahr 2018 durfte sie Joe's Geschichte den Mitarbeitern des Museums und der Gedenkstätte Auschwitz/Birkenau in Polen erzählen.

«Auschwitz #34207» hat von führenden Holocaust-Wissenschaftlern, Kritikern und Lesern gleichermaßen großes Lob erhalten und wurde von nationalen Verlagsorganisationen zum «Buch des Jahres» gewählt.



Joe Rubinsteins Geschichte hat noch niemanden unberührt zurückgelassen. Er hat sie sich im Alter von über 90 Jahren von der Seele erzählt, nachdem er 70 Jahre lang über alles Erlebte geschwiegen hatte. Es ist der bewegende Bericht eines Mannes, der im tiefsten Dunkel an Gott festhält.

#34207

«Joe, inzwischen 97 Jahre alt, ist ein Mann, der damals von einem Tag auf den anderen alles verloren hat, was man nur verlieren kann: alle Menschen, die er kannte und liebte, alles, was er besaß, seine Heimat, sein Zuhause. Und trotzdem ist er die fröhlichste, liebenswürdigste und herzlichste Person, die ich kenne.»

- Die Autorin Nancy Sprowell Geise

Dieses Buch ist den **Millionen** Holocaust-Opfern gewidmet,
die nicht überlebt haben und uns ihre Geschichte
nicht erzählen können.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über www.dnb.de abrufbar.



2. Auflage 2020

© 2019 by Fontis-Verlag, Basel

Die Bibelstellen wurden, soweit nicht anders angegeben,
folgender Übersetzung entnommen:

Hoffnung für alle®

Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®.

Titel der amerikanischen Ausgabe:
«AUSCHWITZ #34207 – The Joe Rubinstein Story»
von Nancy Sprowell Geise.

Erschienen 2015 im Verlag
«Merry Dissonance Press, LLC Castle Rock, CO»
Copyright © 2015 by Nancy Sprowell Geise. All Rights Reserved.
www.nancygeise.com

Übersetzung ins Deutsche: Anja Findeisen-MacKenzie

Der Verlag bedankt sich für ihre Mitarbeit bei der Herausgabe dieses
Buches bei Frau Ursula Maria Ewald, Radeberg.

Umschlag: SpoonDesign, Olaf Johannson, Langgöns
Foto Cover: Abgedruckt mit freundlicher Genehmigung von
Nicholas DeSciose

© 2014 Nicholas DeSciose, www.desciose.com

Foto (U4) von Joe mit Tätowierung und Autorenfoto: Abgedruckt mit
freundlicher Genehmigung von Crystal Geise, © 2014 Crystalis Photo,
www.crystalisphoto.com

Fotos Innenteil: Siehe Copyright-Angaben unter den betreffenden Fotos.

Satz: InnoSet AG, Justin Messmer, Basel
Druck: Finidr

Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-174-4

Stimmen zu Auschwitz #34207

Nancy hat meine Lebensgeschichte und all das, was ich durchgemacht habe, in wunderbarer Weise niedergeschrieben. Es ist unfassbar, dass ich immer noch hier bin. Einfach unfassbar.

Joe Rubinstein
Holocaust-Überlebender

Nancy Sprowell Geise hat das Leben von Joe Rubinstein in *Auschwitz #34207* hervorragend dargestellt. Was für eine Lebensgeschichte! Die Erlebnisse dieses Mannes, der aus Radom, seiner Geburtsstadt in Polen, nach Auschwitz deportiert wurde, werden in unerbittlicher Offenheit geschildert. Diese packende Lebensgeschichte – voller Glaubwürdigkeit und Integrität und zugleich so gekonnt geschrieben – ist es wert, immer wieder erzählt zu werden.

Michael Berenbaum
Direktor des Sigi Ziering Institute und Professor für Judaistik
an der American Jewish University

Die Autorin Nancy Geise erzählt diese fesselnde Geschichte über die Widerstandskraft des menschlichen Geistes in einem ausserordentlich gekonnten und doch einfachen Stil. Joes Leben kann uns in Zeiten des zunehmenden Verlustes der wertvollen Zeitzeugen-Generation dabei helfen, unser Versprechen zu halten, «niemals zu vergessen». Möge dieses Werk dazu dienen, die zukünftigen Generationen zu stärken und zu inspirieren.

Katharine Teicher
Direktorin des Senioren-Programms
im Aaron Family Jewish Community Center Dallas

Ein ausgezeichnetes Buch! Zutiefst berührend und voller Spannung, Liebe, Leid und Sieg im Grossen wie im Kleinen. Es ist die unbeschreibliche Geschichte eines Mannes, der mit einer grossen Liebe zum Leben und zu anderen Menschen erfüllt ist. Nie zuvor habe ich die Holocaust-Erfahrung von *innen* beschrieben bekommen, so wie Nancy Sprowell Geise es getan hat – die Güterwagen-Transporte, die Separation, die eiskalten Baracken. Es fühlt sich alles so schmerzvoll real an, so tragisch und zugleich doch so inspirierend! Es ist ein Buch, das ich immer wieder lesen werde. Ein Geschenk, das man wie einen Schatz hüten sollte!

Sally Robinson Geschäftsführerin von
Worksmart USA

Joes Lebensgeschichte beweist die Widerstandskraft des menschlichen Geistes, die Fähigkeit, nicht nur zu überleben, sondern trotz grausamster Erfahrungen wieder heil zu werden. Dieses hervorragend geschriebene Buch öffnet uns den Blick für das Trauma und das Leid, das ein einzelner Mensch erlebt hat und das stellvertretend steht für das, was so viele erleiden, wenn Hass und das Böse die Oberhand gewinnen. Dass Joe nach all dem, was er durchmachen musste, trotzdem ein glückliches und erfülltes Leben führen konnte, weist uns auf die Hoffnung hin, die wir alle haben können, egal wie schwer unsere Lebensumstände sind.

Pastorin Cindy Frost First Presbyterian Church in Fort
Collins, Colorado

Wir sind frei. Wir sind frei... Diese Worte flüsterten Joseph und Irene Rubinstein, als ihr grauenhafter Albtraum in New York zu Ende ging. *Wir sind frei. Wir sind frei...* Worte, deren Sinn heute nur noch wenige Amerikaner wirklich begreifen können, ebenso wenig wie das unsägliche Leid, das am Anfang all dessen stand.

In ihrer ergreifenden, fesselnden und schockierenden Erzählung lässt die Autorin Joe Rubinstein selbst zu Wort kommen, wie er das unfassbare

Leid und die Grausamkeit des Holocaust überlebte ... und später einer der führenden Schuh-Designer von New York wurde. Nach der Lektüre von *Auschwitz #34207* fühlt man sich mit Joseph Rubinstein durch diese Häftlingsnummer, die man nicht vergessen kann, für immer verbunden.

Dr. Judith Briles Verlags-Expertin, www.the-bookshepherd.com

Es fällt einem nicht leicht, die starken Emotionen zu beschreiben, die man bei der Lektüre von Joe Rubinsteins Geschichte über seine Holocaust-Erfahrungen empfindet. Mein ganzes Lebensgefühl ist ein Stück sensibler geworden und dankbarer für all das Gute, das in den ganz kleinen Dingen des Alltags liegt:

- eine Tasse mit gutem heissem Kaffee am Morgen
- täglich ein gutes, nahrhaftes Essen
- heisses Wasser und Seife für die tägliche Dusche
- ein warmes, bequemes Bett
- die Liebe und Unterstützung durch Familie und Freunde
- die Meinungs- und Wahlfreiheit.

Und bei jedem dieser Punkte muss ich an Joe Rubinstein denken und an das, was er aushalten konnte. *Auschwitz #34207* ist eine grossartige Geschichte.

Ethlyn Irwin Ergotherapeutin im
Ruhestand

Inhalt

Stimmen zu Auschwitz #34207	5
Vorwort.....	13
Über das Vorwort.....	16
Vorbemerkung der Autorin.....	17
TEIL 1	21
Prolog.....	23
1. Die Gefangennahme	25
2. Im Auge des Sturms	29
3. Das weisse Tuch.....	35
4. Kraft durch die Familie und den Glauben.....	39
5. Von Generation zu Generation.....	46
6. Eingehaltene Versprechen.....	49
7. Das Mädchen in der Ecke	55
8. Ein neuer Weg.....	60
9. Ein Nachbar verrät den anderen.....	63
10. Keine Zuflucht mehr	67
11. Wie eine dunkle Flut	69
Bildteil zu Teil 1	76
TEIL 2	87
12. Der Lastwagen.....	89
13. Eiskalte Ungewissheit	100
14. Hinein in die Finsternis	102

15.	Die Ankunft	110
16.	Fürs ganze Leben gezeichnet.....	113
17.	Die Nahrung der Hungernden.....	117
18.	Der zweite Tag.....	119
19.	Und es kommen immer mehr	122
20.	Ein Tag wie jeder andere	126
21.	Eine andere Art von Armee	130
22.	Blasen	131
23.	Die eisige Decke	133
24.	Die Flure mit den Toten.....	135
25.	Immer dieselbe Frage	136
26.	Mitten in der Hölle	137
27.	Die grünen Wiesen von Radom.....	145
28.	Züge in der Nacht	146
29.	Unschuldig bestraft.....	148
30.	Die fehlende Hälfte.....	155
31.	Das kostbare Geschenk der Wärme.....	158
32.	Am Boden zerstört.....	160
33.	Nacht.....	163
34.	Ein erfahrener Häftling	165
35.	Nur zum Vergnügen	166
36.	Sterne der Hoffnung	169
37.	Der alles entscheidende Strich.....	171
38.	Jenseits der Tore	173
39.	Bröckelndes Fundament	178
40.	Perfekter Glanz	180
41.	Eine Chance auf Freiheit	183
42.	Pierre.....	186
43.	Krankheit und Rettung.....	190
44.	Immer weiter.....	193
45.	Lajas Tränen	195
46.	Ein unaufmerksamer Lehrer	197
47.	Weit weg von daheim	199

48. Und dann war es vorbei	202
49. Aus der Asche zum Leben.....	205
Bildteil zu Teil 2	208
TEIL 3.....	227
50. Wohin?.....	229
51. Ganz von vorn anfangen.....	232
52. Unfassbar	234
53. Die Schrecken der Vergangenheit wegtanzen	238
54. Ein Abend, der alles veränderte.....	242
55. Von der Verzweiflung zur Liebe	251
56. Touché!	255
57. Überall – nur nicht in Deutschland	258
58. Wechselnde Gezeiten.....	260
59. Heraus aus der Dunkelheit	265
60. Wenn es nur ein einziges Foto gäbe.....	267
61. Träume und Albträume	270
62. Das erste Licht der Morgendämmerung.....	271
Epilog: Goldene Spuren.....	275
Bildteil zu Teil 3	283
Nachwort der Autorin	297
Aktualisiertes Nachwort der Autorin	301
Wundervolle Entwicklungen.....	307
Dank der Autorin	313
Endnoten	320
Zusatzmaterial	331
<i>Mit Joes Worten</i>	<i>331</i>

Chronologie der Ereignisse.....	339
Vertiefende Informationen.....	343
Glossar	381
Lob für «Auschwitz #34207»	396
Über die Autorin Nancy Spowell Geise	398
Eine Bitte der Autorin.....	399
Kontaktmöglichkeiten.....	400

Vorwort

Joe Rubinsteins Geschichte und seine Erlebnisse im Konzentrationslager bleiben uns als lebendiges Zeugnis erhalten, weil Nancy Sprowell Geise sich dieser Erinnerungen angenommen hat. Mit ihrer aussergewöhnlichen erzählerischen Begabung ist es ihr gelungen, sich intensiv in Joe hineinzusetzen und seine Geschichte in Worte zu fassen – eine Geschichte, die heilsam für das Herz und die Seele dieser Welt ist und deshalb einfach erzählt und weitergegeben werden muss. Nancy schlüpft hier sozusagen in Joes Haut. Sie durchlebt seine Träume, aber auch seine Alpträume.

Welch einen grossen Dienst hat sie durch diese Arbeit nicht nur Joe selbst erwiesen, sondern auch den noch lebenden und den verstorbenen Angehörigen seiner Familie und dem kollektiven Gewissen kommender Generationen.

Es gibt Berichte, die einen, wenn man sie liest, so tief erschüttern, dass man danach nicht mehr derselbe Mensch ist, besonders wenn in solchen Berichten Personen und Ereignisse beschrieben werden, die es zum Ziel haben, jegliche Hoffnung in einem Menschen zu zerstören. Joes Geschichte ist eine solche. Sie kann einem das Herz brechen. Aber Joe Rubinstein hat überlebt. Und mehr noch: Er hat sich auf wundersame Weise erholt und führt inzwischen ein Leben, das von Freude erfüllt ist. Mit seinen über neunzig Jahren ist er einer der freundlichsten, liebevollsten und nettesten Menschen, die man sich vorstellen kann.

Wie aber konnte Joe das ertragen, was eigentlich unerträglich ist?

Warum nahmen ihm die Jahre in den Konzentrationslagern nicht allen Lebensmut, jeden Hoffnungsschimmer, alles Durchhaltevermögen und auch nicht den Willen, sein Leben neu aufzubauen? Wie konnte aus ihm nach seiner Befreiung ein berühmter Schuhdesigner, ein Ehemann, Vater und Grossvater werden?

Wenn Sie Joes Lebensgeschichte lesen, werden Sie Ihre Lektüre vielleicht manchmal für eine Weile unterbrechen müssen – weil das Gelesene einfach zu beklemmend ist. Gönnen Sie sich ruhig diese Atempause, aber lesen Sie danach bitte weiter – bis zum Ende. Denn trotz der ungeheuren Schrecken, die Joe in den Lagern erleben musste, blieb in seinem Innern ein unauslöschliches «warmes Licht» brennen, ein heller Schimmer in diesem «stillen Raum» seiner gepeinigten Seele (wie die Autorin Nancy Sprowell Geise es beschreibt). Dies ist ein bemerkenswertes Zeugnis des menschlichen Geistes.

An diesem wunderbaren kleinen Lichtschimmer möchte ich am liebsten viele Kerzen anzünden, aus Bewunderung für Joe. Ich möchte ihn in den Arm nehmen, damit er dort für eine Weile Ruhe und Frieden finden kann. Ich möchte ihm sagen, dass er der Menschheit durch das Aufrechterhalten seiner aussergewöhnlichen Geisteshaltung etwas gegeben hat, das zu kostbar ist, um es in Worte fassen zu können, etwas Bleibendes, etwas Übernatürliches, das in unser menschliches Leben hinein strahlt: *Hoffnung, wenn die Lage hoffnungslos zu sein scheint.*

Joes unergründliche Geschichte ist in meinen Augen eine Bestätigung von Mysterien als Wahrheit. Für mich wird diese Wahrheit auf eine denkwürdige und tiefgründige Art und Weise von Peter J. Gomes (1942-2011) zum Ausdruck gebracht, der im Jahr 1974 an der Harvard-Universität zum Professor für christliche Ethik ernannt wurde. Er schrieb:

«Hoffnung ist kein stoisches Erdulden, obwohl sie uns dabei hilft, Dinge zu erdulden. Denn während das Erdulden etwas beinahe Fatalistisches an sich hat, geht die Hoffnung weit über das hinaus, was wir erdulden müssen.»*

Das muss wohl die grösste Kraft, die grösste Wahrheit und das grösste Mysterium der Hoffnung sein, dass sie unbesiegbar ist, denn genau das kennzeichnet Joe Rubinsteins Herz, seinen Verstand und seine Seele.

John T. Forssman

11. Februar 2014

Hoffnung hat etwas Ansteckendes. Seit der Veröffentlichung von Joes Geschichte im Jahr 2015 ist mit jedem, der dieses Buch gelesen hat, die Hoffnung in der Welt ein Stück grösser geworden. Wer Joes Lebensbericht liest und sich in diesen Mann hineinversetzt, der wird dadurch verändert. Wir sollten nie vergessen, dass wir als Leser vielleicht selbst eine moralische Entwicklung durchmachen, wenn wir uns innerlich mit solchen Geschichten wie der von Joe auseinandersetzen. Dass dies möglich ist, das ist eine Hoffnung, die verwandeln kann.

John T. Forssman

9. Mai 2019

* Siehe: P. J. Gomes: *The Good Book, Reading The Bible with Mind and Heart*, HarperOne 2002, S. 205.

Über das Vorwort

Als ich darüber nachdachte, wen ich um ein Vorwort für dieses Buch bitten könnte, kam mir immer wieder mein früherer Englischlehrer an der Highschool in den Sinn, dem mein grösster Respekt und meine Bewunderung gelten. John Forssman behandelte den Holocaust ausführlich in seinem Unterricht. Seine Gedanken und Einsichten haben mich so tief berührt, dass sie mir noch nach Jahrzehnten im Gedächtnis geblieben sind. Immer noch staune ich über seine Fähigkeit, literarische Motive zu erkennen und zu entwickeln, was sowohl für Autoren als auch für ihre Leser von zentraler Bedeutung ist.

Mehr als dreiundvierzig Jahre lang unterrichtete John Forssman die Fächer Englisch und Literatur. Viele dieser Jahre über an der Ames Highschool in Ames (im US-Bundesstaat Iowa). Er war die eine Hälfte eines sehr dynamischen Lehrer-Duos im Fachbereich Englisch. Die andere Hälfte war die grossartige und mittlerweile leider verstorbene Grace Bauske.

Ich bin überaus dankbar und werde auch ewig dankbar sein, dass ich das Vorrecht hatte, von diesen beiden und vielen anderen talentierten Lehrkräften unterrichtet worden zu sein.

Nancy Sprowell Geise
Ames Highschool
Abschluss-Jahrgang 1979

Vorbemerkung der Autorin

Als Joe Rubinstein mich vor knapp zwei Jahren bat, seine Geschichte aufzuschreiben, war er zweiundneunzig Jahre alt und hatte viele seiner Erlebnisse noch nie jemandem erzählt. Verständlicherweise konnte er sich an einige Orte und Namen sowie an die ganz genaue Abfolge bestimmter Ereignisse nicht mehr erinnern. Er hat auch kein Tagebuch geführt. Aber er besitzt ein bemerkenswert gutes Gedächtnis für Details.

Um mich besser in Joe hineinversetzen zu können, schrieb ich das Buch in der Ich-Form. Wenn Joe mir zum Beispiel sagte: «Es war eiskalt», oder: «Ich hatte grosse Angst», dann nahm ich seine Gefühle als Ausgangspunkt, um die Szene etwas ausführlicher zu schildern. Dasselbe gilt teilweise für die äussere Beschreibung von Personen, denen er begegnet ist, an die er sich aber nicht mehr so genau erinnern kann.

In den Anmerkungen zum jeweiligen Kapitel führe ich die Stellen an, in denen die beschriebenen Ereignisse und/oder Personen eher zusammenfassend dargestellt wurden oder wo eine Schilderung stellvertretend steht für allgemeine Erfahrungen, die Joe gemacht hat.

Joe hat mir erzählt, dass er während seiner Inhaftierung täglich betete. Folglich gehen viele der Gedanken und Gebete, die in diesem Buch auftauchen, auf das zurück, was er mir anvertraute, wobei dies eher bruchstückhaft geschah und nicht so ausführlich, wie ich es später niedergeschrieben habe.

Im Anhang des Buches findet sich eine Abschrift einer Reihe von Joes Aussagen im Originalton.

Und schliesslich noch ein wichtiger Hinweis: Dieses Buch enthält einige erschütternde Fotografien, die auf anschauliche Weise ihre ganz eigene Geschichte erzählen. Diese geht weit über das hinaus, was ich in Worte fassen könnte. Die Bilder erlauben uns einen kleinen Einblick in die grausamen Ereignisse, deren Zeuge Joe Rubinstein wurde.

Nancy Sprowell Geise

5. August 2014

Während ich dieses Buch schrieb, bestand eine meiner grössten Sorgen darin, dass Joe etwas zustossen könnte, bevor es fertig wurde. Immer wenn das Telefon klingelte, betete ich: «Bitte, Gott, lass es keine schlechte Nachricht von Joe sein.» Meine Gebete wurden erhört. Gott segnete Joe mit Gesundheit, nicht nur während das Buch entstand, sondern auch in den Jahren danach. Joe ist jetzt 98 Jahre alt und immer noch wohlauf. Er ist überaus dankbar, wenn er hört, wie seine Lebensgeschichte die Menschen berührt, die sie hören. Vor ein paar Tagen, als ich mich mit Joe unterhielt, sagte er zu mir:

«Gib das Leben niemals auf. Es ist kostbar. Jeder Tag ist ein Geschenk von Gott.»

Diese Worte werde ich mein ganzes Leben lang in Erinnerung behalten. Joe hat mit Sicherheit mehr als jeder andere das Recht zu sagen: «Das Leben ist kostbar.» Ich danke Gott für Joe Rubinstein und für die Botschaft der Hoffnung und der Liebe, die er verkörpert.

Nancy Sprowell Geise

13. Mai 2019

Nationalsozialistische Konzentrations-, Arbeits- und Vernichtungslager in Deutschland, Polen und Tschechien (heutige Staatsgrenzen)*



* Zwischen 1933 und 1945 errichteten das Deutsche Reich und seine Verbündeten mehr als 42.000 Lager und andere Haftanstalten (einschliesslich Ghettos). Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, Holocaust Enzyklopädie, Nazi-Camps. <http://www.ushmm.org/wlc/en/article.php?ModuleId=10005144> (Zugriff am 19.06.2019).

TEIL 1

«Polen soll entvölkert und stattdessen mit Deutschen
besiedelt werden.»¹

– *Adolf Hitler, 22. August 1939* –

Prolog

«Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.»

– Joe Rubinstein –

Cieszanów, Polen

September 1940

Da kommt der Schweinehund. Jetzt wird wieder jemand verletzt.» Die flüsternde Stimme hinter mir klang angespannt. Es gab keine Worte, die schlimm genug waren, um Hermann Dolp, den Kommandanten unseres Arbeitslagers, zu beschreiben. «Schweinehund» passte noch am ehesten.

Ich stiess einen langen, nervösen Seufzer aus, erleichtert darüber, dass Abram in einer anderen Kolonne arbeitete und nirgends zu sehen war. Die Sonne brannte heiss auf uns nieder. Ich hoffte, dass Dolp so früh am Tag noch nicht betrunken war. Sein Jähzorn war auch so schon schlimm genug.

Dolps Pferd wieherte schrill und durchdringend. Es war die Art von Wiehern, die einem durch Mark und Bein ging, so wie ich es von den Pferden meines Vaters kannte, wenn sie zurück in den Stall wollten und er sie nicht liess. Ich wischte mir mit meinem schmutzigen, verschwitzten Ärmel über die Stirn und versuchte trotz des blendenden Sonnenlichts zu erkennen, was vor sich ging.

Pferd und Reiter hatten am Rand des Grabens angehalten, in dem unsere Gruppe von ungefähr dreissig Männern stand und grub. Dicker Schaum tropfte vom Maul des Pferdes, und seine Nüstern blähten sich wegen der Hitze immer wieder heftig auf. Ich brauchte mir den Zustand des Tieres nicht genauer anzusehen, um zu wissen, dass sein Herr ein brutaler Mensch war. Das wussten wir alle. Meine Hände schlossen sich noch fester um den rauen Griff meiner Schaufel. Selbst die schwarze massgeschneiderte Uniform des Reiters schien uns, die wir nichts als zerrissene

und verschmutzte Kleider trugen, Beschimpfungen entgegenzuschleudern.

Unsere Arbeitskolonne, aus einfachen Zivilisten bestehend, hob seit über einem Monat täglich Panzergräben aus – für die deutsche Armee, die in unser Land einmarschiert war.

Die meisten von uns waren Juden, und seit der Invasion konnten wir keine andere Arbeit mehr finden. Wir wurden nicht mit Geld bezahlt, sondern mit Lebensmitteln. Ich war neunzehn. Die meisten anderen Männer waren Anfang zwanzig, und einige, wie mein Bruder Abram, waren sogar noch ein paar Jahre jünger.

Wieder wischte ich den Schweiß ab, der mir in die Augen lief.

Ohne ein Wort zu sagen, bewegte sich Dolp plötzlich im Sattel und zog eine Pistole aus dem Halfter, das an seiner Hüfte hing. Ich sah den Stahl in der Sonne aufblitzen. Und dann hörte ich das unverwechselbare Klicken des Repetierens und das Knallen, als er den Abzug drückte.

Mehrere Männer um mich herum fielen getroffen zu Boden.

Ich konnte mich nicht von der Stelle rühren.

Ich hielt die Luft an.

Jemand schrie: «Nein!»

Wieder klickte der Abzug.

Dann herrschte Stille. Ich hörte nichts. Keine Rufe, keine Schreie – nichts. Ich machte mich darauf gefasst, dass Dolp sich nun zu mir umdrehte. Doch er steckte seine Pistole zurück ins Halfter. Dann schnalzte er mit den Fingern, gab seinem Pferd die Sporen und ritt davon, während der Schweif des Tieres durch die Luft peitschte, wie aus Protest.

Ich stand einfach nur da, erstarrt meine Schaufel umklammernd.^{2, 3, 4}

1. | Die Gefangennahme

«Sie sagten mir, ich hätte alles, was ich bräuchte.

Dann nahmen sie mich mit.»

– *Joe Rubinstein* –

Radom, Polen 1942

In der ruhigen Zeit zwischen Nacht und Morgendämmerung wurde meine stille Welt durch ein Hämmern an der Tür erschüttert. Wenige Augenblicke zuvor hatte ich noch tief geschlafen, zusammengerollt unter einem Berg von Decken, die mich vor der unerbittlichen Kälte schützen sollten.

Irgendwann in der Nacht war ich mit Herzrasen aufgewacht, am ganzen Leib zitternd. Der Albtraum war wieder da – der Albtraum, wie Dolp die Männer um mich herum getötet hatte, als seien sie nicht mehr wert als die Stechmücken, die sein Pferd mit dem Schweif hinwegfegte.

Obwohl das Ganze schon eineinhalb Jahre zurücklag, hörte ich immer noch das Echo des Klickens seiner Waffe in meinem Kopf und konnte nichts dagegen tun. Ich hörte es, wenn ich wach war, und ich hörte es in meinen Alpträumen: *Klick, klick, klick.*

Wie immer verbrachte ich die lange Nacht damit, mich selbst davon zu überzeugen, dass es mir morgen besser gehen würde und dass ich in Sicherheit war, dass Abram sicher war und dass diese Leiden hinter uns lagen. Trotzdem konnte ich es nicht abschütteln, dieses Gefühl, dass alles wieder von vorn beginnen könnte – eine Realität, schlimmer als jeder Albtraum.

Ich war gerade wieder eingeschlafen, als das Hämmern gegen die Tür begann.

Ich setzte mich im Bett auf und schaute mich im Dunkeln um. Auf der anderen Seite des Zimmers nahm ich den Schatten meines Bruders wahr,

der ruhig in seinem Bett schlief. Ich hörte nichts aus dem Zimmer, das meine Mutter mit meiner jüngeren Schwester teilte. Dafür war ich dankbar. Meine Mutter hatte gestern Abend so erschöpft ausgesehen. Ich wollte zur Haustür kommen, bevor Mutter durch das Klopfen geweckt wurde.

In unserem kleinen Häuschen war es finster. Jede Nacht mussten wir unsere Fenster verdunkeln; die Deutschen verlangten das von uns, damit die Flugzeuge der Alliierten unsere Stadt nicht finden und bombardieren konnten. Ich hatte keine Ahnung, wie viel Uhr es war, doch es schien sehr früh am Morgen zu sein.

Wieder klopfte es, diesmal noch energischer als zuvor. Es machte mir Angst. Wenn jemand um diese Uhrzeit bei uns vor der Tür stand, dann konnte das nur Ärger bedeuten. Und den wollte ich nicht. Am liebsten hätte ich gar nicht reagiert, hätte mich wieder schlafen gelegt, mich unter den Bettdecken verkrochen und so getan, als ob all dies nie passiert wäre ... der Krieg, die Invasion, die Furcht, die Brutalität.

Doch als ältestes männliches Familienmitglied war es meine Aufgabe, mich dem zu stellen, was da vor unserer Tür vorging. Ich erhob mich von der Strohmattatze und verliess das Zimmer. Weil ich meinen jüngeren Bruder Abram vor dem beschützen wollte, was da draussen war, schloss ich die Zimmertür hinter mir – im Bewusstsein dessen, dass es eine eher symbolische als wirksame Massnahme war ...

Schnell eilte ich zur Haustür und griff mit zitternder Hand nach der Klinke. Als meine Handfläche das kalte Metall berührte, durchzuckte mich ein hoffnungsvoller Gedanke:

Vielleicht sind es Chaim und Anszel mit Marscha und dem Baby.

Oh Gott, lass es doch sie sein!

Ich drückte die Klinke nach unten und öffnete die Tür einen Spaltbreit. Das erste Licht der Morgendämmerung brach sich Bahn. Ich heftete meinen Blick auf den Boden. Es schien mir irgendwie sicherer, wenn ich nicht alles sah, was sich dort draussen befand.

Ein schwerer schwarzer Stiefel stand dort im Schatten meinen nackten Füßen gegenüber. Ich wollte die Tür wieder schliessen, aber schwarz be-

handschuhte Hände stiessen sie auf. Die kalte Luft traf mich so hart, als hätte mich jemand geschlagen. Ich wich zurück. Zwei deutsche Soldaten standen Schulter an Schulter vor mir und hielten Maschinengewehre in der Hand.

Alles um mich herum schien zu schwanken. Ich griff nach der Tür, um Halt zu finden. Ich fühlte mich ohnmächtig. Ich hatte keine andere Wahl, als die beiden anzuschauen. In ihren Gesichtern konnte ich meine Zukunft sehen – eine Zukunft, in der es nichts als Finsternis gab.

In meinem Kopf hämmerte es; mein Pulsschlag pochte laut in meinen Ohren. Einer der beiden Männer fing an zu reden. Es dauerte ein paar Augenblicke, bis ich ihn verstand. Er sprach deutsch. Diese Sprache beherrschte ich gut genug, um zu wissen, dass er mich nach meinem Vater fragte.

Ich konnte kaum noch atmen. Wie sollte ich da sprechen? Als ich schliesslich meine Stimme wiederfand, klang sie dünn und schwach. Ich stotterte herum und versuchte, mir die richtigen deutschen Worte ins Gedächtnis zu rufen, um mich ihm verständlich zu machen. Ich sagte ihm, dass mein Vater tot sei.

Er fragte, ob ich noch ältere Brüder zu Hause hätte.

Ich verneinte.

Das stimmte auch. Anszel war verheiratet und hatte einen kleinen Sohn, und Chaim wohnte schon seit Monaten nicht mehr bei uns. Seit das Ghetto, in dem wir lebten, geschlossen worden war, hatten wir keinen von beiden mehr gesehen. Mutter machte sich ständig Sorgen um die beiden, vermutete aber, dass sie sich in dem zweiten Ghetto in Radom befanden.

Der andere Soldat, der seinen Helm nach hinten in den Nacken geschoben hatte, bedeutete mir, ich solle aus der Tür heraustreten.

Ich versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Gerüchte stimmten also ... Die Nazis trieben wieder Männer aus dem Ghetto zusammen und nahmen sie mit!

«Nein, bitte nicht», bettelte ich. «Ich kann nicht weg! Meine Mutter – sie ist Witwe. Sie braucht mich!»

Wieder befahl mir der Soldat mit einer Kopfbewegung, dass ich herauskommen sollte. Meine Gedanken überschlugen sich.

Das kann nicht wahr sein! Was wollen die von mir? Ich habe doch schon Gräben für sie ausgehoben. Sie können mich doch nicht einfach mitnehmen! Was habe ich denn verbrochen? Ich habe nichts Böses getan!

Ich wollte Einspruch erheben. Ich musste doch unbedingt erst noch mit Mutter sprechen, ihr sagen, dass sie sich keine Sorgen zu machen brauchte. Ich wollte meine kleine Schwester Laja ermutigen, sie solle tapfer sein und nicht weinen. Ich wollte Abram bitten, sich um die beiden zu kümmern, bis ich wieder zurück war. Ich wollte ihnen zurufen, dass sie Chaim und Anszel benachrichtigen sollten. Anszel würde wissen, was zu tun war. Er wusste es immer! Es gab so vieles, was ich meiner Familie noch sagen wollte.

Ich deutete auf mein Unterhemd und erklärte den Soldaten, dass ich andere Kleider und ausserdem noch Schuhe anziehen musste.

Ich brauche noch etwas Zeit, um mit meiner Mutter zu reden!

Ich drehte mich um, aber kräftige Hände, die sich in meine Schulter zu bohren schienen, hielten mich zurück.

«Nein!», fuhr mich der Soldat an. «Du hast alles, was du brauchst.»

Ich blickte auf mein dünnes Unterhemd, die Pyjamahose und meine nackten Füße.

Das soll alles sein, was ich brauche? Wie kann das sein?^{5, 6, 7}

2. | Im Auge des Sturms

«Wir arbeiteten hart,
und wir liebten einander.»

– *Joe Rubinstein* –

Ich wurde in einer friedlichen Zeit geboren, in den ruhigen und guten 1920er Jahren, als die Welt in ihrem Wahnsinn eine Pause einlegte – zwischen dem grossen, schrecklichen Ersten Weltkrieg und dem Zweiten Weltkrieg, der noch bevorstand.

Der Erste Weltkrieg mit seinen 37 Millionen Opfern hatte keinerlei Lösung gebracht. Die alten Denkweisen, die alten Bündnisse und die alten Feindschaften hatten sich nur noch tiefer in die Seelen der Menschen eingegraben. Die neue Ordnung in Europa wurde nur durch einen dünnen Faden zusammengehalten und nährte die kalte, wieder aufkeimende Wut.

Wenn sie durch den ersten Krieg nicht so ausgezehrt gewesen wären, hätten meine Eltern, meine Grosseltern oder irgendjemand sonst vielleicht etwas bemerkt. Sie hätten möglicherweise den Druck von etwas Bedrohlichem gespürt, das da draussen in nebelhafter Ferne langsam vor sich hin schwelte und allmählich aufzulodern begann. Doch im Auge des Sturms ist es ruhig – es gibt kein Anzeichen dafür, dass das Schlimmste noch kommt, keinen Hinweis darauf, dass die Welt sich wieder gegen sich selbst wenden wird.

Als bei meiner Mutter an jenem 16. September 1920 die Wehen einsetzten, waren meine Eltern überglücklich und erleichtert, dass das vergangene schreckliche Jahrzehnt hinter ihnen lag. Sie wussten nicht, was die Zukunft bringen würde, aber sie waren überzeugt, dass nichts schlimmer sein konnte als das, was sie in den letzten Jahren durchgemacht hat-

ten; nichts konnte furchtbarer sein als der Krieg und der Verlust eines Kindes.

Eine Stunde nachdem mein Bruder Chaim zur Welt gekommen war, konnte man in unserer winzigen Wohnung in der Lubelska-Strasse* Nr. 5 in Radom, Polen, auch meinen ersten Schrei hören. Ich wurde als Icek Jakub Rubinsztejn geboren. Meine Ankunft in dieser Welt war für alle überraschend, ausser für meine Mutter und ihre Hebamme, die ihre Vermutung, dass es Zwillinge werden könnten, für sich behalten hatten. Sie fürchteten nämlich, dass die anderen enttäuscht sein könnten, wenn sie sich geirrt hätten. Und eine Enttäuschung war das Letzte, was meine Eltern brauchten, nachdem ihr ältester Sohn, der elfjährige Solomon**, kurz zuvor gestorben war.

Nach unserer Geburt weinte meine Mutter noch stundenlang Freudenstränen. Immer wieder flüsterte sie Dankgebete und bat Gott um ein langes, gesundes Leben für uns. Sie war voller Dankbarkeit darüber, dass Anszel nun wieder einen Bruder, ja sogar zwei Brüder haben würde.

Die Neuigkeit von unserer Geburt verbreitete sich in Windeseile. Die Familie meiner Mutter, die Kierszenblats und Wajcmans, sowie die Familie meines Vaters lebten schon seit vielen Jahren in der Nähe von Radom. Alle freuten sich, dass Rachel und Ruwin Rubinsztejn, die in so tiefer Trauer gewesen waren, nun Zwillinge bekommen hatten. Noch mehr Aufregung verursachte die Nachricht, dass wir beide uns zum Verwechseln ähnlich sahen. Wenn ich nicht ein kleines Muttermal an meinem rechten Ohrläppchen gehabt hätte, dann hätte niemand, nicht einmal unsere Eltern, uns auseinanderhalten können.



Meine Mutter hiess Reszka, wurde aber «Rachel» genannt. Sie war achtzehn, als sie meinen Vater kennen lernte und ihn heiratete. Mit einer Grösse von ein Meter neunzig war dieser junge Mann kaum zu übersehen. Mein Grossvater Mendel Kierszenblatt erzählte mir, dass er und Gross-

mutter Ruchla befürchteten, meine Mutter sei noch zu jung, um zu heiraten. Doch sobald sie merkten, wie sehr ihre Tochter den jungen Ruwin liebte, hatten sie nichts mehr dagegen einzuwenden. Sie mochten die freundliche Art meines Vaters, der von Beruf Bäcker war, und so stimmten sie der Heirat zu.

Ein Jahr später brachte meine Mutter Solomon zur Welt. Dawid wurde im darauffolgenden Jahr geboren. Sein zweiter Vorname Ansel wurde für ihn zum Rufnamen. Mein Zwillingbruder Chaim erhielt den Spitznamen «Chi», und mich nannten unsere Freunde und Nachbarn stets «Uzick». Sie blieben darin hartnäckig. Obwohl meine Mutter sie immer wieder korrigierte, liessen sie sich nicht davon abhalten. Ich war knapp drei Jahre alt, als Abram, «Abe» genannt, geboren wurde, und sechs Jahre, als meine Schwester Laja unsere Familie vervollständigte.

Wir lebten in einer sehr kleinen Wohnung im Erdgeschoss eines Gebäudes, das noch zehn weitere Familien beherbergte. Meine Eltern stammten beide aus tiefgläubigen jüdischen Familien, wo das Gebet und die Gemeinschaft mit anderen Juden an erster Stelle standen. Zuhause sprachen wir Jiddisch, eine Sprache, die Elemente sowohl der hebräischen als auch der deutschen Sprache enthält. Ausserdem konnten wir fliessend Polnisch. Radom war in meiner Kindheit eine lebhaftere Industriestadt mit fast 75.000 Einwohnern, wobei die jüdische Bevölkerung mehr als ein Drittel ausmachte. Ich wuchs auf in der Überzeugung, dass unser Haus im Herzen Radoms lag und Radom im Herzen Polens und Polen wiederum im Herzen Europas.

Wir Kinder schliefen alle in einem Zimmer, in Stockbetten auf Matratzen, die mit Stroh ausgestopft waren. Im Zimmer nebenan benutzten meine Eltern ebenfalls ein Bett aus Stroh, das für meinen Vater mit seiner Körpergrösse jedoch so unbequem war, dass er häufig lieber auf dem Fussboden schlief. Als die beiden irgendwann genug Geld gespart hatten, um sich richtige Matratzen zu leisten, hatte sich Vater so sehr an das Übernachten auf dem Boden gewöhnt, dass meine Mutter ihn morgens oft dort vorfand.

Da es im Haus kein fliessendes Wasser und keine Toiletten gab, mussten alle Parteien, die dort wohnten, ein Aussen-WC benutzen. Unsere Wohnung war in einem miserablen Zustand. Der Vermieter war ein netter Mann, und wir Kinder spielten oft mit seinen Söhnen Fussball. Doch er sagte uns, dass die fünf Zloty, die wir monatlich an Miete bezahlten, nicht ausreichten, um das Gebäude instand zu halten.

Folglich war es in unserer Wohnung im Winter kalt und klamm und im Sommer viel zu heiss und feucht. Wenn es regnete, tropfte das Wasser durch die Löcher im Dach, und wenn es windig war, flackerte die Kerze auf unserem Küchentisch selbst bei geschlossenen Fenstern. Während der Schneestürme stopfte meine Mutter die Fenstersimse mit Lumpen aus, damit der Schnee nicht hereingeweht wurde.

In unserem Haus gab es keinen Strom, darum leuchteten in unserer Wohnung abends Kerzen und Petroleumlampen. Ausserhalb des Gebäudes gab es eine Wasserpumpe. Doch da der Brunnen als verunreinigt galt, mussten wir abwechselnd das Wasser mit Eimern vom nächstgelegenen Wohnblock herschleppen. Wir hatten auch keinen Herd in unserer Küche, deshalb kochte meine Mutter alles auf einer einzigen Kochplatte.

Kurz nach der Hochzeit beschloss mein Vater, den ich «Tatte» nannte, dass er nicht länger den Mehlstaub beim Getreidemahlen einatmen wollte. Er sagte, der Staub sei praktisch überall, und er könne das nicht mehr ertragen. Eine berufliche Veränderung musste her, und die Gelegenheit dazu erkannte er im wachsenden Bedarf an Transportmöglichkeiten in unserem Land. Meine Grosseltern waren über diese Entscheidung nicht glücklich, denn sie befürchteten, dass ihre Tochter dadurch zu oft allein sein würde. Mein Grossvater sprach mit Tatte darüber, doch seine Besorgnis stiess auf taube Ohren.

Tatsächlich bestätigten sich Grossvaters Befürchtungen, denn der neue Beruf meines Vaters liess ihn die meiste Zeit unterwegs sein. Tatte durchreiste ganz Polen bei jedem Wetter und fuhr mit seinen Pferdegespannen

jede Woche Hunderte von Kilometern. Mehrmals im Monat führte der Weg sogar ins mehr als hundert Kilometer entfernte Warschau. Das kleine Fuhrunternehmen wuchs ständig. Irgendwann hatte mein Vater genug Geld gespart, um zahlreiche Fahrer einzustellen und acht Zugpferde, mehrere schwere Wagen und drei leichtere Kutschen anzuschaffen. All dies ermöglichte es meinem Vater, genügend Menschen und Waren zu transportieren, um unserer Familie ein angenehmes Leben zu erarbeiten. Das blieb jedoch nicht ohne Folgen für unsere Mutter, die oft die ganze Last der Fürsorge für ihre wachsende Familie allein tragen musste. Auch wenn sie vielleicht darüber unglücklich war, so hörte ich sie doch niemals klagen.

Tattes Scheune war der Mittelpunkt seines Unternehmens. Sie war nur einen kurzen Fussweg von unserem Haus entfernt. Dort waren seine Pferde und Wagen untergebracht, und dort hielt er auch die Hühner, die unserer Familie gehörten. Wenn ich frische Eier holen sollte oder wenn ich gerade nichts Besseres zu tun hatte, dann ging ich gern zur Scheune und sah meinem Vater zu, wie er die Wagen belud, die Pferde anspannte oder sie striegelte und fütterte. Ich war noch klein, aber ich erinnere mich daran, dass ich immer voller Bewunderung über die Kraft meines Vaters staunte. Er konnte ganz allein einen schweren Wagen bewegen und ihn dorthin zirkeln, wo er ihn brauchte. Das war eine Arbeit, die normalerweise von mehreren Männern erledigt wurde. Als meine Mutter ihn das erste Mal die Kutsche manövrieren sah, rief sie entsetzt: «Du wirst dich noch umbringen!» Aber Vater lächelte nur und liess seine Armmuskeln spielen, um sie zum Lachen zu bringen.

Doch die viele Arbeit war nicht der einzige Punkt, weswegen mein Vater von meiner Mutter so manches zu hören bekam. Ich erinnere mich auch, dass sie ihn immer wieder tadelte, wenn er nach Hause kam und nach Alkohol und Zigaretten roch. Mutter machte sich Sorgen um ihn und um uns. Er rauchte und trank nämlich sehr viel. Mit ihrer Kritik erreichte meine Mutter bei ihm jedoch gar nichts. Ich höre Tatte immer noch laut

lachen, wenn er rief, er müsse doch schliesslich etwas trinken, um sich auf den kalten nächtlichen Touren warm zu halten.

Trotzdem waren diese frühen Jahre eine gute Zeit für unsere Familie. Einmal kam mein Vater von einer langen Reise zurück, als wir gerade Abendbrot assen. Er trug einen schweren Pelzmantel und einen Hut. Sein Gesicht war gerötet und seine Stimme lauter als sonst. Als er sich zu unserer Mutter hinunterbeugte, um ihr einen Kuss auf die Wange zu geben, konnte ich seine Bierfahne riechen. Er grub in seinen Hosentaschen, holte eine Handvoll Münzen heraus und warf jedem von uns ein paar zu. «Es war ein guter Monat», rief er fröhlich. «Was wollt ihr mehr?»

Meine Mutter behütete ihre Kinder sehr, wahrscheinlich deshalb, weil sie bereits einen Sohn hatte beerdigen müssen. Ich wünschte, ich hätte meinen Bruder Solomon kennen gelernt oder hätte zumindest etwas mehr über ihn gewusst. Aber Mutter und Tante sprachen selten über ihn. Vielleicht war das einfach zu schmerzhaft für sie. Ich wusste nur, dass Solomon lange Zeit schwer krank gewesen war. Meine Eltern hatten ihn in ihre Kutsche gesetzt und ihn zu Ärzten in ganz Polen gefahren, in der Hoffnung, dass jemand ein Heilmittel für seine kranken Lungen hatte. Doch dieses Heilmittel gab es nicht.

Ich weiss noch, dass meine Mutter zu Tante sagte, er solle uns Kinder nie bestrafen, das sei ihre Aufgabe. Ich glaube, sie machte sich Sorgen, dass er uns aufgrund seiner Körpergrösse und Kraft und dazu noch unter dem Einfluss irgendwelcher Spirituosen verletzen könnte. Vielleicht teilte er ja ihre Befürchtung, denn wir bekamen seine Hand nie zu spüren, nicht einmal einen leichten Klaps bekamen wir.⁸

* Die Lubelska-Strasse wurde später in Zeromskiego-Strasse umbenannt. Joe meint, dass sie zumindest zeitweise auch in der Lubelska-Strasse Nr. 9 wohnten.

** Das genaue Alter Solomons zum Zeitpunkt seines Todes ist unklar.

3. | Das weisse Tuch

«Ich werde niemals das weisse Tuch vergessen,
das meinen Vater bedeckte.»
– Joe Rubinstein –

Tattes Haut hatte sich blau verfärbt, und beim Atmen war ein seltsames, beängstigendes Geräusch zu hören; es klang wie die Rassel meiner kleinen Schwester. Aus seinen Mundwinkeln quoll Blut, wenn er hustete.

Wir waren alle da – meine Mutter, Anszel, Abram, Chaim und ich, beide sechs Jahre alt. Wir hatten uns um unseren Vater versammelt, der in unserer kleinen Wohnung auf einer dünnen Strohmatten auf dem Fussboden lag. In der Ecke sass meine Grossmutter und wiegte leise meine Schwester Laja auf dem Schoss, und neben ihr sass mein Grossvater und sagte kein Wort.

Ich wusste nicht so genau, was da vor sich ging; ich merkte nur, dass mit Tatte irgendetwas nicht stimmte, und Mutter war sehr traurig. Ihr ganzer Körper zitterte, und ihre Augen waren rot und geschwollen, so wie meine aussahen, wenn ich heftig geweint hatte. Ich schob meine Hand in ihre und versuchte sie auf diese Weise zu trösten, doch das schien nicht zu helfen.

Meine Mutter sagte, der Krebs in seiner Lunge hätte ihn so krank gemacht. Ich hatte Angst. Vater war schon seit Monaten krank, aber so hatte ich ihn noch nie gesehen, nicht einmal, als er nach einer Operation aus Warschau zurückkam. Mutter hatte doch gesagt, dass die Operation ihm helfen würde. *Aber warum ging es ihm denn immer noch nicht besser?*

Mutter drängte Vater, sich ins Bett zu legen, aber er rührte sich nicht vom Fleck. Ihre Stimme klang fremd, als sie plötzlich rief:

«Warum? Warum verlässt du mich jetzt? Hier sind fünf Kinder, die dich brauchen! Ich will das nicht allein machen! Ich kann es nicht... Ich kann es nicht allein schaffen!»

Er öffnete die Augen, und es kam mir so vor, als ob sie auch sehr traurig aussahen. Seine Worte kamen stossweise.

«Rachel», flüsterte er und befeuchtete seine geschwollenen, blauroten Lippen mit der Zunge. «Du bist nicht allein. Gott ist bei dir und hält dich in seinen Händen.»

Ich verstand nicht, was er damit meinte. Mutter jedenfalls schienen diese Worte nicht zu trösten; sie weinte noch heftiger als zuvor.

Dann drückte sie meine Hand und liess sie los. Ihre Finger zitterten, als sie Vaters Hand nahm und sie sanft gegen ihre feuchten Wangen presste. Sie sprach leise mit ihm, und es hörte sich nicht so an, als ob sie alles herausbrachte, was sie sagen wollte. Immer wieder bat sie ihn, uns nicht zu verlassen. Sie sagte ihm, sie wolle nicht, dass er fortging; er müsse hierbleiben, um uns aufwachsen zu sehen, um ihr mit dem Baby zu helfen. Und seine Kutscher, die brauchten ihn auch. Es war doch noch viel zu früh! Vater antwortete ihr nicht. Da wurde Mutters Stimme lauter, und sie schrie:

«Wo gehst du hin?»

Ich dachte, dass Vater sie gar nicht hörte. Doch dann öffnete er noch einmal die Augen und bewegte seine Hand ganz leicht, wobei sein Zeigefinger nach oben deutete. Ich starrte den Finger an, bis er ganz langsam wieder sank. Mein Vater schloss die Augen. Das Rasseln war nicht mehr zu hören. Mutters Schultern zuckten, als sie aufschrie:

«Nein, nein, nein, nein!»

Sie packte seine Hände und drückte sie. Seine Hände, die immer so stark gewesen waren, die alles vermochten, alles reparieren konnten – nun lagen sie da und bewegten sich nicht mehr.

Mutter drehte sich nach uns vier Jungs um und schüttelte den Kopf, als merkte sie erst jetzt, dass wir da waren. Dann hatte sie plötzlich einen seltsamen Gesichtsausdruck, als hätte sie gerade etwas beschlossen. Sie

wischte sich die Tränen ab, holte tief Luft und sah meinen Vater lange Zeit an. Dann zog sie ihm sein weisses Betttuch über das Gesicht.

Ich hasste dieses weisse Tuch. *Warum deckt sie Tatte zu?* Ich wollte, dass er das Tuch wegriß und lachte, mich fest in den Arm nahm und einen Ringkampf mit mir anfang. Stattdessen lag er regungslos da, und das Tuch blieb einfach auf seinem Gesicht liegen.



Im Dezember war es in Polen eiskalt. Tatte hatte die Kälte stets gehasst. Er hatte sich dann immer in dicke Pelzdecken eingehüllt und getrunken, um sich warm zu halten, wenn er seine Wagen fuhr. Deshalb schien es mir einfach nicht richtig, dass er dort unten auf der kalten Erde lag und nur ein weisses Tuch trug, das Grossvater «Tachrichim» nannte, und seinen weissen Gebetsschal, der «Tallit» hiess.

Auf dem Weg zum Friedhof erklärte Grossvater uns, dass wir, wenn wir gestorben sind, nur mit einem weissen Tuch bekleidet vor Gott treten dürfen. Grossvater las uns aus der Thora vor: «Du bist Staub von der Erde, und zu Staub musst du wieder werden» (1. Mose 3,19). Dann sagte er, dass der Leib unseres Vaters nach jüdischer Tradition direkt in die Erde gelegt würde, anders als bei unseren katholischen Nachbarn, die ihre verstorbenen Angehörigen in Särgen bestatteten. Es schien mir trotzdem nicht richtig, dass Tatte nur mit Brettern bedeckt beerdigt wurde. Ich konnte nicht aufhören zu weinen bei dem Gedanken daran, dass Tatte jetzt in diesem kalten Grab lag.

Ein feierlich aussehender Rabbi mit einem langen, grau melierten Bart schnitt ein schwarzes Band durch und sprach ein paar Gebete, die er aus einem Buch vorlas. Während der Rabbi sprach, wanderten Grossmutter's Blicke immer wieder zu mir, und ich sah, dass ihre Augen genauso rot waren wie die meiner Mutter. Grossmutter nickte mir zu und murmelte irgendetwas; ich glaube, sie wollte mir sagen, dass ich stark sein sollte. Ich kam mir aber gar nicht stark vor.

Ich spürte den kalten Erdklumpen in meiner Hand, während meine Brüder und ich den Anweisungen meiner Mutter folgten und jeder von uns eine Handvoll Erde in Tattes Grab warf. Ich wollte mich zuerst weigern, aber Mutter sagte mir, wir müssten das tun, um Gott zu zeigen, dass wir den Tod unseres Vaters akzeptiert hatten.

Ich zuckte zusammen bei dem dumpfen Aufschlag, den die Erdklumpen auf den Brettern verursachten. Ich wusste nicht, was Mutter damit meinte, dass wir Vaters Tod akzeptieren sollten. Ich wollte Tante zurückhaben. Ich wollte statt Dreck lieber meinen Mantel ins Grab hinunterwerfen, aber ich wusste, dass meine Mutter das nicht zulassen würde. Ich wollte, dass Vater es warm hatte. Wie sollte ihm sonst warm werden?

Als Grossvater und Grossmutter an der Reihe waren, warfen auch sie ihre Handvoll Erde. Grossvater blieb noch lange dort stehen und starrte ins Grab hinunter, dann schüttelte er den Kopf und ging weg.

Einen Monat später fuhr ein Nachbar meine Mutter und mich mit seinem Einspanner zu dem Friedhof, der ausserhalb von Radom lag. Mutter bat mich, in der Kutsche sitzen zu bleiben, wo ich vor dem Wind geschützt war. Ich kauerte mich unter die Decken, linste aber immer wieder darunter hervor, um meine Mutter zu beobachten, wie sie zwischen den weit entfernten Grabsteinen umherging. Als sie schliesslich stehen blieb und niederkniete, wandte sie mir den Rücken zu. Ihre Schultern waren gebeugt und zitterten. Ich fragte mich, ob ihre Augen wieder gerötet waren. In ihren Händen glomm ein schwacher Lichtschein auf.

Auf der Rückfahrt fragte ich meine Mutter, was sie gemacht hatte. Sie sagte, sie hätte auf den Gräbern meines Vaters und meines Bruders Laternen der Liebe angezündet. Ich lächelte und grub mein Gesicht wieder in die Decke. Ich wusste, dass sie die Laternen angezündet hatte, damit die beiden es warm hatten.⁹

4. | Kraft durch die Familie und den Glauben

«Ich weiss nicht,
wie unsere Mutter es geschafft hat.»

– *Joe Rubinstein* –

Nach dem Tod unseres Vaters wurde das Leben für meine Mutter immer schwieriger. Mit wenig Geld und fünf Kindern, die sie grossziehen musste, verbrachte sie einen Grossteil ihrer Zeit damit, uns etwas zu essen zu besorgen.

Ein kleiner Laden in unserer Nähe bot Lebensmittel und Konserven an, hatte jedoch keine Räumlichkeiten, um frische Produkte zu verkaufen. Mutter aber besass einen grünen Daumen, und so begann sie auf einem nahegelegenen Stück Land Obst und Gemüse anzubauen. Der Platz, der ihr dort zur Verfügung stand, war allerdings begrenzt.

Darum begleiteten meine Geschwister und ich unsere Mutter vom späten Frühling bis zum Ende des Herbstes jeden Donnerstag zu einem ausserhalb gelegenen Markt, wo die Einheimischen Obst und Gemüse feilboten.

Wir gingen immer abwechselnd mit unserer Mutter mit und beluden den Wagen, bis er von Erdbeeren, Gurken, Kartoffeln, Kohl, Karotten und Zwiebeln fast überquoll.

Am nächsten Tag standen wir dann schon bei Tagesanbruch auf und schoben den Wagen mehrere Wohnblöcke weiter zu einem Laden, wo Mutter draussen einen kleinen Stand errichtete, um sowohl ihre selbst angebauten Produkte wie auch die Früchte und das Gemüse vom Markt zu verkaufen.

Der lokale Ladenbesitzer war ihr dankbar, denn auf diese Weise konnte er seine Kunden zufriedenstellen und zugleich unserer Familie helfen, die

es nicht leicht hatte. Der Stand brachte zwar nicht viel ein, aber er blieb trotzdem über viele Jahre unsere Haupteinnahmequelle, bis meine Brüder und ich alt genug waren, um selbst Arbeit zu suchen. Mutter verbrachte Stunde um Stunde an ihrem Stand, um ihre Waren zu verkaufen. Wenn am Abend noch etwas übrig war, kehrte sie am nächsten Tag zum Stand zurück, bis ihr Wagen leer war. Wir Kinder verbrachten auch viel Zeit damit, ihr zu helfen.

Im Winter assen wir das, was unsere Mutter im Sommer und Herbst eingeweckt hatte. Sie streckte alle Mahlzeiten, sodass sie länger reichten, als ich es für möglich gehalten hatte. Unser Hauptgericht bestand in der Regel aus einer Suppe. Ich weiss nicht, was wir ohne Mutters Cousine und deren Mann getan hätten, die ein Restaurant und eine koschere Schlachterei besaßen. Jede Woche baten sie mich vorbeizukommen, und dann schenkten sie uns übriggebliebenes Kalbfleisch, Rindersalami und Brot.

Wenn ich die belebte Hauptstrasse unserer Stadt entlangging, strömte mir schon der köstliche Duft ihres Ladens entgegen, und mir lief in Vorfreude das Wasser im Mund zusammen. Sie kochten wunderbare Gerichte, und ihr Restaurant war immer gut besucht.

Die Kinder der beiden waren älter als wir, und so hatte ich, wenn ich nach Hause zurückkam, die Arme oft nicht nur voll mit Lebensmitteln, sondern auch mit Kleidern für Abram und Laja.

Jede Woche legten sie zudem die Knochen beiseite, die ihre Kundschaft nicht wollte, und meine Mutter kochte eine besondere Suppe daraus. Während wir Kinder den köstlichen Eintopf schlürften, pflegte meine Mutter zu rufen:

«Die Leute wissen ja gar nicht, was sie da wegwerfen!»



Abends, wenn Chaim und ich zu Bett gingen, sahen wir manchmal zu, wie Mutter ihr glänzendes schwarzes Haar aus dem Knoten in ihrem Nacken löste, den sie den ganzen Tag trug, und es büstete. Mit offenem Haar sah sie so jung und schön aus. Ich wusste, dass sie unseren Vater

sehr vermisste; ich sah es in ihrem Blick. Wenn sie uns dabei ertappte, wie wir sie beobachteten, lächelte sie immer und versuchte ihren Kummer zu verbergen.

Ich hätte sie gern gefragt, warum das Leben so ungerecht ist. Sie hatte es nicht verdient, sowohl ihren Sohn als auch ihren Mann zu verlieren und fünf Kinder alleine grossziehen zu müssen. Sie hatte doch nichts Böses getan. Ich sagte nichts, fühlte mich aber niedergeschlagen beim Gedanken an die neue, entmutigende Erkenntnis, dass Menschen nicht immer das bekommen, was sie verdient haben.

Ich wollte etwas dafür tun, dass ihr Leben leichter wurde. Darum schwor ich mir: Solange ich konnte, würde ich immer versuchen, ihr zu helfen. Ich wusste, dass mein Vater es so gewollt hätte.

In der Woche, in der mein Vater gestorben war, hatte Ansel zu unserer Mutter gesagt, sie brauche sich keine Sorgen zu machen; er werde dafür sorgen, dass wir alle ihr halfen. Wir schauten zu unserem grossen Bruder auf, der für sein Alter sehr reif war, und hörten auf ihn, als wäre er unser Vater. Doch schon bald mussten wir feststellen, dass er sehr viel strenger mit uns umging als Tante. Ansel duldete bei seinen Brüdern keinerlei Müssiggang. Er machte uns klar, dass wir es Mutter schuldig waren, ihr zu helfen. Wenn er den Eindruck hatte, dass ich nicht hart genug arbeitete, zwang er mich, Mutters Hände anzuschauen, die vom Wäscheschrubben auf dem Waschbrett rot und wund waren.

Wenn wir ihm widersprachen, drohte er uns mit seinem Gürtel eine Tracht Prügel an. Ansel hatte keinerlei Mitleid mit mir, wenn ich mich beklagte, dass ich zu müde zum Arbeiten sei, oder wenn ich Ausreden erfand, weil ich eine übernommene Aufgabe vergessen hatte. Mehr als einmal schaute er mich missbilligend an und warf mir vor, der Faulste in der Familie zu sein. Ich aber wollte nicht gern einen Anlass zur Enttäuschung geben.

Ausser Mutter gab es niemanden, den ich so sehr bewunderte wie Ansel. Ich wollte so gern wie er sein und konnte den Gedanken, ihn im Stich

zu lassen, nicht ertragen. Doch so sehr ich mir auch wünschte, dass es anders wäre, konnte ich doch nicht leugnen, dass etwas dran war an seinem Vorwurf, ich sei faul. Es stimmte. Ich schlief oder spielte lieber Fussball, statt meine Aufgaben zu erledigen, und das liess mir Anszel nicht durchgehen. Er bestand darauf, dass wir morgens früh aufstanden und unsere Arbeiten erledigten, bevor wir zur Schule gingen. Und nach der Schule gab es auch viel zu tun. Erst wenn Anszel sich davon überzeugt hatte, dass wir mit allem fertig waren, gewährte er uns etwas Freizeit.

Am meisten Spass hatten Chaim, Abram und ich, wenn wir mit anderen Jungen aus der Nachbarschaft spielten. Wir liebten Wettkämpfe aller Art und spielten sogar nach Einbruch der Dunkelheit weiter. Fussball war unser liebster Sport, und so nutzten wir jede Gelegenheit, um auf der Strasse vor unserem Wohnblock zu kicken. Wenn Anszel mitspielte, gefiel es mir am besten, denn er war so viel grösser, kräftiger und schneller als alle anderen.

Wenn wir Nachbarskinder zusammen spielten, dachten wir kaum je über unsere unterschiedliche Herkunft nach. Ich glaube, niemand von uns scherte sich darum, ob jemand Jude war oder nicht. Wir lachten, kämpften und neckten einander, wir feierten gemeinsam und waren die besten Freunde. Viele meiner katholischen oder protestantischen Freunde luden mich an Weihnachten und Ostern zu sich nach Hause ein. Mutter war darüber nicht besonders glücklich; sie fürchtete, dass es meinen Glauben schwächen könnte. Ich versicherte ihr, das sei nicht der Fall, doch sie liess sich davon nicht überzeugen.

Mutter war dankbar, dass ihre Kinder alle gesund waren und es bei uns keine ernstesten Erkrankungen oder Unfälle gab. Nur einmal wachte ich auf und erblickte einen Arzt, der mich versorgen musste, weil ich bewusstlos gewesen war. Das kommt davon, wenn man auf dem Dach herumtobt und abrutscht. Doch abgesehen von dem Unfall mit dem Dach war unsere Familie gesund und munter, und das hatten wir, glaube ich, vor allem den

gesunden Mahlzeiten zu verdanken, die unsere Mutter mit Lebensmitteln aus ihrem Garten und mit dem frischen Fleisch und den Eiern unserer eigenen Hühner zubereitete.

Der Sabbat war mein Lieblingstag. Er wurde bereits am Freitagabend eingeläutet, wenn meine Mutter kurz vor Sonnenuntergang zwei Kerzen anzündete und einen Segen sprach. Sofern mein Grossvater nicht dabei sein konnte, fiel es Ansel als dem ältesten männlichen Familienmitglied zu, das Tuch abzuheben, das die beiden Challah-Laibe, eine Art Hefezöpfe, bedeckte.

Nach dem Segen teilte er die Zöpfe in Stücke und reichte sie allen am Tisch. Sobald jeder von uns ein Stück davon gegessen hatte, verschlangen wir Mutters leckere Mahlzeit, bei der ihre spezielle Borschtsch-Suppe nicht fehlen durfte, die aus Roter Bete, Knoblauch und Zwiebeln bestand; oft verlängerte sie die Suppe, und wir genossen sie später noch als Getränk. Nach dem Essen blieben wir weiter zusammen und sangen Lieder, die «Zemiro» genannt werden.

Am nächsten Tag gab es ein ebenso wunderbares Essen. Ich weiss nicht, wie meine Mutter das machte, wo sie doch so wenig zur Verfügung hatte; doch irgendwie gelang es ihr immer. Für mich war sie die beste Mutter, die es gab.

Unsere Grosseltern halfen uns, so viel sie konnten. An den Festtagen feierten wir mit so vielen Angehörigen und Freunden, wie in die jeweilige Wohnung passten. Die zwei Brüder meiner Mutter waren nach Amerika ausgewandert, sobald sie alt genug gewesen waren, ihr Elternhaus zu verlassen. Wir hatten sie nicht kennen gelernt, aber Mutters Schwester und deren zwei Kinder lebten bei unseren Grosseltern, und so trafen wir sie mehrmals pro Woche. Die Eltern meines Vaters waren gestorben, bevor ich zur Welt kam, doch Geitel, die Schwester meines Vaters, und ihr Mann Bernard Ackerman feierten immer mit uns zusammen, bis sie weg-zogen, während ich im Teenageralter war.

Jedes Jahr am Passahfest schenkte unsere Mutter uns neue Kleider, die sie liebevoll in Zeitungspapier einpackte. Unsere Gesichter strahlten in Vorfreude, wenn wir die Päckchen aufmachten, denn jeder von uns wusste, wie viele Stunden unsere Mutter gearbeitet hatte, um sich solche Geschenke leisten zu können. Ob die Kleider preiswert und von minderer Qualität waren, bemerkten wir nicht.

Ich selbst freute mich am meisten auf die Schuhe und konnte es kaum erwarten, sie auszupacken. Da unser Geld knapp war und wir immer schnell aus allem herauswuchsen, liefen wir häufig barfuss. Auch wenn wir sehr einfache Schuhe aus Stoff und mit Gummisohlen bekamen, machte mir das gar nichts aus. Ich war einfach nur begeistert, ein neues Paar zu bekommen, und fasziniert von ihrem Design.

Jeden Monat besuchte meine Mutter die Gräber von Solomon und Tatte, um dort Laternen anzuzünden. Einmal hörte ich sie an Tattes Grab flüstern, es täte ihr so leid, dass sie noch nicht genug Geld gespart hätte, um richtige Grabsteine zu kaufen. Ich fand es schlimm, dass dieser Gedanke sie so sehr belastete, und so versuchte ich ihr klarzumachen, dass es Tatte bestimmt lieber war, wenn wir genug zu essen hatten und sie sich ein neues Kleid kaufen konnte, als dass er einen Grabstein bekam.

Doch davon wollte Mutter nichts wissen, und so steckte sie jede Woche, nachdem sie ihre Waren auf dem Markt verkauft hatte, ein paar Münzen in eine kleine Blechdose. Es dauerte mehrere Jahre, bis sie den Kaufpreis für die Grabsteine zusammengespart hatte. Und eines Tages konnten wir schliesslich auf dem Friedhof zwei neue Steine mit den eingravierten Namen meines Vaters und Solomons sehen und berühren. Als wir wieder nach Hause gingen, hatte ich den Eindruck, dass meine Mutter ein Stück aufrechter ging. Der Anblick erinnerte mich daran, wie ich mich fühlte, wenn ich die Wassereimer ausgeleert hatte, die ich mit Hilfe eines Jochs über beiden Schultern mehrere Wohnblocks weit bis zum Haus meiner Grossmutter schleppte.

Am jeweiligen Todestag Solomons und meines Vaters versammelte sich unsere ganze Familie am Grab, zündete Kerzen an und sprach einen Segen für die beiden. An jedem dieser Gedenktage versuchte ich mich daran zu erinnern, wie lustig es manchmal mit meinem Vater gewesen war. Ich dachte an sein Lachen, seine Kraft und daran, wie sehr er meine Mutter geliebt hatte.¹⁰

5. | Von Generation zu Generation

«Ich bin froh, dass sie starben, bevor sie wussten,
was mit uns geschehen würde.»

– *Joe Rubinstein* –

Mutter erzählte mir, dass Vater täglich die Synagoge besucht hatte. Nach seinem Tod übernahm Mutters Vater Mendel Kierszenblat, der ebenso tiefgläubig war, die Aufgabe, uns in unserem jüdischen Glauben zu unterweisen.

Jeden Morgen setzte unser Grossvater seine Kippa auf und legte den Tallit an, den weissen Gebetsschal mit den blauen Stickereien. Dann sagte er:

«Gelobt seist du, Herr, unser Gott, König der Welt, dessen Vorschriften unserem Leben Heiligkeit verleihen und der uns das Gebot gegeben hat, uns in den Tallit zu hüllen.»

Jeden Morgen nahm Grossvater etwas zu essen mit, das Grossmutter für ihn vorbereitet hatte, verliess die Wohnung und ging zur Synagoge, um zu beten. Dabei trug er zwischen Hemd und Unterhemd seinen «Tallit Katan», einen kleineren Tallit.

In der Synagoge legte Grossvater seine «Tefillin» an, die Gebetsriemen. Sie bestanden aus einem kleinen Kästchen, das an seinem Oberarm befestigt war und in dem sich kleine Pergamentrollen mit Versen aus der Thora befanden; an dem Kästchen waren Lederriemen angebracht, die von dort aus um den Arm herum bis hinunter zum Handgelenk geschlungen wurden. An der Stirn trug er ein weiteres Kästchen, dessen Riemen bis zu den Schultern herabhingen. Die ganze Zeit über betete Grossvater, voller Dankbarkeit, daran erinnert zu werden, dass Gott die Kinder Israel aus Ägypten befreit hatte.

An manchen Tagen begleitete ich meinen Grossvater und beobachtete

ganz fasziniert all diese Rituale. Ich fragte mich, ob ich mir all diese Worte und Abfolgen würde merken können, wenn es eines Tages auch von mir verlangt wurde.

Nach dem morgendlichen Gottesdienst gingen mein Grossvater und ich gut drei Kilometer zu Fuss bis zu der Fabrik, wo er arbeitete. Dort wurden Waschmittel und andere Reinigungsprodukte hergestellt. Schon draussen vor dem Tor wurde mir fast schlecht bei dem üblen Geruch der Chemikalien, die in der Fabrik verwendet wurden. Immer wieder fragte ich meinen Grossvater, wie er es nur aushalten konnte, dort zu arbeiten. Seine schlichte Antwort lautete stets:

«Irgendjemand muss es ja machen.»

Mein Grossvater tat mir leid, weil er eine solche Arbeit verrichten musste, aber ich bewunderte ihn auch für seine Haltung. Genau wie meine Grossmutter beklagte er sich nie. Stattdessen betonte er, wie dankbar er sei, dass Gott ihm eine Arbeit geschenkt habe und Hände, um sie zu erledigen. Grossmutter störte nur eines an Grossvaters Beruf: der Geruch. Wenn er abends nach Hause kam, liess sie ihn nicht herein, es sei denn, er hatte draussen vor der Tür seine Arbeitskleidung abgelegt und sich mit dem Wasser aus der Schüssel gewaschen, das sie dort für ihn bereitgestellt hatte.

In einem Jahr sparte Mutter monatelang, um Chaim und mir neue Anzüge und schwarze Lederschuhe für unsere Bar-Mizwa-Feier zu kaufen. Wir waren stolz auf unsere neuen Kleider und die dazu passenden Kippas, als wir während der Feier beide aufgerufen wurden, um Segensworte aufzusagen. Danach feierten wir gemeinsam mit der Familie und Freunden. Weil alle etwas zu essen beisteuerten, hatten wir ein reichhaltiges Buffet und genossen es in vollen Zügen. Am liebsten mochte ich die Kartoffelklösse meiner Tante.

In den darauffolgenden Tagen bestand mein Grossvater darauf, dass Chaim und ich die Tefillin trugen, wenn wir zum Beten in die Synagoge gingen – so wie es von jedem jüdischen Jungen über dreizehn Jahren verlangt wurde. Widerwillig stimmten wir zu, doch nachdem unser Grossva-

ter gestorben war, taten wir das nicht mehr – so sehr unsere Mutter auch protestierte.

Mein Grossvater starb mit fast neunzig Jahren, und meine Grossmutter folgte ihm kurze Zeit später. Sie wurden auf demselben Friedhof bestattet wie mein Vater und mein Bruder. Beide hatten ein gesundes und glückliches Leben geführt; bis kurz vor ihrem Tod war keiner von ihnen jemals ernsthaft krank gewesen. Nachdem mein Vater gestorben war, waren sie für uns wie zweite Eltern gewesen, und ich liebte sie sehr.

Grossvater und Grossmutter verliessen diese Erde in der Überzeugung, dass ihre Familie und ihr Glaube durch ihre Kinder und ihre zahlreichen Enkel über viele Generationen weiterbestehen würden. Sie starben, ohne zu ahnen, was auf ihre geliebte Familie zukommen würde. Ich bin froh, dass sie vor dem Krieg gestorben sind und das alles nicht mehr erlebt haben.¹¹

6. | Eingehaltene Versprechen

«Ich wollte nur meiner Familie helfen.»

– *Joe Rubinstein* –

Sobald Anszel alt genug war, besorgte er sich eine Arbeitsstelle in einer Schuhfabrik bei uns in der Stadt. Ab und zu begleitete ich ihn dorthin. Obwohl Schuhe mich immer mehr faszinierten, hegte ich eine starke Abneigung gegen diesen Ort, weil er mich an die stinkende Fabrik erinnerte, in der Grossvater gearbeitet hatte. Chaim schien meine Vorbehalte nicht zu teilen, und als er selbst alt genug war, schloss er sich Anszel an und arbeitete ebenfalls dort.

Als ich zwölf war, fand ich eine Stelle in einer nahegelegenen Holzhandlung. Der Besitzer war ein Jude namens Kiekleski. Er hatte einen lang herabwallenden weissen Bart, und es hiess, er sei der reichste Mann in der Stadt. Ihm direkt unterstellt war der Vorarbeiter, dem ich zugeteilt wurde. Wie der Besitzer selbst war auch er ein netter Mann; seine Frau war eine sehr beliebte Englischlehrerin.

Für die Schule interessierte ich mich wenig, aber meine Mutter bestand darauf, dass ich hinging. Ich blieb dort bis zwei Uhr nachmittags und eilte dann sofort zur Holzhandlung. Dort arbeitete ich Seite an Seite mit den Söhnen des Besitzers. Ich wurde gut bezahlt – drei Zloty pro Woche für das Transportieren von schweren Holzladungen, aus denen später Radspeichen für Kutschen hergestellt wurden. Es war eine schwere Arbeit, aber ich machte sie gern, und es gefiel mir, dass ich dadurch immer kräftiger wurde.

Nachdem Herr Kiekleski erfahren hatte, dass mein Vater nicht mehr lebte, fragte er mich eines Tages, ob ich mit ihm nach Hause zum Abendessen kommen wollte. Er war der einzige Mensch, den ich kannte, der ein

Auto besass. Als wir die Holzhandlung in seinem glänzend schwarzen, chromverzierten Opel verliessen, blieb mir fast die Luft weg vor Begeisterung. Ich lächelte unaufhörlich vor mich hin, während wir immer schneller fuhren, und wünschte mir, dass mein Vater so etwas noch erlebt hätte. Er hätte es nie für möglich gehalten, welche Strecken man mit so einem Fahrzeug in kurzer Zeit überwinden konnte.

Als wir an dem grossen Haus der Kiekleskis eintrafen, konnte ich mein Staunen über dessen Grösse und Schönheit kaum verbergen. Niemals zuvor hatte ich so etwas gesehen. Frau Kiekleski behandelte mich wie ein Familienmitglied und sorgte dafür, dass ich ihr Haus später mit einem Korb voller Essen verliess, das ich meiner Familie bringen durfte.

Zu meinem Erstaunen wurde die Einladung zum Abendessen zu einem regelmässigen Ereignis. Nicht lange danach bot das Ehepaar mir an, ihre Tochter auf eine Einkaufstour zu begleiten. Ich selbst durfte mir dabei aussuchen, was immer ich wollte. Auch meine Mutter war von der Grosszügigkeit dieser Familie völlig überwältigt und zutiefst dankbar.

Bald schon verdiente ich mehr als fünf Zloty pro Woche. Ich war so froh, dass ich auf diese Weise meiner Mutter einen Teil ihrer Last abnehmen konnte. Jede Woche konnte ich es kaum erwarten, ihr meinen Lohn in die Hand zu drücken und die liebevolle Umarmung zu empfangen, die nie ausblieb. Wenn ich mich aus ihren Armen löste, sah ich oft Tränen der Dankbarkeit in ihren Augen glänzen.

Erst kurz zuvor waren wir in ein kleines Häuschen mit zwei Zimmern umgezogen. Mutter liebte es sehr, denn es war von einem Garten umgeben, der grösser war als es selbst. Es dauerte nicht lange, dann hatte sie das Gelände in ein blühendes Paradies verwandelt. Wir halfen ihr, einen Stall für unsere Hühner zu bauen, und so konnten wir bald jeden Tag frische Eier geniessen. Mutter war sehr glücklich, nicht mehr in dem Wohnblock zu leben und einen Garten zu haben, den sie vom Küchenfenster aus sehen und in dem sie etwas zu essen für ihre Familie anbauen konnte.

Manchmal sah ich sie, wie sie aus dem Fenster schaute und es kaum erwarten konnte, ihre Pflanzen wachsen zu sehen. Manchmal kam sie morgens schmutzig und verschwitzt vom Garten herein, mit ihrem strahlenden, schönen Lächeln im Gesicht. Seit Vaters Tod hatte ich meine Mutter nie mehr so glücklich gesehen. Das Leben war gut – sehr gut.

Als Abram alt genug war, begann er bei einem Schneider in der Nähe zu arbeiten, und Laja ging zum Babysitten zu unserer Nachbarsfamilie. Mit Anzeis Unterstützung und der Mithilfe aller Kinder konnten wir als Familie unseren Lebensunterhalt verdienen. Wer unsere Mutter kannte, den überraschte der Fleiss ihrer Kinder nicht. Wir folgten einfach nur ihrem Vorbild. Meine Geschwister waren alle sehr liebevolle Menschen; wenn jemand Hilfe brauchte, waren sie sofort zur Stelle. Neben Anszel war ich derjenige, dem es am leichtesten fiel, mit fremden Leuten zu sprechen. Ich konnte einfach nicht anders: Ich mochte andere Menschen und hörte mir gern ihre Lebensgeschichte an.

Meine Brüder sahen sehr gut aus; sie hatten die blauen Augen unseres Vaters geerbt und das dunkle Haar unserer Mutter. Weil Chaim und ich uns so ähnlich waren, zogen wir viel Aufmerksamkeit auf uns, besonders als wir allmählich ins Teenageralter kamen. Anszel aber war derjenige, nach dem sich alle umdrehten. Er war hochgewachsen wie unser Vater, überragte mich um Haupteslänge und machte seinem Namen – Dawid, «Geliebter, Liebling» – alle Ehre. Er sah so unwerfend gut aus, dass schon viele Mädchen ein Auge auf ihn geworfen hatten. Auch deren Mütter hatten längst bemerkt, dass der junge Mann, der sich schon als Junge seit dem Tod des Vaters so rührend um seine Familie gekümmert hatte, einen perfekten Ehemann abgeben würde. Doch zu ihrer aller Enttäuschung hatte Anszel nur Augen für ein einziges Mädchen: für die hübsche blondhaarige Schwester eines unserer Freunde. Bald schon waren Anszel und Marscha unzertrennlich, und als sie alt genug waren, heirateten sie.

Anszel und Marscha zogen in eine eigene Wohnung in einem anderen Stadtteil, doch Anszel versprach unserer Mutter, er werde ihr weiterhin ei-

nen Teil seines Einkommens zukommen lassen, um uns zu unterstützen. An dieses Versprechen hielt er sich stets.

Als wir dem Teenageralter entwachsen waren, wollte Chaim so schnell wie möglich auf eigenen Füßen stehen. Sobald sich die Gelegenheit bot, mietete er eine kleine Wohnung, die er sich leisten konnte, und zog von zu Hause aus. Darüber war ich sehr traurig und dachte, das Leben würde nie wieder so sein wie vorher, wenn mein Bruder – mein bester Freund – nicht mehr da war. Seit unserer Geburt hatten wir immer im selben Zimmer geschlafen. Chaim fragte mich, ob ich nicht mit ihm kommen wollte, doch immer, wenn ich darüber nachdachte, fiel mir der Schwur ein, den ich mir selbst gegenüber geleistet hatte: meiner Mutter zu helfen, solange ich konnte. Ich wusste ja, dass sie mit Abram und Laja immer noch Hilfe brauchte, und so brachte ich es einfach nicht übers Herz, die drei zu verlassen.

Doch bald schon war ich sehr dankbar für diese Entscheidung, denn in jenen Jahren wuchsen Abram und ich sehr eng zusammen. Abends spielten wir Karten miteinander und an den Wochenenden Fussball.

Gelegentlich besuchte ich Tanzveranstaltungen, auf denen es von jungen Leuten jeden Alters und aller Glaubensrichtungen wimmelte. Bei einer dieser Gelegenheiten lernte ich Veronica kennen, ein braunhaariges Mädchen mit schönen grünen Augen, das sofort meine Aufmerksamkeit erregte. Bald schon war ich hin und weg von ihr. Sie war jedoch Katholikin, und eines Sonntags ging ich mit ihrer Familie zusammen zur Messe.

Als ich später meiner Mutter davon erzählte, konnte ich ihr den Ärger im Gesicht ablesen – sie presste die Lippen zusammen und runzelte die Stirn. Mein Magen krampfte sich förmlich zusammen. Denn meine Mutter war ja der letzte Mensch, den ich enttäuschen wollte. Ich wusste, dass ich sie damit sehr verletzt hatte. Ihre Bemühungen, uns fünf Kinder grosszuziehen, gingen ja weit darüber hinaus, uns zu ernähren. Auch unsere

religiöse Erziehung lag ihr sehr am Herzen, und so empfand sie jede Abweichung von uns als ein persönliches Versagen.

So sehr mir meine Mutter auch leid tat: Ich empfand keine Schuldgefühle für das, was ich getan hatte. Ich wollte ihr deutlich machen, dass es meinen eigenen Glauben nicht gefährdete, wenn ich mit unseren Nachbarn die christlichen Feste feierte oder mit Veronica zur Kirche ging.

Später am Abend, als die letzten Sonnenstrahlen hereinfließen, sah ich meiner Mutter zu, wie sie unseren Holzfussboden fegte. Sie führte den Besen mit sanftem, rhythmischem Schwung – es hatte etwas Beruhigendes. Als sie einen Moment innehielt und mich anschaute, sagte ich mit mehr Begeisterung in der Stimme, als ich tatsächlich empfand:

«Es hat mir gut gefallen, wie Veronicas Familie Gottesdienst feiert.»

Mutter bekam wieder diesen angespannten Gesichtsausdruck.

Doch bevor sie mir antworten konnte, fuhr ich fort: «Etwas über die Religion anderer Menschen zu lernen wird meinen eigenen Glauben niemals verändern. Ich bin, was ich bin. Ich bin Jude, und daran wird sich niemals etwas ändern.»

Meine Mutter sah mich mit skeptischem Blick an. Meine Worte hatten sie zwar nicht gerade glücklich gemacht, aber sie sah jedenfalls ein bisschen beruhigter aus, und das erleichterte auch mich.

Anscheinend kam sie zu der Überzeugung, dass sie diesen Kampf nicht gewinnen konnte. Und so fand sie sich schliesslich mit der Tatsache ab, dass meine erste Freundin keine Jüdin war und dass ich mir nicht dieselben Beschränkungen auferlegen liess, mit denen sie selbst erzogen worden war.

Veronica und ich genossen unsere gemeinsame Freizeit und gingen häufig tanzen. Oft hatten wir auch Abram im Schlepptau. Unsere Beziehung dauerte jedoch nur zwei Jahre, dann entfremdeten wir uns allmählich voneinander.

Mutter war der Meinung, dass es nicht schaden konnte, wenn ich lernte, meine Kleidung selbst herzustellen, und so arbeitete ich nicht nur in der

Holzhandlung, sondern für ein paar Stunden pro Woche auch bei einem Schneider. Die Arbeit selbst gefiel mir zwar nicht besonders, aber ich mochte meinen Chef, der irgendwann sogar einen schönen, massgeschneiderten Anzug für mich anfertigte, wofür ich ihm sehr dankbar war. Er brachte mir bei, mit Nadel, Faden und Stoff zu arbeiten, und sagte mir mehr als einmal, er sei überrascht, wie geschwind ich das Handwerk lernte und wie schnell ich nähen konnte. Er meinte, die Schneiderei sei meine Zukunft.

Doch ich hatte etwas ganz anderes im Sinn.¹²

7. | Das Mädchen in der Ecke

«Wie konnte jemand nur so leben?»

– Joe Rubinstein –

Als ich das Mädchen das erste Mal sah, wusste ich zunächst nicht, wer oder was sie eigentlich war.

Freunde hatten uns in eine grosse, triste Wohnung eingeladen, um gemeinsam mit ihnen das Passahfest zu feiern.

Die Besitzerin der Räumlichkeiten war eine Witwe mittleren Alters, deren Gesichtsausdruck ständig so steif und angespannt wirkte, als hätte ihn jemand aufgemalt. Sie vermietete für besondere Anlässe diejenigen Zimmer ihres Zuhauses, die sie nicht bewohnte.

Das Erste, was mir an der Wohnung auffiel, war die Kälte. Die Wärme, die der Ofen abgab, reichte einfach nicht aus. Um etwas von seiner Glut abzubekommen, musste man sich ganz dicht vor ihn stellen.

Dann hörte ich ab und zu unnatürliche, seltsam gurgelnde Geräusche, die aus dem Zimmer nebenan zu kommen schienen. Dessen Tür war verschlossen. Wir sahen einander betreten an und zuckten nur mit den Schultern. Ich hatte keine Ahnung, was das für Geräusche sein konnten. Sollten sie von einem Tier stammen, dann war es jedenfalls eines, das ich nicht kannte.

Den ganzen Tag über eilte die Witwe immer wieder in jenes Zimmer hinein und heraus und sah sich dabei stets vorher um, wohl in der Hoffnung, dass niemand ihr Kommen und Gehen merkwürdig finden würde. Am zweiten Abend des Passahfestes, als gerade alle aufbrechen wollten, blieb ich noch einen Moment stehen, um meine Schnürsenkel zu binden. Da kam die Witwe gerade wieder aus dem Zimmer heraus und war über-

rascht, mich noch dort anzutreffen. Sie hatte die Tür offenstehen lassen, und ich warf unwillkürlich einen Blick durch den Türspalt. Ich hörte, wie sie erschrocken die Luft anhielt und auf meine Reaktion wartete. Ich hätte mein Entsetzen und meinen Abscheu am liebsten verborgen, doch es war schon zu spät. Die Frau sah meinen Gesichtsausdruck.

«Am Anfang war es für uns kein Problem», gestand sie mir, «doch dann wurde sie zu schwer, und wir konnten sie nicht mehr hochheben.»

«Mein Gott!», flüsterte ich.

Das war alles, was ich bei dem Anblick hervorbrachte.

In der gegenüberliegenden Ecke des Raumes befand sich auf einer dunkel verfärbten Strohmatten eine grosse Masse, ein Berg von einem Menschen. Es fiel mir schwer einzuschätzen, wie alt das Mädchen wohl war. Ihr langes, dunkles Haar hing ihr zerzaust ins Gesicht. Ihr massiger Körper lag auf der Seite, ihre Arme und Beine waren verdreht und standen in einem seltsamen Winkel ab.

«Wie lange ist das schon so?», wollte ich wissen und wandte meinen Blick wieder der Witwe zu.

In ihren Augen sah ich Scham und Verzweiflung.

«Seit ihrer Geburt.»

«Und wie alt ist sie jetzt?», fragte ich atemlos und schaute wieder zu dem Mädchen hin.

«Sechszwanzig. Bis sie ungefähr zehn war, konnte mein Mann sie noch tragen.» Sie zuckte hilflos mit den Achseln. «Aber er ist vor vielen Jahren gestorben. Und seitdem ist sie hier.»

Ich runzelte die Stirn, konnte immer noch nicht fassen, was ich da sah. «Gibt es denn niemanden, der Ihnen helfen kann?»

Ich weiss nicht, warum ich diese Frage überhaupt stellte. Die Antwort lag ja auf der Hand. Ich spürte einen Knoten in der Brust, mein Herz krampfte sich förmlich zusammen. Dieses Mädchen hatte kein Leben, es konnte sich nicht bewegen, und wahrscheinlich war es auch geistig behindert. Nicht einmal vorwärtskriechen konnte sie. Sie war ganz und gar davon abhängig, dass ihre Mutter ihr etwas zu essen brachte, sie fütterte und die Strohmatten unter ihr sauber machte.

Je länger ich da stand, desto deutlicher nahm ich den durchdringenden Geruch wahr, der aus dem Zimmer kam.

«Wie wäre es mit einem Rollstuhl?», fragte ich verzweifelt.

«Selbst wenn ich das Geld dafür hätte, könnte ich sie nicht hinein- oder herausheben.»

Sie hatte recht. Das Mädchen war einfach zu schwer und sah nicht so aus, als hätte es die Kraft oder die Fähigkeit, sich alleine auch nur hinzusetzen. Ich rieb meine kalten Hände an den Armen und wollte nur noch so schnell wie möglich weg von dort. «Ist es immer so kalt hier?», fragte ich noch.

«Ich habe leider nicht viel Kohle.»

In der darauffolgenden Nacht, als ich in meinem warmen Zimmer im Bett lag, musste ich immer wieder an die Witwe und ihre arme Tochter denken. Am nächsten Tag erzählte ich dem Vorarbeiter der Holzhandlung, was ich erlebt hatte. Als ich später mit der Arbeit fertig war und gerade gehen wollte, kam er mit einer Schubkarre zu mir und deutete auf einen Stapel Brennholz: «Ich habe mit Herrn Kiekleski gesprochen. Er möchte, dass du eine Ladung Holz zur Wohnung der Witwe bringst. Es ist trocken und brennt besser als Kohle. Wenn sie einverstanden ist, dann sag ihr, dass du später noch mehr vorbeibringst. Und morgen kannst du auch etwas für deine Mutter mitnehmen.»

Ich strahlte übers ganze Gesicht.

Es wurde schon dunkel, als ich an die Wohnungstür der Witwe klopfte. Mit gerunzelter Stirn schaute sie durch den Türspalt. Ich erklärte ihr, dass der Besitzer der Holzhandlung mich mit Brennholz zu ihr geschickt hätte. Als sie den Holzhaufen in der Schubkarre hinter mir sah, riss sie staunend die Augen auf und hielt sich die Hand vor den Mund, um ihren Freudenschrei zu unterdrücken. Ich trug das Holz hinein und stapelte es auf dem Boden neben dem Ofen auf. Dankbar gab die Frau mir auf beide Wangen einen Kuss und sagte, sie hätte noch nie solche Güte erfahren. Ich wurde rot vor Verlegenheit und betonte, ihr Dank müsse vor allem dem Besitzer

und dem Vorarbeiter der Holzhandlung gelten. Doch davon wollte sie nichts wissen. Immer wieder sagte sie: «Danke, danke, mein lieber Junge, für deine Liebenswürdigkeit.»

Sie strich sich mit ihren rauen Händen über die Wangen und versuchte, den stetigen Strom von Tränen abzuwischen. «Die meisten Leute ...», begann sie und bemühte sich, ihre Fassung wiederzugewinnen, «... sie wissen nicht, wie sie sich verhalten sollen. Das hier stösst sie einfach ab.» Sie wies mit der Hand in Richtung des Zimmers, wo sich ihre Tochter aufhielt. «Sie wissen nicht, was sie tun sollen, also tun sie gar nichts.»

Ich spürte einen Kloss im Hals und schluckte. Meine Geste mit dem Brennholz schien so klein und unzureichend zu sein im Vergleich zu dem, was diese Frau brauchte, und doch bedeutete es ihr anscheinend sehr viel.

«Ich komme wieder, wenn Sie mehr Holz brauchen», sagte ich schliesslich. «Der Vorarbeiter hat gesagt, das sei in Ordnung.»

Wieder fing die Frau an zu weinen.

Ich wusste nicht, was ich noch sagen sollte, und so setzte ich mir nur meine Mütze auf, lächelte freundlich und nickte ihr zum Abschied zu.

Am nächsten Abend brachte ich ihr wieder Holz. Und so ging es dann fast jeden Tag nach der Arbeit weiter.

Ich versorgte nicht nur diese Witwe und meine Mutter mit Brennholz, sondern auch viele andere ältere Leute aus der Nachbarschaft, die mich mit meiner Karre sahen und fragten, ob ich nicht ein paar Scheite übrig hätte. Ich war froh, dass ich eine so stabile Schubkarre dabei hatte, deren Räder sich leicht drehten.

Schwierig wurde es nur, wenn es regnete oder schneite. Solche Tage hasste ich, doch sie wurden für mich durch einen ganz bestimmten Gedanken leichter zu ertragen: Ich grinste unwillkürlich vor mich hin, wenn ich mich daran erinnerte, dass Anszel mich faul genannt hatte. Ich mochte zwar zur Bequemlichkeit neigen, aber immerhin hatte ich einen Weg ge-

funden, sie zu überwinden. In diesem Fall war ich sehr motiviert, weil ich etwas tat, womit ich anderen helfen konnte, nicht frieren zu müssen.

Und wenn ich einmal zu stolz auf meine guten Taten wurde, dann genügte die Erinnerung an das bedauernswerte Schicksal des Mädchens in der Zimmerecke, um mich erschauern zu lassen. Meine kleinen Holzlieferungen kamen mir plötzlich nicht mehr so grossartig vor – ja, eigentlich waren sie nur ein ganz kleiner Beitrag.¹³

8. | Ein neuer Weg

«Er brachte mir mehr bei,
als ich mir jemals erträumt hatte.»
– *Joe Rubinstein* –

Es gab überall warnende Anzeichen. Als ich ins Teenageralter kam, tauchten plötzlich in der ganzen Stadt hasserfüllte anti-jüdische Plakate auf, und ich bemerkte zum ersten Mal unfreundliche Blicke von Fremden und sogar manchmal von einigen unserer Nachbarn. Zuerst dachte ich, dass ich mir den misstrauischen Ausdruck in den Gesichtern der Leute nur einbildete, wenn wir aus unserer jüdischen Schule herauskamen. Doch bei genauerem Hinsehen erkannte ich die Verachtung, die in ihren Augen lag. Ich war ratlos wegen dem, was passierte. Es ergab keinen Sinn. Wir hatten doch nichts Böses getan.

Allmählich erschienen auch in den Zeitungen Artikel, in denen Juden verleumdet wurden. Wir wurden für alle möglichen Probleme in der Welt verantwortlich gemacht. Bald schon hörten wir diese Vorwürfe auch aus dem Mund der Kinder, die von klein auf mit uns Fussball gespielt hatten. Ein Junge wurde wütend, als ein anderer ein Tor gegen ihn erzielte, und rief: «Du hast doch bloss Glück gehabt, du hässlicher Jude!»

Berichte erreichten uns über eine radikale Gruppierung, die in Deutschland rasant an Beliebtheit gewann. Sie hasste nicht nur die Juden, sondern überhaupt alle, die anders waren als sie.

Eine eintägige Kampagne zum Boykott jüdischer Geschäfte in Radom wurde bald zum regelmässigen Ereignis. Für viele jüdische Geschäfte, die es ohnehin schon schwer hatten, bedeutete das den Todesstoss. Herr Kiekleski beschloss, seine Holzhandlung zu schliessen und mit seiner Familie Polen zu verlassen.

Ich war schockiert. *Ist es wirklich schon so schlimm?**

Ich hatte keine Ahnung, was ich nun tun sollte. Als Jude Arbeit zu finden wurde immer schwieriger, doch meine Familie war ja auf meinen Lohn angewiesen.

Wenige Tage bevor die Holzhandlung geschlossen wurde, kam unser Vorarbeiter in nagelneuen hohen Reitstiefeln aus Leder zur Arbeit, die besten, die ich je gesehen hatte. Ich konnte meinen Blick nicht von ihnen abwenden und bewunderte ihre hervorragende Qualität. Der Vorarbeiter bemerkte mein Interesse und fragte, ob ich den Schuhmacher gern kennen lernen wolle. Begeistert stimmte ich zu.

Am nächsten Tag machte mich der Vorarbeiter mit Herrn Nagel bekannt, einem jüdischen Engländer mit starkem britischem Akzent. Der Vorarbeiter sagte ihm, ich sei einer der besten Arbeiter in der Holzhandlung. Das war natürlich sehr schmeichelhaft für mich. Noch erstaunter war ich jedoch, als Herr Nagel mich fragte, ob ich für ihn arbeiten wolle.

In seiner Wohnung hatte Herr Nagel eine kleine Werkstatt eingerichtet. Dort entwarf er selbst Schuhe und Stiefel und stellte sie auch her. Es waren zwar nicht viele, aber sie waren massgefertigt und von höchster Qualität. Noch nie hatte ich so gute Schuhe gesehen.

Jeden Tag sah ich ihm zu und lernte von ihm, während er mir sein lebenslang erworbenes Wissen über Schuhdesign und das dazugehörige Handwerk vermittelte. Es war faszinierend zu beobachten, wie geschickt und schnell sich seine Finger bewegten. Ich bin mir sicher, er machte diese Arbeit schon so lange, dass er die Schuhe mit geschlossenen Augen hätte anfertigen können.

Er zeigte mir, wie man das Leder festhält und dehnt und wie man mit so kleinen Stichen wie möglich näht. Ich liebte das Gefühl von Leder in meinen Händen, seinen Geruch und die Art, wie es sich meinem Griff anpasste. Ich staunte, wie etwas so Kräftiges zugleich so dehnbar sein konnte.

So lernte ich die Kunst, Schuhe zu entwerfen, und gewann langsam

das Selbstvertrauen, auf Herrn Nagels Skizzen aufzubauen und eigene Ideen und Stile zu entwickeln. Herr Nagel lächelte und nickte jedes Mal, wenn er einen neuen Entwurf von mir sah. Er erklärte mir, was daran gut war, und zeigte mir auch, wie ich ihn noch verbessern konnte. Er gab mir die Freiheit, so viele neue Schuhmodelle zu zeichnen, wie ich wollte.

Herr Nagel hatte vier Töchter, die ihm ebenfalls zur Hand gingen. Während der Arbeit sah mir seine jüngste Tochter dauernd zu. Sie hatte ein rundes, hübsches Gesicht mit Augen, die so dunkelbraun waren, dass sie fast schwarz wirkten. Ihre ständige Aufmerksamkeit machte mich nervös, und ich redete mit Chaim darüber. Er meinte, sie hätte wohl ein Auge auf mich geworfen. Zuerst dachte ich, dass er sich irrte, doch allmählich wurde es offenkundig, dass er recht hatte. Ich bemerkte, wie nahe sie sich zu mir beugte, wenn wir arbeiteten. Sie meinte, sie könne meine Entwürfe so besser sehen, obwohl sie von ihrem Stuhl neben mir eigentlich alles ganz gut erkennen konnte. Sie lachte, wenn ich mit ihr redete, selbst wenn das Gesagte gar nicht lustig war.

Herr Nagel schien über diese Entwicklung ganz glücklich zu sein. Bei einer Tasse Tee und belegten Broten fragte er mich nach meiner Familie und meinen Träumen. Ich sagte ihm, was ich auch wirklich dachte: Ich wollte wie er werden und schöne Schuhe entwerfen.

Genau wie zuvor der Besitzer der Holzhandlung behandelte mich auch Herr Nagel, als wäre ich sein Sohn. Er gab seinem Schneider den Auftrag, mir den schönsten Wintermantel zu nähen, den ich je gesehen hatte, und schenkte mir einen dazu passenden Hut. Als ich beides trug, fühlte ich mich einfach grossartig. Herr Nagel bezahlte mir zwei Zloty pro Woche und gab mir reichlich zu essen für meine Familie mit. Er brachte mir mehr über die Herstellung von Schuhen bei, als ich mir jemals hätte erträumen können. Ich war so glücklich wie nie zuvor in meinem Leben.¹⁴

* Wahrscheinlich ist Herr Kiekleski mit seiner Familie noch vor der deutschen Invasion nach England ausgewandert; allerdings gibt es dafür keine Bestätigung.

9. | Ein Nachbar verrät den anderen

«Sie wurden gefragt: ‚Wo wohnen hier Juden?’,
und unsere Nachbarn sagten es ihnen.»

– *Joe Rubinstein* –

Im Auge des Sturms ist es ruhig. Und das war ich auch: ruhig, glücklich und gänzlich unbedarft. Ich wusste nur wenig über das, was sich ausserhalb der kleinen Welt von Radom abspielte. Ich war ein Jugendlicher, dem es hauptsächlich darum ging, ein bisschen Spass zu haben und fleissig zu arbeiten, um die Last für die verwitwete Mutter zu mildern.

Während Herr Nagel und ich nebeneinander sassen und Schuhe anfertigten, teilte er mir seine politischen Ansichten mit. Es war das erste Mal, dass jemand das mir gegenüber so ausführlich tat. Herr Nagel war ein sehr gebildeter und nachdenklicher Mann. Er erzählte mir mit fester Überzeugung von seiner Befürchtung, dass die Welt blind sei gegenüber dem wachsenden Einfluss der nationalsozialistischen Partei und ihrem Versprechen, die frühere Grösse Deutschlands wiederherzustellen.

Herr Nagel war sich ausserdem sicher, dass die Nazis zuerst die Kontrolle über die Schulen erlangt hatten, um die Kinder zu indoktrinieren, und dass sie nun auch die deutsche Presse und das Militär kontrollierten. Er konnte es nicht verstehen, dass man sich über ihn und andere lustig machte, wenn sie vor der militärischen Aufrüstung Deutschlands warnten. Immer wieder fragte er mich:

«Hat denn die Welt nichts aus dem letzten Krieg gelernt? Warum sind wir bloss so dumm?»

Auch wenn andere ihm vorwarfen, extreme Ansichten zu vertreten und überzureagieren, rückte Herr Nagel von seiner Meinung nicht ab.

Als er mit mir über seine Furcht vor den Nazis sprach, hörte ich ihn nie den Namen «Hitler» erwähnen. Falls er es doch getan hat, dann war ich wohl so sehr damit beschäftigt, mein Handwerk zu erlernen, dass seine politischen Ansichten nicht zu mir durchdringen konnten. Ich interessierte mich nicht für Politik. Zwar hatte ich grossen Respekt vor Herrn Nagel, aber ich wollte mir seine Ängste nicht zu eigen machen.

Wenn ich die Zeitungen gründlicher gelesen und den Schulunterricht ernster genommen hätte, vielleicht hätte ich dann besser zugehört, als der Schuhmacher mir sagte, er sei überzeugt, dass die Welt in grosser Gefahr sei und Polen zur Zielscheibe der Nazis werden würde.

Im Laufe der Monate bemerkte ich dunkle Ringe unter seinen Augen. Jeden Tag sah er müder aus. Er sagte mir, er könne nachts nicht mehr schlafen, weil er ständig über die Nazis nachdenke.

Einmal stand er in der Frühe am Fenster, statt zu arbeiten, und suchte mit den Augen die Strasse unten ab. Als ich ihn fragte, was los sei, erklärte er mir, er habe beunruhigende Berichte darüber gehört, was in Deutschland mit den Juden passiere, und er fürchte, dass diese Situation sich bald auf ganz Europa ausweiten könnte.

Eines Morgens kam ich zur Arbeit und traf Herrn Nagel und seine Frau beim Kofferpacken an. Sein Gesicht wirkte angespannt und blass, die Augen waren rot und geschwollen. Seine Töchter waren nirgends zu sehen. Die Familie wollte nach England zurück. Herr Nagel muss mir angesehen haben, wie erschüttert ich darüber war, denn er legte mir den Arm um die Schultern und fragte, ob meine Mutter und ich schon einmal darüber nachgedacht hätten, Polen zu verlassen. *Polen verlassen? Wo sollen wir denn hingehen?*

Am Abend erzählte mir meine Mutter, sie habe bereits darüber nachgedacht zu gehen, aber wir hätten ja kaum genug zum Überleben und ganz bestimmt kein Geld für eine lange Reise übrig. Und anders als Herr Kiekleski und Herr Nagel hatten wir auch keinen Ort, wo wir hingehen konnten. In Radom hatten wir wenigstens ein Zuhause und konnten das, was wir zu essen brauchten, selbst anbauen. Auch Anszel und Marscha hatten

nicht die Möglichkeit wegzuziehen. Und Solomon, Vater und unsere Grosseltern waren alle hier begraben.

Die Verantwortlichen unserer Stadt hatten uns versichert, dass England und Frankreich sich verpflichtet hatten, Polen als ihren Verbündeten zu schützen. Mit Hilfe ihrer militärischen Macht und unserer eigenen Armee, so beteuerte man, waren wir sicher.

In der darauffolgenden Woche gab es einen neuen Schock für uns: Die Cousine meiner Mutter stand plötzlich vor der Tür, ein Tuch um den Kopf geschlungen, die Augen rot verweint. Sie hatte mehrere Körbe voller Lebensmittel dabei und erzählte uns, sie hätten die Genehmigung bekommen, nach Palästina auszureisen, das unter britischem Mandat stand. Nun wollten sie ihre Schlachtereier und das Restaurant sofort schliessen und fortziehen. Sie sagte, sie hätten uns am liebsten mitgenommen, aber das sei unmöglich, weil wir eine so grosse Familie seien. Sie drückte meiner Mutter einen Beutel mit Geld in die Hand, umarmte uns alle, bat Gott um Schutz für uns, und dann fielen meine Mutter und sie einander in die Arme und weinten.

Weil ich keine Arbeit mehr finden konnte, wurde das Leben zu Hause immer schwieriger. Folglich war ich erleichtert, als eines Tages ein Lastwagen des Militärs vorfuhr, dessen Besatzung Freiwillige suchte, die halfen, rund um die Stadt Verteidigungsgräben auszuheben. Die Dringlichkeit, mit der sie nach Rekruten suchten, verwunderte mich und jagte mir mehr Schrecken ein als alles andere, was ich bisher gehört hatte. *Ist die Lage wirklich so ernst, dass Radom in Gefahr ist?* Ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Deutschen in Radom einmarschieren würden.

Abram und ich standen nun jeden Morgen schon vor Tagesanbruch auf und bestiegen einen Lastwagen, auf dem schon viele andere Männer aus der Stadt sassen. Dann hoben wir den ganzen Tag Gräben aus. Während der Mittagspause erhielten wir belegte Brote. Wir verdienten zwar kein Geld, aber es war schon eine Erleichterung, dass wir für ein bisschen Essen arbeiten konnten.

Jeden Tag, während ich grub, betete ich zu Gott, dass diese Gräben niemals gebraucht werden müssten.

Bis zu dem Tag, an dem Polen überfallen wurde, hatte ich nie von Adolf Hitlers Traum gehört – dem Traum von einer glorreichen Welt, mit einem «Lebensraum im Osten» für die «überlegene Rasse» des deutschen Volkes. Ich hatte keine Ahnung, dass er von Polen träumte.¹⁵

10. | Keine Zuflucht mehr

«Wir versteckten uns
unter unserem kleinen Tisch.»
– *Joe Rubinstein* –

Am 23. August 1939 unterzeichneten das Deutsche Reich und die Sowjetunion einen Nichtangriffspakt, der es dem Deutschen Reich erlaubte, in Polen einzumarschieren, ohne durch die Sowjets daran gehindert zu werden. Ihr Pakt enthielt eine tödliche Geheimklausel – eine Vereinbarung, die das Ende Polens bedeutete und auch des Lebens, wie meine Familie es kannte und liebte.

Am Morgen des 1. September 1939 wurde ich schon vor Tagesanbruch durch das Geräusch entfernter Explosionen aus dem Schlaf gerissen und wusste sofort, dass das Schlimmste passiert war: Polen wurde angegriffen. Nun gab es keine Zuflucht mehr für uns, keinen sicheren Ort, an den wir uns zurückziehen konnten. Mutter, Abram, Laja und ich konnten uns nur noch unter unserem selbst gebauten Küchentisch zusammenkauern und beten, dass die Kämpfe aufhören würden.

Laja fing an zu weinen. Ich hörte ihr Schluchzen und dachte an die Gräben, die wir ausgehoben hatten. Ich fragte mich, ob sie ausreichen würden, um die Deutschen aufzuhalten. Es wäre mir lieber gewesen, wenn sie diesen Test nie hätten bestehen müssen.

Als wir später vorsichtig alle wieder aus unseren Verstecken hervorkamen, traf ich ein paar Nachbarn. Zunächst konnten wir keine Anzeichen von Bombardierungen entdecken, doch bald schon verbreitete sich das Gerücht, dass mehrere Fabriken und der Flugplatz getroffen worden seien. Dabei, so hörten wir, seien auch einige wenige Einwohner ums Leben gekommen.

Die Welt war aus den Fugen geraten.

Nach und nach sickerte durch, dass das Deutsche Reich Polen mit insgesamt anderthalb Millionen Soldaten angegriffen hatte, wobei es eine militärische Strategie anwandte, die unter der Bezeichnung «Blitzkrieg» bekannt war.

Die Grenze zwischen Polen und Deutschland wurde auf einer Frontbreite von 1.000 Kilometern von Soldaten und Panzern überflutet; U-Boote attackierten die polnische Marine in der Ostsee, und mehr als tausend deutsche Flugzeuge stiegen auf und bombardierten polnische Flughäfen und Städte.

Die schweren Angriffe erfolgten von Norden, Süden und Westen. Unsere polnischen Truppen waren hoffnungslos unterlegen. Ja, selbst innerhalb Polens führte eine deutsche Minderheit, die sich «Volksdeutscher Selbstschutz» nannte, eine brutale Schlacht gegen das polnische Volk und das Militär.

Weil Hitler das von Grossbritannien und Frankreich gestellte Ultimatum für einen Rückzug aus unserem Land nicht befolgte, erklärten die beiden Grossmächte dem Deutschen Reich am 3. September 1939 den Krieg, und noch am selben Tag schlossen sich ihnen Australien, Neuseeland und Indien an. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen.¹⁶

11. | Wie eine dunkle Flut

«Sie waren überall.

Wie konnte das nur geschehen?

Was war mit unseren Soldaten passiert?»

– *Joe Rubinstein* –

Beunruhigt stand ich am Fenster unseres kleinen Häuschens und schaute auf die menschenleere Strasse hinaus.

Es war unheimlich. Ich konnte die Nazis zwar nicht sehen, aber ich wusste, dass sie da draussen waren. Auf einer entfernten Strasse donnerten ihre Panzer und Motorräder vorbei, so laut, dass es in meiner Brust vibrierte.

Die schreckliche Wahrheit drängte sich in mein Bewusstsein: Die Deutschen waren hier – sie waren nach Polen gekommen, nach Radom und in mein Leben.

Die Zeitungsartikel und Fotos mit den marschierenden deutschen Soldaten, die Herr Nagel mir Wochen zuvor gezeigt hatte, standen mir plötzlich wieder so klar vor Augen, als hielte ich sie in der Hand. Damals hatte ich sie nicht genauer anschauen wollen.

Nur wenige Häuserblocks entfernt stampften Stiefel in ohrenbetäubender Präzision über das Kopfsteinpflaster – bumm, bumm, bumm. Die deutsche Wehrmacht strömte unaufhörlich in die Stadt, eine Welle nach der anderen.

Während Kolonne nach Kolonne im Gleichschritt heranmarschierte, stellte ich mir vor, dass sie wahrscheinlich auch an der Ecke vorbeizogen, wo ich, seit ich ein kleiner Junge war, mit meiner Mutter jeden Sommer Gemüse verkauft hatte.

Immer wieder musste ich an Herrn Nagels Foto von der deutschen Armee denken. Eine bittere Erkenntnis traf mich, und ich fragte mich, warum ich das nicht früher bemerkt hatte: Was ich auf diesen Bildern gese-

hen hatte, waren keine Menschen gewesen, sondern eine Nazi-Maschinerie – eine herzlose, seelenlose Todesmaschine, die nun über meine Stadt hinwegrollte.

Ich zog mich rasch vom Fenster zurück – in der erschreckenden Gewissheit, dass Herr Nagel recht gehabt hatte. Während die Welt geschlafen hatte, war diese Maschine gebaut worden. Die Furcht, die ich in diesem Augenblick verspürte, ging mir durch Mark und Bein. Ich wusste, dass dies hier nicht aufzuhalten war, so wenig wie Meereswellen, die ans Ufer branden. Diese Maschine konnte tun, was immer sie wollte.

Ich drehte mich um und schaute in die Gesichter meiner Mutter, meines Bruders und meiner Schwester. In ihnen las ich dieselben Gefühle von Fassungslosigkeit und Entsetzen, die auch ich empfand.

Was ist mit unseren Soldaten passiert? Wo sind sie hin?, überlegte ich.

Seit mindestens zwei Tagen waren sie in Radom nicht mehr gesehen worden.

Und seit der vergangenen Woche flüsterten sich alle dieselben Fragen zu: *Was ist mit der polnischen Armee und unserer Luftabwehr passiert? Was ist mit unseren Verteidigungsgräben? Haben sie nichts genützt? Wie konnte das alles so schnell gehen? Wo sind England und Frankreich, die doch versprochen haben, uns zu schützen? Wo ist unsere Regierung? Wie kann es sein, dass wir so schnell verloren haben? Was sollen wir jetzt tun? Was für ein Wahnsinn ist das? Was kommt nun auf uns zu?*

Später sprach sich allmählich herum, was mit unseren Soldaten passiert war. Die Deutschen waren mit gewaltigen Truppen sowie Panzern und massiven Bombardierungen angerückt. Unsere Armee wurde von ihnen überwältigt. Die Angriffe kamen aus allen Richtungen, oft sogar aus dem Hinterhalt, wodurch unsere Truppen völlig überrumpelt wurden. Wer kämpfte, wurde einfach abgeschlachtet, und viele andere traten den Rückzug an, ohne sich überhaupt zu wehren. Zahlreiche Soldaten schafften es nicht einmal bis zur Front.

Zu dem Zeitpunkt wusste ich nichts Genaues über die Invasion. Ich

wusste lediglich, dass die Nazis nur wenige Stunden nach dem Einmarsch in Radom die ganze Stadt eingenommen und sie durchdrungen hatten wie eine tödliche Epidemie.

Die unscharfen, weit von uns entfernt aufgenommenen Fotos der deutschen Armee, die mir Herr Nagel gezeigt hatte, wurden nun angesichts echter Soldaten, die durch unsere Strassen liefen und sich offen feindselig zeigten, zur Realität. Die rot-schwarze Naziflagge hing an fast jedem öffentlichen Gebäude und auch an privaten Wohnhäusern. *Wo kamen die alle her?*

Allmählich gelangte ich zu einer weiteren zermürbenden Erkenntnis: dass nämlich einige unserer Freunde und Nachbarn insgeheim schon seit längerer Zeit Anhänger des Nationalsozialismus gewesen sein mussten. Das war jedenfalls die einzige Erklärung, die ich für die weit verbreitete Unterstützung der Nazis finden konnte. Wohin ich auch blickte, überall hörte ich die Leute «Heil Hitler!» rufen, sogar diejenigen, von denen ich genau wusste, dass sie Polen waren.

Die Nazis waren einfach überall – wie Ameisen, die sich über eine weggeworfene Brotscheibe hermachen. Und mit ihnen kam die Brutalität. Zuerst ganz allmählich, dann immer schneller und tödlicher. Ich konnte es nicht fassen, in wie kurzer Zeit dies alles geschah und wie komplett sich unser Leben veränderte.

Als ich am Abend nach der Invasion Radoms in mein Bett kroch, kreisten meine Gedanken um meinen Grossvater und darum, wie oft er mich zum Beten aufgefordert hatte. Ich wusste, das war nun unsere einzige Hoffnung. Also schloss ich die Augen und betete inständiger als je zuvor in meinem Leben.

Ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass die Rote Armee zwei Wochen später, am 17. September 1939, mit über 800.000 Soldaten im Osten Polens einmarschieren würde. Die «tödliche Geheimklausel» des Nichtangriffspaktes zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion besagte nämlich, dass Polen zwischen den beiden Mächten aufgeteilt wer-

den sollte. Unser Land hatte keine Chance, sich gegen eine solche Übermacht zu verteidigen, und es war unmöglich, Städte wie Radom, die unter deutsche Herrschaft gekommen waren, wieder zu befreien.

Statt zu kapitulieren oder in Friedensverhandlungen mit Deutschland einzutreten, ordnete die polnische Regierung an, dass ihre Truppen sich zurückziehen und sich in Frankreich neu formieren sollten.

Knapp einen Monat nach Beginn der Invasion wurde eine Demarkationslinie durch Polen gezogen. Von nun an würde die Sowjetunion den Osten kontrollieren und das nationalsozialistische Deutschland mit seinem Hass gegen Polen und die Juden den westlichen Teil – wozu auch die Städte Warschau, Krakau, Lublin und Radom gehörten. Damit war unser Schicksal auf schreckliche Weise besiegelt.

Das Leben, wie wir es bis dahin gekannt hatten, war vorüber. Strenge Regeln traten in Kraft, und bei Nichtbeachtung gab es brutale Konsequenzen. Unter Androhung der Todesstrafe wurden wir gezwungen, Armbinden mit dem Davidstern zu tragen. Juden wurden auf offener Strasse verprügelt, ihre Schulen wurden geschlossen, und jüdische Bankkonten wurden eingefroren. Wir durften nur eine kleine Menge Bargeld im Haus haben. Die uns zugewiesenen Essensrationen waren mager im Vergleich zu denen anderer polnischer Bürger. Und Arbeit gab es keine für uns. Abram und ich wurden zu Zwangsarbeitern. Wir hoben wieder Verteidigungsgräben aus – aber diesmal für die Nazis.

September 1940

Cieszanów, Polen

Es war ein Tag, wie ich ihn früher immer geliebt hatte – blauer Himmel, warme Luft, und die Sonne schien heiss über unseren Köpfen. Wenn ich daheim in Radom gewesen wäre, dann hätte ich diesen Tag bestimmt genossen. Ich sehnte mich nach meinem Zuhause, nach dem Fussballspiel

mit meinen Brüdern, danach, den Sonnenschein einfach geniessen zu können. Ich wollte überall sein, nur nicht hier, wo wir den ganzen Tag Erde schaufeln mussten.

Wir hatten keine andere Wahl gehabt, als uns anheuern zu lassen. Kurz nachdem die Deutschen Polen besetzt hatten, brauchten sie kräftige jüdische Männer, um an der Grenze zwischen den deutsch und sowjetisch besetzten Gebieten Panzergräben auszuheben. Für unsere Mutter bedeutete das, dass sie zwei Personen weniger zu ernähren hatte. Und so bestiegen Abe und ich elf Monate nach der Invasion Polens zusammen mit zahllosen weiteren jüdischen Männern und Jungen einen Zug und verliessen Radom.

Ich stand kurz vor meinem zwanzigsten Geburtstag, und Abe würde in wenigen Tagen siebzehn werden. Wir fürchteten uns davor, ausgerechnet dorthin zu gehen, wo wir mit den Nazis, die uns hassten, so eng Zusammenleben und arbeiten mussten. Nur zu oft hatten wir schon erlebt, wie brutal sie sein konnten. Doch nachdem wir ein Jahr lang nichts zu tun und nicht genug zu essen gehabt hatten, waren wir dankbar für jede Art von Arbeit.

Nun aber, nachdem wir einen Monat lang Gräben ausgehoben hatten – eine Schwerstarbeit, die uns an den Rand der Erschöpfung brachte –, konnte ich an nichts Anderes mehr denken, als endlich nach Hause zurückzukehren.

Gerade hatte ich über meinen Zwillingbruder Chaim nachgedacht und mich gefragt, wo er wohl war, als jemand hinter mir flüsterte:

«Da kommt der Schweinehund. Jetzt wird wieder jemand verletzt.»

Ein paar Wochen nachdem ich Zeuge von Dolps mörderischer Schiesserei geworden war, wurde ich schwer krank und begann Blut zu spucken. Kein Wunder bei der schlechten Qualität des Essens und des Wassers, das uns ausgeteilt wurde. Ein Lagerarzt untersuchte mich und schickte mich zurück nach Radom. Ich war zwar erleichtert darüber, machte mir aber Sor-

gen um meinen kleinen Bruder Abram, den ich nicht unter der Herrschaft eines wahnsinnigen Lagerkommandanten zurücklassen wollte.

Ich hatte jedoch keine andere Wahl. Ich wurde zusammen mit anderen kranken Arbeitern auf einen Lastwagen verfrachtet und nach Radom zurückgebracht.

In meinem fiebrigen Zustand wollte ich jedoch meiner Mutter nicht unter die Augen treten. Sie würde sich dann nur noch grössere Sorgen um Abram machen. Deshalb ging ich nicht sofort nach Hause, sondern suchte Anszel auf. Er warf nur einen Blick auf mich und steckte mich sofort ins Bett. Als er erfuhr, dass Abram nicht mit mir heimgekehrt war, wollte er gleich aufbrechen und ihn holen. Daraufhin erzählte ich ihm von Dolp und warnte ihn, er würde erschossen, wenn er sich dem Lager näherte. Da Marscha, Anzeis Frau, ihr erstes Kind erwartete, liess Anszel sich schliesslich umstimmen und riskierte das Vorhaben nicht.

Anszel war wütend über das, was wir durchgemacht hatten, und empfand dieselbe Hoffnungslosigkeit wie ich. Aber wenn er schon nichts für Abram tun konnte, dann wollte er wenigstens mir mit aller Kraft helfen. Anzeis und Marschas Nachbar war ein jüdischer Arzt. Er untersuchte mich und gab den beiden Anweisungen, wie sie mich pflegen sollten. Ich blieb zwei Wochen lang bei ihnen. Kein Krankenhaus hätte mich besser behandeln können. Doch gegen meine quälenden Alpträume – in denen Dolp mit seiner klickenden Pistole erschien – konnte selbst Anszel nichts tun.

Als ich mich schliesslich von dem erholt hatte, was mich so krank gemacht hatte, kehrte ich nach Hause zurück. Zu unserer grossen Erleichterung kam ein paar Wochen später auch Abram. Er sah dünn und erschöpft aus, aber er war zumindest gesund. Wieder mit allen vereint zu sein war sehr bewegend für uns, und so gab es bei seiner Heimkehr viele Tränen. Weder Abram noch ich erzählten unserer Mutter, was wir alles erlebt hatten. Wir wollten sie nicht weiter beunruhigen. Es war ja schliesslich vorbei, und wir waren in Sicherheit – das dachten wir zumindest.

Sechs Monate später zwangen die Nazis alle Juden aus unserem Gebiet – es waren etwa 30.000 –, in zwei abgeriegelte Stadtteile von Radom umzuziehen, die sie «Ghettos» nannten; in einem davon lag auch unser kleines Haus. Anders als die meisten anderen Juden mussten wir also nicht umziehen, doch unsere ruhige Strasse wurde nun in kürzester Zeit mit Menschen überfüllt, laut und schmutzig. Es gab nicht genug Aussentouletten für so viele Leute, und auch sonst fehlte es an allem – an Wasser, Nahrung und Freiheit. Die meisten Familien waren in kleine Wohnungen eingepfercht. Unser Haus war jedoch ohnehin schon so klein, dass niemand sonst bei uns einzog.¹⁷

Bildteil zu Teil 1



Der sowjetische Aussenminister Wjatscheslaw Molotow unterzeichnet den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt (Hitler-Stalin-Pakt). Moskau, Sowjetunion, 23. August 1939
Der sowjetische Staatschef Josef Stalin (in weisser Uniform) und der deutsche Aussenminister Joachim von Ribbentrop stehen hinter Molotow



BERLIN, den 1. Sept. 1939.

Reichsleiter B o u h l e r u n d
Dr. med. B r a n d t

sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.

*Von Dorschler mit
Erlaubnis vom 29.8.40
Dr. Gierke*

203/41, 9/RS/1

Adolf Hitlers Anordnung des Euthanasie-Programms (Aktion T4), unterzeichnet im Oktober 1939 in Berlin, aber mit Datum vom 1.9.1939. (Die «Aktion T4» war der erste systematisch organisierte Massenmord des Nazi-Regimes. Sie genehmigte die Tötung von Menschen mit körperlichen u. geistigen Erkrankungen im Dt. Reich und den von ihm annektierten Gebieten.)



Blick auf den zentralen Platz von Radom, Polen. 1939-1940.
Das Foto stammt aus der Krakauer Zeitung.



Polnische Bauern verkaufen ihre Waren auf einem Markt in Radom
1. November 1940, Radom, Polen.



Polnische Infanterie

Polnische Infanterie beim Marschieren, 1939. Gemeinfreies Foto.



Deutsche Militärparade in Warschau anlässlich der Eroberung Polens *Warschau, Polen, Donnerstag, 5. Oktober 1939. Foto: Richard A. Ruppert.*



Markt im Radomer Ghetto

Foto aus dem Privatarhiv von Chris Webb.



Deutsche Soldaten im Radomer Ghetto

Foto aus dem Privatarhiv von Chris Webb. (Das Wohnhaus im Hintergrund ist dem ähnlich, in dem Joe seine frühe Kindheit verbrachte. Ihr Wohnhaus war etwas grösser.)



Zwangsarbeit im Radomer Ghetto
Foto aus dem Privatarhiv von Chris Webb.



Das Radomer Ghetto
Foto aus dem Privatarhiv von Chris Webb.



Juden, die während der Niederschlagung des Aufstands im Warschauer Ghetto von der SS und dem SD gefangengenommen wurden, werden gezwungen, ihre Unterkunft zu verlassen und zum Umschlagplatz zu gehen, von wo sie deportiert werden sollen.

Montag, 19. April 1943 bis Sonntag, 16. Mai 1943. Warschau, Polen.

Quellen: Instytut Pamięci Narodowej Państwowe (übers.: «Institut für Nationale Erinnerung», Polen), Muzeum Auschwitz-Birkenau w Oświęcimiu (Museum Auschwitz-Birkenau in Oświęcim).



Familienfoto von zwei kleinen Brüdern aus dem Ghetto in Kovno. Einen Monat später wurden sie ins KZ Majdanek deportiert. Sie überlebten nicht. Kovno, Litauen, Dienstag, 1. Februar 1944

gelber Stern – damals gab es Photoshop noch nicht...



Porträtaufnahme von vier jüdischen Geschwistern, die alle im Holocaust ums Leben kamen.

1919. Radom, Polen.

TEIL 2

«Das hatte nichts mit Menschen zu tun, das konnte einfach nicht sein. Es war eine Masse, eine Masse von verrottendem Fleisch.»¹⁸

– *Franz Paul Stangl* –

Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka

«Was ich sah, spottet jeder Beschreibung. Die sichtbaren Beweise und die mündlichen Zeugenaussagen über Hungertod, Grausamkeit und Bestialität waren so niederschmetternd, dass mir übel wurde. In einem Raum waren die Leichen von zwanzig bis dreissig nackten Männern übereinandergestapelt, die alle verhungert waren. George Patton weigerte sich, diesen Raum zu betreten. Er sagte, ihm würde sonst schlecht werden. Ich ging ganz bewusst hinein, um aus eigener Anschauung über diese Dinge berichten zu können, falls es jemals in der Zukunft die Tendenz geben sollte, die Schilderungen solcher Zustände einfach als ‚Propaganda‘ abzutun.»¹⁹

– *General Dwight D. Eisenhower* –

Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, nach dem Besuch des Konzentrationslagers Ohrdruf

12. | Der Lastwagen

«Der Jugendliche neben mir sagte, er wolle vom Lastwagen springen. Ich antwortete ihm, dass er dann bereit sein müsse, heute zu sterben, denn sie würden ihn töten.»

– Joe Rubinstein –

Der frostige Boden brannte unter meinen Fusssohlen, als ich barfuss hinaus ins Freie trat. Es erschien mir absurd: Mein Unterhemd und meine Schlafanzughose boten nicht den geringsten Schutz gegen die eiskalte Morgenluft.

Hinter mir hörte ich die schweren Schritte der Soldaten, die kurz vor Tagesanbruch an unsere Tür gehämmert, mich meiner Familie entrissen und mir befohlen hatten mitzukommen. Ich hätte alles, was ich brauchte, hatten sie gesagt.

Trotz der Kälte glühten meine Wangen heiss vor Zorn. Ich unterdrückte den heftigen Drang, mich umzudrehen und den Soldaten anzuspucken, der so dicht hinter mir ging, dass ich die Mündung seines Gewehrs im Rücken spürte.

Auf der Strasse vor unserem Haus stand ein Lastwagen mit laufendem Motor. Auf seiner Ladefläche nahm ich die dunklen Schatten mehrerer Männer wahr. Die Luft war von Abgasen erfüllt.

Der Lastwagen wartete auf mich wie ein Raubtier, das nach seiner nächsten Mahlzeit lechzt. Ich zwang meinen Blick nach unten und kämpfte gegen den Wunsch an, zu fliehen. Ich wusste, dass sie mich erschliessen würden, wenn ich es versuchte. Und ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass meine Mutter den Schuss hören, aus dem Fenster schauen und mich regungslos auf der Strasse liegen sehen würde.

Wenn sie mich schon umbringen, dann wenigstens nicht dort, wo meine Mutter es sehen kann.

Ein weiterer furchtbarer Gedanke liess mich erschrocken nach Luft schnappen: *Vielleicht ist es ja gerade das, was sie wollen. Mich irgendwohin verschleppen und mich dort töten, wo niemand es mitbekommt. Aber warum? Ich habe doch nichts Unrechtes getan. Das ergibt alles keinen Sinn!*

Mein Herz krampfte sich in Panik zusammen, und eine schreckliche Vorahnung brach sich Bahn: *Bringen sie mich vielleicht wieder dorthin, wo Abe und ich die Panzergräben für sie ausgehoben haben – dieser entsetzliche Ort, wo ein Verrückter das Kommando hat? Ein Wahnsinniger, dessen Schüsse mich immer noch in meinen Albträumen verfolgen?*

Der Soldat mit dem in den Nacken geschobenen Helm wies mich mit einer Handbewegung an, in den Lastwagen zu steigen. Ich jaulte leise auf, als mein Fuss das raue Metall berührte. Einen Moment lang fürchtete ich, meine Haut sei an dem kalten Metall festgeklebt.

Doch als ich die anderen Männer auf der Ladefläche erblickte, dachte ich nicht mehr an meine Füsse.

Aus Mangel an Schutz vor der Kälte hatten sich etliche von ihnen aneinandergedkauert. Obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen war, war es schon hell genug, dass ich ihre Gesichter erkennen konnte – zumindest die Gesichter derjenigen, die nicht ihr Hemd über den Kopf gezogen hatten, um sich vor dem beissenden Wind zu schützen. Zwei Männer kamen mir bekannt vor, allerdings kannte ich ihre Namen nicht. Einzelne Männer trugen Morgenmäntel und Hausschuhe. Zwei oder drei hatten Hosen, langärmelige Hemden und Schuhe an. Die meisten aber sahen so aus wie ich: barfuss und nur mit Unterhemden bekleidet. Drei oder vier Männer hatten Mäntel dabei und legten sie nicht nur sich selbst über die Schultern, sondern nahmen auch ihren jeweiligen Nebenmann mit darunter.

Ein paar der Männer schauten mich an, als ich auf den Wagen kletterte. Die meisten aber liessen den Kopf hängen. Es war deutlich, dass sie alle sich fürchteten, wütend waren und erbärmlich froren.

Sie werden uns doch nicht hier drin lassen ohne Decken und völlig ungeschützt? Das können wir nicht überleben!

Ich versuchte mich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass sie den ältesten männlichen Bewohner jedes Hauses mitgenommen hatten, weil sie uns zum Arbeiten brauchten. Nur lebendig waren wir ihnen von Nutzen. Sie würden doch sicher nicht so einen Aufwand betreiben, um uns dann erfrieren zu lassen. *Als wir die Gräben ausgehoben haben, da brauchten sie uns auch lebendig. Aber das hat den Verrückten nicht davon abgehalten, seine Arbeiter umzubringen!*

Ich verdrängte den Gedanken und kroch in eine Ecke der Ladefläche. Meinen Blick auf unser kleines Haus geheftet, begann ich wütend, meine Beine zu bewegen, um das Blut darin in Bewegung zu bringen. Erleichtert stellte ich fest, dass unsere Haustür immer noch geschlossen war. Ich wünschte mir die Soldaten und den Lastwagen weit weg von meiner Familie. Ich wollte sie in Sicherheit wissen. *Bitte, Mutter, komm mir nicht hinterher! Warte, bis wir weg sind. Bitte, warte!*

Zwei der Soldaten stiegen auf die Trittstufen hinten am Lastwagen; andere saßen vorne im Führerhaus. Beim Anfahren gab es einen starken Ruck, und ich hielt mich fest, um nicht hinzufallen. Ein letztes Mal zurückzuschauen, brachte ich nicht fertig. Stattdessen senkte ich den Kopf und zog mein Unterhemd darüber. Das half jedoch nicht viel gegen die Kälte. Meine Füße waren mittlerweile fast taub. Ich massierte unaufhörlich meine Hände und Beine und fragte mich, wie lange es wohl dauerte, bis ein Mensch erfror.

Ich hob meinen Kopf und fragte in die Runde: «Wo bringen sie uns hin?» Noch ehe ich die Frage gestellt hatte, wusste ich, dass niemand von ihnen sie mir beantworten konnte. Sie zuckten nur mit den Schultern oder schwiegen.

Der Lastwagen fuhr um eine enge Kurve und hielt an. Wieder wurde ein junger Mann gezwungen einzusteigen. Er sah ein paar Jahre älter aus als ich. Sein Blick war entsetzt, die Augen voller Tränen.

Ich sah mir die anderen um mich herum genauer an. Ihre Haut war seltsam rot und blau gefärbt, mit weissen Flecken dazwischen. Die Ohren und Nasen waren feuerrot und die Lippen bläulich. Alle hatten denselben ge-

quälten Gesichtsausdruck, alle zitterten vor Kälte und drängten sich so dicht wie möglich aneinander. Auf dem Lastwagen befanden sich mehr Menschen, als ich zuerst gedacht hatte. Die Nazis hatten eine arbeitsreiche Nacht gehabt.

Als das Fahrzeug sich wieder in Bewegung setzte, hörte ich leises Schimpfen und geflüsterte Gebete. Obwohl wir dicht an dicht standen, gab es kaum Gespräche. Wir kannten einander nicht, und jeder war damit beschäftigt, an das eigene Überleben zu denken. Die wenigen Mäntel, die es gab, wurden herumgereicht. Als ich einen davon bekam, wickelte ich mich fest darin ein und hätte ihn am liebsten nicht mehr ausgezogen. Nach ein paar Minuten gab ich ihn zögernd an den nächsten Mann ab.

Und so ging es weiter. Mit jedem Halt wurde es auf der Ladefläche voller und unübersichtlicher. Wir schlüpfen abwechselnd unter die Mäntel und deckten möglichst viele weitere Leute damit zu. Ausserdem tauschten wir, ohne dass man uns dazu hätte auffordern müssen, in regelmässigen Abständen die Positionen: Jeder stand einmal an der Aussen-seite der Gruppe und dann wieder weiter innen, wo es wärmer war.

Manchmal ging ich in die Hocke, schloss die Augen und versuchte, nicht in Panik zu geraten. Stattdessen betete ich, dass wir entweder aus dem Lastwagen herausgelassen wurden oder man Decken an uns verteilte. Immer mehr Männer stiessen zu uns, und jeder stellte dieselbe Frage wie ich: «Wo bringen sie uns hin?» Mittlerweile gehörte ich zu denen, die mit den Schultern zuckten.

Die kalte Luft brannte bei jedem Atemzug in meinen Lungen. An den Ohren, Wangen, Fingern und Zehen pochte der Schmerz. Auch meine Haut tat bei jeder Berührung weh. Ich blies in meine Hände und bedeckte dann die Ohren und das Gesicht mit ihnen, bis sie wieder so kalt waren, dass ich sie in die Achselhöhlen stecken musste.

Immer wieder dachte ich an die Versicherung der beiden Soldaten, die mich aus unserem Haus geholt hatten: «Du hast alles, was du brauchst.»

Alles, was ich brauche. Wenn ich die Kraft dazu gehabt hätte, dann hätte ich über diese absurde Aussage gelacht.

Den ganzen Tag über wiederholte sich dasselbe Muster. Der Lastwagen fuhr und hielt und nahm weitere Männer mit, bis er zum Bersten voll war. Am Anfang befanden sich die Haltestellen noch innerhalb des Ghettos, später dann ausserhalb.

Als unser Gefährt irgendwann schneller fuhr, zog ich den Kopf aus meinem Unterhemd hervor und sah, dass wir uns nicht mehr in Radom befanden. Tränen verschleierten meinen Blick, und ich hatte einen so dicken Kloss im Hals, dass ich kaum noch schlucken konnte. Sie hatten mich aus dem einzigen Zuhause verschleppt, das ich je gehabt hatte. Ich zwang mich, ruhig zu atmen, und versuchte, an etwas anderes zu denken – an irgendetwas. Ich hatte den Menschen, die ich liebte, immer so gern einen Kuss auf die Wange gegeben. Manchmal wurde ich deshalb verspottet, aber das machte mir nichts aus. Und jetzt war ich von Zuhause weggeholt worden und hatte meiner Mutter keinen Abschiedskuss mehr geben können. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich das nicht getan hatte.

Was wird mit mir passieren ... und mit meiner Familie? Wann werde ich sie wiedersehen? Wissen sie überhaupt, dass ich weggeholt wurde? Haben sie das Klopfen an der Tür gehört und die Stimmen der Soldaten, die mir befahlen mitzukommen? Wollten sie mir noch etwas zurufen, blieben dann aber still aus Furcht vor schlimmen Konsequenzen? Oh Gott, bitte! Schütze sie! Schütze mich!

Der Kummer überwältigte mich, da ich wusste, dass mein Verschwinden meine Mutter quälen würde. Sie würde umkommen vor Furcht und Verzweiflung. Schon bei meinem letzten Arbeitseinsatz für die Nazis war ich fast gestorben. Ich hatte meiner Mutter nie erzählt, wie knapp ich überlebt hatte, aber sie wusste genug, um Angst zu haben. Sie würde krank werden vor Sorge um mich, und für mich war die Sorge um sie sogar schlimmer als die furchtbare Kälte.

Was wird passieren, wenn sie aufwacht und merkt, dass ich weg bin? Wie soll sie weiterleben? Wie soll meine Familie weiterleben? Wie be-

kommen sie genug zu essen, wenn ich mich nicht mehr aus dem Ghetto hinausschleiche, um Lebensmittel zu besorgen? Gott, bitte schütze Abram, wenn er jetzt dieses Risiko auf sich nimmt! Sie werden ihn töten, wenn sie ihn erwischen!

Als ich Gott um Schutz für Abram anflehte, fiel mir auf, dass ich dabei dieselben Worte benutzte wie meine Mutter mir gegenüber, als sie einmal gemerkt hatte, dass ich mit einem Rucksack voller Essen – was deutlich mehr war als die übliche Ghetto-Ration – nach Hause gekommen war. Ich hatte ihr die Wahrheit gebeichtet: dass ich meine jüdische Armbinde hinten in meine Hosentasche gestopft und mich um vier Uhr morgens aus dem Ghetto geschlichen hatte. Ich schlüpfte zwischen zwei grossen Gebäuden hindurch nach draussen, sobald die Wachposten vorübergegangen waren. Ich wollte auf dem Markt sein, sobald es hell wurde. Ein paar von den Verkäufern kannten mich und gaben mir eine Extraration Brot. Ich hatte Glück, dass mich nie jemand verriet und ich nicht erwischt wurde.

Meine Mutter war entsetzt und flehte mich an, das ja nie wieder zu tun. Ich erwiderte, dass ich zu dieser Entscheidung gezwungen worden war; wir waren hungrig, wir brauchten etwas zu essen, und die Essensrationen im Ghetto reichten nicht aus.

Auf dem Lastwagen wechselte ich mittlerweile zwischen Stehen, Hocken und Sitzen. Doch jede dieser Positionen war unangenehm. Es war Stunden her, dass wir uns das letzte Mal hatten erleichtern dürfen, und es gab nicht einmal einen Eimer dafür auf dem Lastwagen. Zuerst hatten wir uns darauf geeinigt, nur eine Ecke der Ladefläche für unsere Toilettegänge zu benutzen, doch wir standen irgendwann zu gedrängt, um noch dorthin gelangen zu können. Wir hatten keine andere Wahl, als unser Geschäft an Ort und Stelle zu erledigen, und folglich standen wir alle in unseren Ausscheidungen. Es war ein entsetzlicher Gestank, und ich musste mich anfangs sehr beherrschen, um mich nicht zu übergeben. Jedes Mal wenn ich daran dachte, was da zwischen meinen nackten Zehen gefror, fing ich an zu würgen. Doch irgendwann war ich so durchgefroren, dass mir alles egal war.

Tagsüber brachte die Sonne nur wenig Erwärmung. Die raue, eisige Luft war wie ein scharfes Messer, das in meine Haut schnitt, sie aufschlitzte und immer wieder neu zustach. Wir hatten nichts zu essen oder zu trinken bekommen, und ich war hungrig wie nie zuvor in meinem Leben.

Als wir Radom verliessen, wurde ich weiter in die Mitte der Ladefläche gedrängt und konnte unsere Route ab diesem Punkt nicht mehr verfolgen. Immer wieder musste ich an meine Familie denken. Ich stellte mir vor, wie meine Mutter im Ghetto von Haus zu Haus ging und schliesslich zum Judenrat, um zu fragen, ob noch mehr Leute verschwunden waren. Verzweifelt würde sie versuchen, unseren Aufenthaltsort herauszufinden.

Gott, bitte halte sie von den deutschen Soldaten und Beamten fern.

Heisser Zorn durchfuhr mich bei dem Gedanken, dass sie meine Mutter schlagen würden, nur weil sie nach mir fragte. Wieder betete ich, dass sie ihr keinen Schaden zufügten: *Gott, lass diese Maschinen-Menschen doch an ihre eigenen Mütter denken! Erinnere sie daran, dass ihre Mutter dasselbe für sie tun würde, wenn sie verschwunden wären. Hab Erbarmen mit ihr! Mit meiner ganzen Familie! Bewahre sie. Bitte, Gott, bewahre sie!*

Allmählich wurde es dunkel.

Sucht sie jetzt gerade nach mir?

Ich wusste, dass meine Mutter für mich betete. Ich konnte es tief in mir spüren. Ich fühlte regelrecht ihre Angst und ihren Kummer bei dem Gedanken daran, noch ein Kind zu verlieren. Sie hatte doch schon Solomon verloren. Ich wusste, dass sie dachte, sie könne den Verlust eines weiteren Sohnes nicht verkraften.

In diesem Moment wünschte ich mir mehr als alles andere, um ihretwillen am Leben zu bleiben. Wie gern wollte ich den Blick in ihren Augen sehen, wenn wir uns wiedersahen!

Meine Gedanken wurden immer nebliger. Ich fragte mich, ob mein Gehirn erfror. Mein Magen schmerzte vor Hunger.

Was isst meine Familie heute? Haben sie genug? Gott, bitte, bitte, lass sie meine Gedanken spüren. Lass sie wissen, dass ich noch lebe.

Ich wusste, dass meine Mutter nicht schlief. Bestimmt ging sie hin und her und betete wieder für mich.

Als die Dunkelheit einsetzte, flehte ich Gott an, dass wir irgendwohin gebracht wurden, wo wir aussteigen konnten, wo es warm war. Mein Körper fühlte sich ganz seltsam an, und ich fragte mich, ob mein Blut wohl gefror und immer langsamer floss, sodass auch alles andere sich kaum noch bewegen liess – meine Gliedmassen, meine Gedanken, ja, sogar meine Lippen, die so kalt waren, dass ich sie kaum öffnen konnte. Ich versuchte, meine Hand zu heben. Es war fast unmöglich.

Der Lastwagen fuhr in eine mir unbekannt Stadt, und ich bekam wieder Hoffnung. Bald schon fuhren wir zwischen hohen Gebäuden durch, die den Wind abhielten. Der Lastwagen verlangsamte seine Fahrt und blieb schliesslich stehen. Zum ersten Mal an diesem Tag wurde der Motor abgestellt. Der Fahrer und die anderen Soldaten, die mit ihm vorne gesessen hatten, öffneten die Türen des Führerhauses.

Ich betete, dass sie nun das Gebäude sichern wollten, um dann die Gefangenen darin unterzubringen. Bei dem Wort durchfuhr es mich – irgendwie sah ich mich selbst inzwischen als einen «Gefangenen». *Wie hatte es dazu kommen können?*

In den grossen Gebäuden links und rechts waren die Lichter noch an, und aus den Schornsteinen stieg Rauch auf. Ich wusste, die Lichter würden bald ausgehen, weil Fenster abends laut Gesetz verdunkelt werden mussten. Ich konnte eine Reihe von Soldaten erkennen, die ihre Gewehre auf unseren Lastwagen richteten. Die Soldaten, die bei unserem Fahrzeug gestanden hatten, gingen nun in das Gebäude hinein. Inzwischen war es ganz dunkel und noch kälter geworden. Ich wartete darauf, dass die Wachposten zurückkehrten und uns aussteigen liessen. Ich sehnte mich so sehr nach einem warmen Ort, an dem ich mich ausruhen konnte. Lange Zeit starrte ich auf die Gebäude.

Während es immer kälter wurde, wartete ich immer noch auf das Geräusch sich öffnender Türen.

Doch dann traf mich wie ein Schlag die grausame Erkenntnis, dass wir in dieser Nacht den Lastwagen nicht verlassen würden. Ich spürte, wie mir die Tränen kamen, und fragte mich, ob sie wohl gefrieren würden, bevor sie meine Lippen erreichten. Ich presste mich noch enger an die anderen, um mich zu wärmen, und hörte sie schimpfen und fluchen über die feigen SS-Leute, die selbst mit ihren schweren Mänteln, Mützen, Handschuhen und Stiefeln nicht in der Kälte draussen bleiben wollten, um uns zu bewachen.

Einige flüsterten etwas von Flucht, dass wir alle miteinander fliehen sollten. Denn wir wussten, dass es für uns nur zwei Möglichkeiten gab, die beide gleichermassen schrecklich waren: im Lastwagen bleiben und die ganze eisige Nacht über ums Überleben kämpfen oder weglaufen. Doch wir sahen auch die zahlreichen Maschinengewehre, die zu beiden Seiten aus den oberen Fenstern der Gebäude ragten und auf uns zielten. Noch bevor es auch nur einer von uns geschafft hätte, vom Wagen zu klettern, wären wir alle niedergemäht worden. Wenn wir aber im Lastwagen blieben, dann hätten wir zumindest eine Chance, wenn auch nur eine geringe, lange genug zu überleben, um eine andere Fluchtmöglichkeit zu finden.

Ein schmaler Jugendlicher rückte näher an mich heran und flüsterte, er werde jetzt seitlich vom Lastwagen herunterspringen. Ich fragte ihn, ob er denn schon bereit sei zu sterben, denn genau das würde dann passieren. Da fing er an zu weinen und unterliess seinen Fluchtversuch.

Den Rest der Nacht waren wir der Kälte ausgesetzt. Den einzigen Schutz vor dem eisigen Wind boten die Körper der Mitgefangenen. Aus dem Gebäude war Gelächter zu hören; anscheinend amüsierten sie sich dort ganz grossartig.

Was sind das für Menschen, die sich so vergnügen können, wo sie doch wissen, dass wir hier draussen der Kälte ausgeliefert sind? Irgendetwas stimmt doch nicht mit denen!

Ich hatte schon von Leuten gehört, die unter Hypnose Dinge getan hatten, die sie sonst nie getan hätten. *Sind diese Soldaten etwa hypnotisiert? Ist es Hitler irgendwie gelungen, ein ganzes Volk zu hypnotisieren? Wie sonst könnte man einen solchen Wahnsinn erklären?*

Doch alle deutschen Soldaten, mit denen ich es bisher zu tun gehabt hatte, waren mir absolut wach und nüchtern vorgekommen. Ich zitterte weiter vor mich hin, wohl wissend, dass es nicht nur die wetterbedingte Kälte war, die mich frösteln liess.

Immer wieder zog ich mir mein Hemd über den Kopf und versuchte, die etwas wärmere Luft so lange bei meinem Gesicht zu halten, bis mein nackter Oberkörper die Kälte nicht mehr aushalten konnte. Ich war wie benommen davon, ständig in meine Handflächen zu pusten und diese dann über meine Arme, Ohren und Wangen zu reiben. Ich wackelte unablässig mit den Zehen, obwohl ich sie gar nicht mehr spüren konnte. Mein Rücken schmerzte so sehr vom Zittern, dass ich befürchtete, er würde entzweibrechen, und mein Verstand fühlte sich bereits so taub an wie mein Körper.

Irgendwann in der Nacht schrie einer der älteren Männer plötzlich, ihm sei heiss, und er begann sich auszuziehen. Jemand versuchte ihm zu erklären, er habe Halluzinationen, doch der Mann weigerte sich, seine Kleider wieder anzuziehen.

Meine Gedanken und Träume waren zerfasert und verwirrt. Ich wusste nicht mehr, ob ich wach war oder schlief. Mein Verstand trieb immer wieder ab, zurück in eine Zeit nicht lang nach der Invasion der Nazis. Die schreckliche Zeit mit dem Mann namens Dolp.



Jene Zeit, in der wir Gräben ausgehoben hatten, schien so weit weg. Und doch: Als ich zitternd vor Kälte dort auf dem Lastwagen stand, kamen die Bilder und Gefühle wieder zurück, so real wie das kalte Metall des Lastwagens. Ich blinzelte heftig, meine Augen waren trocken und kalt.

Das Gelächter der Soldaten war verstummt. In den Gebäuden war es ruhig. In einem der Fenster war die rote Glut einer Zigarette zu sehen. Anscheinend machte der Raucher sich keine Gedanken über einen möglichen Bombenangriff, sonst hätte er seine Zigarette verborgen. Immer noch waren Gewehrmündungen auf uns gerichtet.

Mein Verstand war weiterhin wie benebelt. Manchmal war ich innerlich gerade dabei, Gräben zu schaufeln, während Dolp auf mich zugeritten kam; und ein anderes Mal sass ich in dem kalten, dunklen Lastwagen und zitterte so sehr, dass meine Zähne klapperten. Es wurde immer schwieriger für mich zu sagen, welchen dieser beiden Albträume ich tatsächlich durchlebte.

Mein Kopf schlug gegen den Rücken meines Nebenmannes, und ich fuhr aus dem Schlaf hoch. Der Mann bewegte sich nicht. Immer noch war der Himmel dunkel, und es gab keine Hoffnung, dass es bald Tag würde. Mir war so kalt, dass ich gar nichts mehr spürte.

Wie lange habe ich geschlafen? Warum nur habe ich die Tür aufgemacht, als es klopfte? Warum haben sie mich mitgenommen? Ich habe doch nichts Unrechtes getan. Kann ich meine Zehen noch bewegen? Ich weiss es nicht. Meine Augenlider sind so schwer. Warum bin ich so müde? Lebe ich überhaupt noch? Ich muss von diesem Lastwagen runter. Ich brauche etwas zu trinken. Ich muss etwas essen... irgendetwas ... egal was. Geht Mutter mit Abram durch die Strassen und sucht nach mir? Weint sie? Ja, bestimmt weint sie. Der Mann hinter mir hat aufgehört zu wimmern. Ist er tot? Wo bringen sie mich hin? Die alten Männer auf dem Lastwagen erinnern mich an Grossvater. Ach, Grossvater ...^{20, 21}

13. | Eiskalte Ungewissheit

«Es gab keinen Platz zum Hinsetzen. Einige knieten.

Ich stand in der Ecke und versuchte mich warm zu halten.

Es war eiskalt, einfach schrecklich.

Erst hatten sie uns alle eingesammelt,
und dann gingen sie einfach weg.»

– Joe Rubinstein –

Als das schwache Licht der Morgendämmerung am Himmel über den Gebäuden erschien, konnte ich mehrere Gewehrläufe sehen, die immer noch auf unseren Lastwagen gerichtet waren. Mein Körper fühlte sich taub an, in meinem Kopf drehte sich alles. Wieder versuchte ich meine Zehen hin und her zu bewegen, hatte aber keine Ahnung, ob mir das tatsächlich gelang.

Ein leises Wimmern war hier und da von den Männern zu hören, die sich um mich herum niedergekauert hatten. Ich atmete langsam aus, sah die weisse Luft meines Atems aufsteigen und wunderte mich, dass ich immer noch lebte, dass überhaupt noch jemand auf dem Lastwagen am Leben war. Meine Augenlider waren schwer, und meine Gedanken wanderten träge hin und her zwischen der Frage, wie viele Männer auf dem Lastwagen überhaupt noch atmeten, und dem Entschluss, den Schweinehund Dolp umzubringen, sollte ich ihn je zu fassen bekommen.

Als die Soldaten zurückkehrten, holten sie nicht die Leichen der Männer, die in der Nacht neben mir gestorben waren, vom Lastwagen. Stattdessen liessen sie den Motor an, und der schwarze Rauch von Abgasen erfüllte die Luft. Ich wurde so von Verzweiflung überwältigt, dass ich mich nur noch hinkauern und weinen wollte. Mein Magen krampfte sich zusammen, und mein Hals schmerzte vor Hunger und Durst.

Was wird Mutter denken, wenn sie schon den zweiten Morgen aufwacht ohne eine Nachricht von mir? Ob sie vor Sorge um mich so leidet, dass sie krank wird? Kann jemand vor Kummer sterben?

Ich wusste es nicht. Doch als ich über meine Mutter nachdachte und über all das, was sie durchgemacht hatte, wurde mir klar, dass sie niemals aufgeben würde – sie konnte selbst in den schlimmsten Situationen noch einen Funken Hoffnung erkennen. Sie hatte zwar ein weiches Herz, aber sie war auch eine Kämpferin.

Nein, Mutter wird die Suche nach mir nicht aufgeben. Und sie wird auch niemals aufhören, für mich zu beten.

Nach einem weiteren qualvollen Tag auf dem Lastwagen fuhren wir schliesslich durch die Tore eines kleinen Gefangenenlagers. Als man uns endlich erlaubte auszusteigen, waren meine Beine und Füsse so gefühllos, dass ich mich nur mit steifen Schritten aus dem Lastwagen bewegen konnte. Ich manövrierte dabei vorsichtig um die Leichen von vier oder fünf Männern herum. In ihre Gesichter zu schauen, vermied ich. Genauso gut wie sie hätte ich dort liegen können.²²

14. | Hinein in die Finsternis

«Sie trieben immer mehr Menschen hinein, als seien sie Tiere.

Es war ihnen egal, ob wir starben.»

– *Joe Rubinstein* –

«**W**o bringen sie uns hin?» – Der Mann vor mir zuckte nur mit den Schultern. Ich weiss nicht, warum ich überhaupt fragte. Es war ja dieselbe Frage, die ich auch auf dem Lastwagen gestellt hatte, in der Nacht, als die Nazis mich verschleppt hatten. Und auch jetzt wusste ich im Grunde, dass der Mann vor mir keine Ahnung hatte, wo dies alles enden würde.

Der Lastwagen, der uns am Abend zuvor hierhergebracht hatte, hatte unterwegs so oft angehalten, und ich war wie betäubt und so erschöpft von der Kälte, dass ich überhaupt nicht wusste, wo ich mich befand. Nachdem wir den Lastwagen verlassen hatten, bekamen wir alte Kleider und Schuhe ausgehändigt. Die Hose war viel zu kurz, sie endete über meinen Knöcheln, aber das Hemd und die Schuhe passten mir gut. Ich war einfach nur dankbar, dass ich nun etwas mehr anzuziehen hatte als die spärlichen Kleider, die ich bei meiner Verhaftung getragen hatte.

Die Schlange der Männer, die hinter mir standen und auf den Zug warteten, war so lang, dass ich ihr Ende nicht sehen konnte. In mir regte sich ein beklemmendes Gefühl. Auch links und rechts neben mir standen lange Schlangen, die kein Ende zu nehmen schienen. Wo kamen sie alle her?

Ich wunderte mich über die riesige Anzahl von Menschen am Bahnsteig und suchte in der Menge nach vertrauten Gesichtern. Wie gern hätte ich meine Brüder gesehen, und zugleich wurde mir bei dem Gedanken, dass sie auch hier sein könnten, fast schlecht.

Lieber wollte ich sie zu Hause in Sicherheit wissen. Wohin ich auch schaute, überall blickte ich in erschöpfte Gesichter.

«Wo sind eigentlich die Personenwagen?», fragte ich meinen Vordermann. Er zuckte erneut nur mit den Schultern.

Personenwagen hatten Bänke, Sitze, Fenster und manchmal sogar Liegeplätze. Doch hier vor uns stand nur ein langer Güterzug mit holzverkleideten Waggons, wie man sie für den Transport von Vieh benutzte.

Ich wartete darauf, dass der Zug sich in Bewegung setzte und einem Personenzug Platz machte. Doch da blies ein Soldat in eine schrille, laute Pfeife, und meine Schlange bewegte sich vorwärts. Ich sah, wie die Männer die Stufen zum Bahnsteig hinaufstiegen und auf die geöffneten Waggons zugingen – die Waggons für Tiere. *Eigentlich war das zu erwarten gewesen.* Und doch war ich überrascht und entsetzt.

Als ich die Stufen zum Bahnsteig hinaufging, sah ich, dass die Waggonüren nur ein kleines Stück geöffnet waren, damit immer nur eine Person einsteigen konnte. Ein Mann blieb in der Tür stehen, dann drehte er sich um und wollte weglaufen. Der Soldat neben ihm schwang sein Maschinengewehr mit einer raschen Bewegung und schlug den Mann damit nieder. Ich konnte den schrecklichen, dumpfen Schlag hören, mit dem das Metall ihm den Schädel zertrümmerte. Andere Soldaten zogen ihn hoch und schoben ihn durch die Türöffnung hinein in den Waggon.

Ich drehte mich um, ob die anderen auch sahen, was hier vor sich ging. Innerlich schrie ich: *Ich kann das nicht! Ich will da nicht rein!*

Überall standen Soldaten mit Maschinengewehren. Ich warf einen Blick zwischen den Waggons hindurch zur anderen Seite der Gleise. Auch dort hielten sich Soldaten bereit. Wenn ich vom Bahnsteig hinunterspringen und unter dem Zug durchtauchen würde, dann würde man mich auf der anderen Seite erschiessen. Und wenn ich mich unter dem Zug versteckte, bis er abgefahren war, würde man mich danach töten. Ich fragte

mich, ob es mir vielleicht gelingen könnte, mich unter dem Zug festzuhalten und so zu entkommen. – Aber wohin?

Ich schaute mir die schweren Räder genauer an und wusste, dass ich da unten zu Tode geschleift werden würde. Weitere Männer zögerten an der Waggontür und wurden mit einem Schlag auf den Kopf dafür bestraft. Andere wurden durch einen groben Stoss mit dem Gewehrkolben hineingetrieben. Alle gingen über die Schwelle und verschwanden im Waggon wie Fledermäuse in einer Höhle.

Panisch blickte ich in alle Richtungen. Wenn ich weglief, dann hätte ich auf jeden Fall einen schnellen Tod. Sie würden mir in den Rücken schiessen, bevor mir klar war, was passierte.

Schaut meine Mutter zu Hause aus dem Fenster und sucht die Strasse nach mir ab? Wenn ich jetzt zu fliehen versuche, wird sie für den Rest ihres Lebens jeden Tag auf einen Sohn warten, der nie wiederkommt.

Ich erkannte, dass ich meine Angst überwinden musste. Ich presste die Lippen zusammen, unterdrückte meine Tränen und trat in die Dunkelheit, keuchend die abgestandene Luft darin einatmend. Es gab keine Fenster, nur zwei kleine Schlitze ganz oben, durch die ein wenig Luft und Licht eintrat. Selbst für Vieh wäre eine solche Fahrt ohne ausreichend Sauerstoff qualvoll gewesen.

Ich ging so weit wie möglich nach hinten durch. Immer mehr Männer wurden gezwungen, hinter mir einzusteigen. Wir mussten uns eng aneinanderdrängen. Ich fühlte Panik in mir aufsteigen, noch bevor die Türen geschlossen wurden; als sie zugingen, standen wir in völliger Dunkelheit.

Ich konnte nichts mehr sehen, und mir war so schwindelig, dass ich befürchtete, ohnmächtig zu werden.

Jemand trommelte mit den Fäusten gegen die Tür und schrie, sie solle wieder geöffnet werden. Andere schlossen sich ihm an. Die Menschen stampften mit den Füßen und traten gegen die Wände; sie bettelten, wieder hinausgelassen zu werden.

Allmählich gewöhnten sich meine Augen an das trübe Licht, und ich konnte die Umrisse der anderen wahrnehmen.

Ich zog mir das Hemd über Nase und Mund, um den Geruch der Leute, die gegen mich gedrückt wurden, nicht mehr einatmen zu müssen. Plötzlich hörte ich ein entferntes Geräusch – den Pfiff der Lokomotive, der das Signal zur Abfahrt gab. Nun passierte es wieder. Ich wurde an einen unbekanntem Ort gebracht.

Wo bringen sie uns hin? Ich kam mir so klein und unbedeutend vor, wie ich da in dem völlig überfüllten Güterwaggon stand. *Welche Bedeutung hatte mein bisheriges Leben? Wie kann es sein, dass ich jetzt hier bin? Wo ist mein Leben?*

Am liebsten hätte ich laut geschrien: «Was ist mit meinem Leben passiert?!»

Ich hatte immer gedacht, ich hätte eine gewisse Kontrolle über das, was ich tat – und über meine Zukunft. Doch das war alles nur blosser Schein gewesen! *Ich hatte nichts unter Kontrolle!* Die Räder des Zuges drehten sich, und ich hatte noch nicht einmal einen Griff, an dem ich mich festhalten konnte. Nichts mehr, was mir Halt gab. Ich unterdrückte ein Schluchzen.

Der Zug fuhr nun spürbar schneller, und ich hatte nicht die Macht, ihn aufzuhalten. Obwohl ich mit so vielen Menschen zusammen war, hatte ich mich noch nie so allein gefühlt.

Ein Mann, dessen Stimme schon alt und schwach klang, fing an zu weinen. Jeder seiner Klagelaute kam mir vor wie ein Echo der stillen Schreie meiner Seele nach meiner Familie.

Wir waren alle gemeinsam verschleppt worden, und doch waren wir nicht wirklich eine Gemeinschaft; jeder war auf sich allein gestellt. *Wo ist meine Familie? Wo ist hier irgendjemand, den ich kenne?* Ich begann heftig zu zittern, und wieder war nicht die Kälte der Grund dafür. Es gab niemanden, der uns half, niemanden, der bei mir war. *Oh Gott! Wo bist du? Ich will nicht allein sein!*

Wenn die ganze Hölle auf kleinstem Raum transportiert werden kann, dann war sie ganz bestimmt in diesem Zug zu finden. Chaos, Schrecken und Erschöpfung durchdrangen jeden Moment.

Während der Zug über die Schienen rumpelte und schwankte, versuch-

ten wir erst verzweifelt, wach zu bleiben, dann zu schlafen. Es war nicht genug Platz, um sich hinzusetzen, also lehnten wir uns einfach an die anderen an, während wir schliefen. Ich konnte an nichts anderes denken als an Essen, Trinken und die Möglichkeit, mich hinzulegen. Ich wusste, dass es auf den Bauernhöfen, an denen wir vorbeifuhren, Keller voller Essensvorräte und Brunnen mit frischem Wasser gab. Allein der Gedanke daran schmerzte mich bis ins Mark.

Wieder sagte jemand, in der Ecke gebe es einen Eimer, wo man seine Notdurft verrichten konnte. Doch der Waggon war so überfüllt, dass man unmöglich dorthin gelangen konnte. Also erledigten wir das, was wir erledigen mussten, zu unseren Füßen.

In einem der wenigen Momente, in denen es ganz still war, hörte ich eine leise, schwache Stimme irgendwo im Dunkeln. «Ich brauche Wasser. Bitte ... bitte ... hat irgendjemand Wasser ... nur einen Schluck? Mehr brauche ich nicht.»

Wieder eine Frage, die unbeantwortet blieb.

Es waren viele Stimmen in der Dunkelheit zu hören:

«Ich kann nicht mehr stehen, bitte, ich muss mich hinlegen, macht mir etwas Platz, macht Platz ... Ich bin so müde ... Ich glaube, der Mann neben mir ist tot... Ich muss mich hinsetzen ... Ich habe nichts Böses getan ... Öffnet die Türen ... Mir wird schlecht ... Ich weiss, dass er tot ist... Warum gibt es kein Wasser ... Ich kann das Gleichgewicht nicht mehr halten ... Beruhige dich doch! ... Ich will nicht sterben! ... Ich bringe sie um, sobald sie die Türen aufmachen! ... Gott, wo bist du?»

Ich konnte es nicht mehr ertragen. Ich wollte, dass sie alle verschwanden, all diese gepeinigten Seelen, die auf mich eindrangten, mich geradezu ertränkten, meine Seele töteten.

Manchmal gab es einen solchen Ruck, dass wir alle gegeneinander fielen. Ich schlug mit dem Kopf immer wieder gegen denselben Mann, bis ich endlich ein Stück von ihm wegrücken konnte. Manchmal bremste der Zug, fuhr auf ein Nebengleis und hielt an. Dann passierte uns ein anderer Zug so dicht und mit einer solchen Lautstärke, dass ich die Luft anhielt in

der Befürchtung, wir könnten mit ihm zusammenstossen. Ich fragte mich, ob es wohl Militärzüge waren – die eine viel höhere Priorität hatten als wir. Das Warten war zermürbend. Wenn wir fuhren, gab es zumindest die Hoffnung, dass wir irgendwann ans Ziel gelangten – und aussteigen durften.

Einmal hielt der Zug an, und die Türen unseres Waggons wurden einen Spalt weit geöffnet. Es fiel nur ein schmaler Lichtstrahl hindurch, der aber hell genug war, um mich zu blenden.

Nach und nach erkannte ich die Umrisse mehrerer deutscher Soldaten, die auf dem Bahnsteig standen. Jeder von ihnen zielte mit einem Maschinengewehr auf uns. Meine Knie gaben fast nach bei dem Gedanken, dass sie das Feuer auf uns eröffneten. Wenn der Wagen nicht so überfüllt gewesen wäre, wäre ich wahrscheinlich zusammengebrochen.

Gleichzeitig spürte ich, dass die anderen Mitgefangenen denselben Gedanken hatten wie ich: nach vorne zu springen und die Soldaten anzugreifen. Sie würden uns zwar töten, aber zumindest würden wir als Männer sterben, die versucht hatten, sich zu verteidigen.

Doch bevor wir etwas unternehmen konnten, hörten wir Schritte auf den Holzplanken, und mehrere Männer in gestreiften Häftlingsanzügen erschienen an der Türöffnung unseres Waggons. Jeder von ihnen trug zwei Eimer mit Wasser.

«Befehl an alle!», bellte der eine von ihnen auf Polnisch. «Nur eine Kelle pro Mann, oder ihr werdet erschossen!»

Daraufhin schoben sie mehrere Eimer durch die Tür herein. Ich machte mich auf ein Chaos gefasst, auf umstürzende Eimer und verschüttetes Wasser. Doch zu meiner Erleichterung nahmen die Männer die Eimer ganz vorsichtig, fast schon ehrfürchtig in die Hand und reichten sie weiter. Während ich wartete, klopfte mir das Herz in Vorfreude bis zum Hals.

Als der Mann neben mir die Kelle an mich weiterreichte, zitterten meine Hände so sehr, dass ich Angst hatte, die Kelle fallenzulassen. Ich umfasste sie mit beiden Händen und schloss die Augen, als das Wasser

meine Kehle hinunterlief. Meine Lippen fühlten sich an, als hätte ich noch gar nichts getrunken, als die Kelle auch schon leer war. Ich hob sie noch einmal an und schüttelte den letzten Tropfen aus ihr heraus, dann sah ich weg und gab sie dem nächsten Mann weiter.

Ein paar Minuten später erreichte mich ein weiterer Eimer, und ich konnte noch ein paar Schlucke trinken. Ich hätte gern noch mehr getrunken, doch es kam nichts mehr. Ich betete, dass als Nächstes etwas zu essen käme, doch stattdessen wurden die Türen wieder zugeschoben. Wir hörten, wie ein Riegel mit ohrenbetäubender Endgültigkeit einrastete. Die Männer, die der Tür am nächsten waren, hämmerten dagegen und bettelten darum, hinausgelassen zu werden. Eine Stunde später rollte der Zug weiter, und alle fingen an zu weinen.

Als ich in jener Nacht in den Schlaf sank, kippte mein Kopf auf so unglückliche Weise nach hinten, dass ich von den Nackenschmerzen wach wurde und wie im Delirium vor mich hin redete.

«Warum wurde er mitgenommen?», entfuhr mir unkontrolliert ein Gedanke. Ich konnte ein gewisses Bild nicht vergessen, das ich gesehen hatte: ein alter Mann, an dem ich vorübergegangen war, als wir noch am Beginn dieser Zugreise am Bahnhof Schlange standen und auf den Zug warteten. Sein Rücken war so gekrümmt, dass er ständig nach unten auf seine Füße schauen musste. Er war so gebrechlich, dass ich fürchtete, er würde stürzen, wenn ich ihn versehentlich anstieß.

Meine Gedanken wanderten noch zu einem anderen Mann, neben dem ich Stunden vor unserer Abfahrt in der Nähe der Baracken gestanden hatte. Er stöhnte laut vor Schmerzen. Seine Füße waren durch Erfrierungen so schwarz geworden, dass sie vermutlich amputiert werden mussten.

Warum werden diese Menschen mitgenommen? Ich konnte ja verstehen, dass gesunde junge Männer wie ich zur Arbeit gebraucht wurden, aber warum all die anderen? Man hatte uns gesagt, wir würden umgesiedelt, aber das ergab keinen Sinn. *Warum der ganze Aufwand, um alte,*

krankte Männer zu transportieren? Warum lässt man sie nicht im Ghetto zurück? Warum sollte Hitler Ressourcen verschwenden, die er für den Krieg brauchte?

Die Antwort traf mich wie ein Blitzschlag. *Dass sie uns mitnehmen, hat nichts mit Arbeit und dem Krieg zu tun! Sie wollen uns alle töten.*

Ich schluckte den bitteren Gedanken hinunter. Meine Haut fühlte sich feucht und kalt an. Alles um mich herum schien sich zu drehen. Ich hielt mich am Arm des Mannes neben mir fest. Meine Augen wanderten unruhig in der Dunkelheit umher. *Es muss doch einen Weg geben! Eine Möglichkeit, sich zu wehren!* Ich schloss die Augen und hörte wieder das Trommeln, das in Radom begonnen hatte, das schier endlose Trommelfeuer der deutschen Kriegsmaschinerie.

Wie kann man so etwas aufhalten? Grossvater! Du hast gesagt: «Es kommt, wie es kommt. Alles liegt in Gottes Hand.» Was soll ich also jetzt tun? Alles Gott überlassen und untätig bleiben, wenn sie mich töten wollen? Grossvater! Gott hat mir Hände zum Kämpfen gegeben und Beine zum Fliehen! Ist es das, was ich tun soll?

In der Dunkelheit hörte ich eine Stimme rufen: «Ich will nicht sterben!»

Zuerst dachte ich, es sei meine eigene Stimme, doch dann merkte ich, dass es der Mann neben mir war, an dessen Arm ich mich festhielt. Sein Arm fühlte sich kräftig an.

Ich atmete langsam und tief aus. Ich war nicht allein. Keiner hier wollte sterben. Irgendwie musste ich einen Weg finden, um zu überleben. *Gott, mach diesem Wahnsinn ein Ende!*²³

15. | Die Ankunft

«Ich war todmüde und konnte an nichts anderes denken. Ich wollte mich nur noch hinlegen. Es war mir egal, wo.»

– Joe Rubinstein –

Donnerstag, 30. April 1942

Tadong, tadong, tadong, tadong, tadong. Auf das rhythmische Geräusch des Zuges folgten in meinen Gedanken die Worte «*Essen und Wasser*», «*Essen und Schlaf*», «*Essen und Wasser*», «*Essen und Schlaf*». Dann wieder: *Tadong, tadong, tadong, tadong, tadong*. In meinem Kopf lief dieser Singsang in Endlosschleife. Ich weiss nicht, wann ich damit begann, aber sein Rhythmus füllte meine Gedanken für einen längeren Zeitraum. Bei jeder Wiederholung nickte ich mit dem Kopf. Meine Augen hielt ich geschlossen. Ich beachtete die anderen Geräusche im Zug nicht mehr: das Ächzen, das Stöhnen und die Schreie. In mir war nur noch «*Essen und Wasser*», «*Essen und Schlaf*», «*Essen und Wa...*» –

Plötzlich wurde ich in meinem Mantra unterbrochen: Metall kratzte gegen Metall. Es dauerte eine Weile, bis mir klar wurde, dass der Zug bremste und schliesslich anhielt. Ich hörte, wie in der Ferne Türen aufgeschoben und Kommandos auf Deutsch geschrien wurden. Und dann hörte ich etwas Neues: eine Menschenmenge, die sich in Bewegung setzte.

«Ich höre sie», rief jemand ganz in meiner Nähe. «Die Leute steigen aus. Wir steigen aus!»

Der Riegel unseres Waggons wurde umgelegt, und die Türen öffneten sich weit. Helles Sonnenlicht fiel in unsere dunkle Grabkammer. Gebendet wich ich zurück wie eine Schildkröte, die in ihrem schützenden Panzer verschwindet.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand, und es kümmerte mich

auch nicht. Ich wollte nur noch hinaus. Ich stand ganz hinten im Wagen, eingequetscht zwischen anderen Männern und der Wand.

Der Mann vor mir begann zu weinen. Und er war nicht der Einzige. Jemand dankte Gott laut auf Jiddisch, andere flüsternten ihre Gebete. Ich schaute nach oben an die Decke und wartete, bis ich an der Reihe war auszusteigen. *Warum brauchen sie bloss so lang?* Ich übte Druck auf die Leute vor mir aus, damit wir endlich vorwärtskamen. Die Männer schrien und schimpften, während sie versuchten, auf ihren steifen, schwachen Beinen zu gehen. Manche von ihnen stolperten. Ich fragte mich, ob ich wohl in der Lage sein würde, meine Beine zu gebrauchen. Als sich die Menschenmenge vor mir etwas lichtete, fiel ich fast zu Boden. Einige stürzten tatsächlich, und die Umstehenden halfen ihnen wieder auf.

Ich schlurfte vorwärts über den verschmutzten Boden und machte einen Bogen um die Leichen, die dort lagen. Ich tat so, als sei niemand um mich herum gestorben. Als mein Fuss gegen etwas stiess, wich ich zur Seite aus. Ich richtete meinen Blick geradeaus und schaute nur so viel nach unten, dass ich nicht über die dunklen Schatten stolperte, deren Anblick ich nicht ertragen konnte. Die Klagelaute des alten Mannes, die ich zu Beginn der Zugfahrt gehört hatte, gingen mir nicht aus dem Kopf. Ich hatte ihn schon lange nicht mehr gehört. Hoffentlich war er nicht unter den Leichen, die nun zu meinen Füßen lagen.

Ich ging weiter und stieg aus dem Zug. Dabei sah ich einen Mann, der einen schmutzigen, zerlumpten Häftlingsanzug trug, in der Öffnung des benachbarten Waggons auftauchen. Er schleifte eine Leiche hinter sich her. Der verzerrte Gesichtsausdruck des Toten schockierte mich. Als ich mich gerade fragte, was der Häftling wohl verbochen hatte, dass er so eine schreckliche Aufgabe verrichten musste, kam ein weiterer Mann in Häftlingskleidung heraus, der einen toten Jugendlichen mit lockigem schwarzem Haar trug.

Wie lange war ich in diesem Zug? Ich wusste es nicht. Die Zeit war zu einer dunklen Masse verschwommen. Immer noch war ich vom Sonnen-

licht geblendet und kniff immer wieder die Augen zusammen.

«Schnell, schnell!», fuhr mich jemand von hinten auf Deutsch an. Ich fühlte einen harten Schlag gegen meine Schulter und wusste gleich, dass es ein Gewehrkolben war, mit dem ich da vorwärtsgetrieben wurde. Ich hatte das Gefühl, dass meine Beine gar nicht zu meinem Körper gehörten; trotzdem bewegten sie sich vorwärts, als ich losrannte, um mich den Männern aus meiner Schlange wieder anzuschliessen. Ich keuchte, obwohl ich nur ein paar Schritte gelaufen war.

Vor uns lagen Reihe um Reihe einfacher, gleich aussehender Baracken.

Wo bin ich? Ich hatte keine Ahnung und war nur froh, dass nun vielleicht alle aus dem Zug genügend Platz haben würden.

Ich brauchte ein Bett. Ich musste mich ausruhen. Doch unsere Schlange bewegte sich nur langsam weiter. Ich entdeckte nun noch eine ganze Menge weiterer jener Männer in zerfetzten, gestreiften Häftlingskleidern. Die meisten von ihnen sahen abgemagert und erschöpft aus und schienen uns gar nicht zu bemerken.

Mein Verstand war wie benebelt, und ich befürchtete, bereits im Gehen einzuschlafen. Ich hatte keine Ahnung, wie es meinen Beinen immer noch gelang, sich zu bewegen. In der Ferne war ein Schuss zu hören, dann ein zweiter. Während ich den anderen Männern vor mir in ein grosses, aus Holz errichtetes Gebäude folgte, tauchte vor meinem inneren Auge immer wieder der alte Mann mit dem gekrümmten Rücken auf. Ich schüttelte das Bild ab und hoffte, dass meine schlimmsten Befürchtungen nichts als Einbildung waren.*²⁴

* Anmerkung der Autorin: Im März 1942 kamen täglich Züge in Auschwitz an, manchmal mehrere an einem Tag. Sie beförderten jeweils mindestens tausend Menschen, die aus den osteuropäischen Ghettos kamen, aber auch aus west- und südeuropäischen Ländern. 1942 trafen Transporte aus Polen, der Slowakei, den Niederlanden, Belgien, Jugoslawien und Theresienstadt ein.²⁵

16. | Fürs ganze Leben gezeichnet

«Wir waren hier, um zu sterben.»

– Joe Rubinstein –

Ich liess meine verschmutzte Kleidung auf den Boden fallen und stellte mich dann nackt in der nächsten Schlange an. Es hiess, wir sollten rasiert werden. Ich war zu müde, um mich rasieren zu lassen. Am liebsten hätte ich mich einfach nur schlafen gelegt; selbst der hiesige Zementfussboden wäre mir dafür recht gewesen.

Zitternd stand ich nun da, versuchte meine Blösse mit den Händen zu bedecken und wünschte mir, ich könnte mich irgendwo verstecken. Ich wurde rot, als ich sah, dass sie nicht nur unsere Köpfe und Bärte rasierten.

Als ich an der Reihe war, kletterte ich müde auf den Stuhl, biss die Zähne zusammen und bemühte mich, dem Mann mit dem elektrischen Rasierer meine Gefühle nicht zu zeigen. Ich zwang mich stillzusitzen, obwohl ich ihm am liebsten ins Gesicht gesprungen wäre. Der Rasierer zerrte erbarmungslos an der Behaarung meines Körpers, der eine solche Behandlung nicht gewohnt war.

Als es endlich vorbei war und meine Haut immer noch vom Rasierer brannte, wurde ich angewiesen, einen Dushraum zu betreten, wo einer der Insassen mit einem grossen Schlauch vor uns stand. Noch weitere frisch rasierte Männer kamen hinter mir nach. Als etwa dreissig von uns dort nackt, entblösst und frierend standen, drehte der Häftling den Hahn auf und rief auf Deutsch: «Entlausung!» Dann sprühte er uns alle ab und wies uns an, uns dabei langsam umzudrehen.

Das Desinfektionsmittel brannte auf meiner Haut, die von der Rasur immer noch wund war. Ich schnappte nach Luft, und alle meine Muskeln

verspannten sich vor Schmerz. Der starke Geruch der Chemikalien war für meinen leeren Magen einfach zu viel. Ich fing an zu zittern und zu würgen, obwohl es in meinem Bauch nichts gab, was ich erbrechen konnte.

Als der Mann mit dem Sprühen aufhörte, schoss aus den Brauseköpfen an der Decke eiskaltes Wasser auf uns herunter. Zuerst wich ich vor dem kalten Strahl zurück, doch dann gewann mein Durst die Oberhand. Ich versuchte, so viel Wasser wie möglich zu schlucken, obwohl ich fürchtete, es könnte alles wieder hochkommen. Die Dusche dauerte nur kurz. Ich hätte mir mehr Zeit gewünscht, um allen anhaftenden Dreck von mir abzuwaschen, doch der Wasserstrahl versiegte schnell.

Ich schaute mich nach einem Handtuch um, um mich abzutrocknen, doch es gab keines. Stattdessen wurden wir nackt und frierend nach draussen geschickt und zu einer weiteren Baracke gebracht, wo andere Häftlinge uns schwere Holzclogs, gestreifte Hosen, ein Hemd und eine Mütze aushändigten. Unterwäsche erhielten wir nicht, und es war für mich sehr ungewohnt, mich so zu kleiden. Die zugeteilten Kleider waren mir mehrere Grössen zu gross, und der Stoff war sehr dünn. Aber ich war so froh, saubere Kleidung zu bekommen, dass mir alles andere egal war.

Ich krepelte die Ärmel ein Stück hoch, faltete den Hosenbund mehrmals um und rollte die Hosenbeine noch oben.

Alle um mich herum trugen Kleider, die ihnen nicht passten. Ich war froh, dass ich wenigstens mein Hemd zuknöpfen konnte, was bei vielen anderen nicht der Fall war, und wunderte mich, wie ähnlich wir uns nun alle sahen mit unseren gestreiften Anzügen und den rasierten Köpfen und Gesichtern.

Ich stellte meine Clogs auf den Boden, schlüpfte hinein und schüttelte den Kopf. Das waren doch keine Schuhe! Schuhe waren weich, biegsam, bequem geschnitten und sorgfältig genäht – nicht solche schweren, rauen Dinger, die aus Holz gedrechselt waren. Meine Schuhe waren an den Fersen eng und vorne viel zu weit. Ich schaute mich nach Socken um und

sah, dass die anderen das auch taten. Ich schimpfte leise in mich hinein, als mir klar wurde, dass es keine gab. Vor meiner Verhaftung hatte ich jeden Tag achtlos Socken angezogen und dem keine Bedeutung beigegeben. Doch jetzt konnte ich an nichts anderes mehr denken. Ich war kaum ein paar Schritte in den Holzschuhen gegangen, als mir schon die Füße wehtaten.

Schwerfällig stapften wir in unseren Clogs in einen anderen Raum, wo ein Häftling hinter einem langen Tisch sass. Er sprach Polnisch, was offenbar seine Muttersprache war, und fragte uns nach unserem Namen, Wohnort, Geburtsdatum und nach den Namen unserer Eltern. Dann machte er sich Notizen. Statt Icek Jakub Rubinsztejn schrieb er bei mir «Josef Rubinstein». Er händigte mir ein Blatt Papier aus und deutete dann auf einen anderen Raum entlang des Flurs, wo wir, wie er sagte, eine «dauerhafte Markierung» erhalten würden, die der Nummer auf dem Blatt Papier entsprach.

Eine dauerhafte Markierung? Ich hatte keine Ahnung, was das bedeuten sollte. Als ich mich zum Gehen wandte, fragte ich den Mann noch mit schwacher Stimme: «Was haben wir heute für ein Datum? Und wo sind wir hier?»

«30. April 1942. Auschwitz.»

Nun, da ich endlich die Antwort bekam auf die Frage, die ich mir schon seit meiner Gefangennahme gestellt hatte, sagte sie mir gar nichts. Von einem Ort namens Auschwitz hatte ich noch nie gehört.

Als der Mann mit der Nadel fertig war und die Nadel wieder im Tintenfass ruhte, drehte ich meinen rechten Arm so zu mir, dass ich die eintätowierte Nummer lesen konnte. Die Zahlen waren schief und riesig, und sie bedeckten fast meinen ganzen Unterarm. Das Ganze war so unsorgfältig ausgeführt, als hätte ein Kind mit Kreide auf den Bürgersteig gemalt. Die Arroganz der Nazis machte mich wütend. Am liebsten hätte ich geschrien: «Ihr markiert mich wie einen Gegenstand, den ihr verkaufen wollt! Für wen haltet ihr euch, dass ihr so etwas mit mir macht?»

Ich dachte an meinen Grossvater, der uns erzählt hatte, dass es für Juden verboten war, ihre Haut mit permanenten Zeichen zu versehen. Das sei eine Sünde gegen Gott. Anscheinend wussten die Nazis das auch, und ihnen war klar, wie demütigend diese Behandlung für uns war.

Ich sah mir die Nummer genauer an und spürte, wie sich eine dunkle Leere in mir ausbreitete, als würde die Tinte, die meine Haut durchdrungen hatte, nun durch meine Adern fliessen. Wie das Gesicht meines Vaters von einem weissen Tuch bedeckt gewesen war, schien sich nun ein schwarzes Tuch auf meine Gedanken zu legen. Ich war für mein ganzes Leben gezeichnet. Meine Markierung war meine neue Identität. Ich war hier nicht mehr als ein Eintrag in einer Akte. Für die Nazis war ich nichts weiter als Nummer 34207.²⁶

- * Anmerkung der Autorin: Nur die zur Arbeit bestimmten Gefangenen erhielten eine Nummer; wer direkt in die Gaskammern geschickt wurde, der wurde nicht registriert und erhielt auch keine Tätowierung. In Auschwitz II (Birkenau) führte die SS die Tätowierungen im März 1942 ein. Einige jüdische Gefangene (aber nicht alle) bekamen zusätzlich noch ein Dreieck unter der Nummer eintätowiert.²⁷
- ** Anmerkung der Autorin: Am 30. April 1942 erhielten 606 Gefangene, die von der Sipo und dem SD aus Radom eingewiesen worden waren, die Nummern 33996-34601.²⁸
- *** Anmerkung der Autorin: An Joes erstem Tag in Auschwitz-Birkenau, dem 30. April 1942, kamen dort fünfundsechzig Häftlinge und zwei russische Kriegsgefangene durch Schläge, Hunger oder Krankheit ums Leben, einige von ihnen durch Selbstmord.²⁹

17. | Die Nahrung der Hungernden

«Schweine hätten dieses Essen nicht angerührt.»

– *Joe Rubinstein* –

Ich hielt ein Stück Schwarzbrot in meinen zitternden Händen und nahm einen grossen Bissen davon. Durch die Geschwindigkeit, mit der ich es hinunterschlank, schmeckte ich jedoch kaum etwas. Es war mein erstes Essen, seit ich in den Zug gestiegen war.

Ich öffnete den Mund, um ein weiteres Mal in das Brot zu beissen, wurde aber von einem barschen Zischen unterbrochen, das mir über die Schulter auf Polnisch zuflüsterte: «Spar dir was davon auf... du wirst es zum Frühstück brauchen.»

Ich drehte mich nach dem Mann um, konnte aber nur seinen Rücken sehen, einen gestreiften Häftlingsanzug in einem Meer von gestreiften Anzügen. Ich betrachtete seinen Rücken einen Moment lang, stopfte ich mir den Rest des faden Brötchens in den Mund und versuchte, es nicht allzu schnell hinunterzuschlucken. Anschliessend nahm ich meine Schale und trank den letzten Tropfen eines bitteren Gebräus, das angeblich Tee sein sollte. Ich wollte noch mehr davon, doch schon jetzt lag mir das Brot schwer im Magen, denn dieser war gar nicht mehr ans Essen gewöhnt. Schweissperlen bildeten sich auf meiner Stirn, und ich befürchtete, das Wenige, was ich gerade gegessen hatte, nicht bei mir behalten zu können.

Stunden später wachte ich vom lauten Schnarchen eines Mannes auf, der auf einer der Pritschen unter mir schlief. Es war stockdunkel. Ich brauchte eine Weile, bis ich wieder wusste, wo ich war.

Das Letzte, was ich gehört hatte, bevor ich in einen erschöpften Schlaf

sank, war das Geräusch eines lauten Gongs gewesen, der uns Häftlingen befahl, leise zu sein. Meine Schulter schmerzte, weil ich mit dem ganzen Gewicht meines Körpers auf hartem, kaltem Holz lag. Ich fröstelte. Während sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten, nahm ich die Silhouetten der vierstöckigen Schlafgestelle wahr, die im ganzen Raum standen und brechend voll belegt waren.

Ich schlief in der obersten Etage auf ein bisschen Stroh unter einer dünnen Decke. Mein Magen krampfte sich vor Hunger und Durst zusammen. Ich drehte mich um, weil ich den heissen, übelriechenden Atem des Mannes auf meiner linken Seite nicht mehr ertragen konnte, und stiess auf der rechten Seite auf einen ebenso heissen Atem. Die Baracken waren erfüllt mit lautem Schnarchen, Schnauben, Husten und Stöhnen. Manche schrien im Schlaf laut auf.

Als ich abends eingeschlafen war, hatte ich das alles nicht bemerkt, weil ich zu erschöpft war. Doch jetzt hätte ich alles dafür gegeben, wenn ich diesen Lärm und die abstossenden Körpergerüche um mich herum hätte ausblenden können. Ich hielt mir die Hände vors Gesicht und musste mich fast übergeben. Meine Haut stank immer noch nach den Chemikalien, mit denen man uns eingesprüht hatte. Ich weiss nicht, welcher Geruch schlimmer war – meiner oder der meiner Nebenmänner.

Trotz der Kälte fing ich wieder an zu schwitzen. Ich konnte kaum atmen. Ich musste hier raus. Es war mir egal, ob ich draussen erfror oder ob sie mich erschossen. *Sie werden mich erschiessen. Will ich das wirklich?* Ich schloss die Augen, versuchte mich zu beruhigen, und flehte Gott an, mir diese Panik zu nehmen.

Ich zwang mich, an Radom zu denken und mir vorzustellen, ich sei wieder dort. Es war früh morgens, aber Mutter war schon wach und bereitete das Frühstück vor. Ich konnte den Duft der Kartoffelpuffer riechen, die auf dem Herd brutzelten. Mutter stand immer früh auf, um uns Frühstück zu machen. Damals dachte ich selten darüber nach, wie glücklich ich mich schätzen konnte, ein solches Zuhause zu haben. Nun hätte ich alles dafür gegeben, wenn ich morgens dort aufgewacht wäre.^{30, 31, 32}

18. | Der zweite Tag

«Unsere Schlafplätze mussten makellos sein. Wir wurden bestraft, wenn wir es nicht gut genug machten. Dann brachten sie einen hinaus, und man kehrte nie wieder zurück. Wer lächelte oder ein böses Gesicht machte, wurde auch weggebracht.»

– Joe Rubinstein –

Freitag, 1. Mai 1942

Ein lauter, durchdringender Gong weckte mich. Meine Augenlider waren schwer und geschwollen.

Die Tür ging auf, und vom Flur drang Licht herein. Ich öffnete die Augen und schaute in das traurige, müde Gesicht eines anderen Gefangenen, der gewiss noch erschöpfter aussah als ich. Der Mann seufzte tief, sagte aber nichts. Ich sah ihm zu, wie er sich auf seine Ellbogen stützte und seine Strohmatten sorgfältig in Ordnung brachte. Das war nicht so einfach, denn er hatte nicht einmal genug Platz, um sich aufrecht hinzusetzen. Dennoch machte er weiter und achtete darauf, dass in seiner schäbigen Decke keine einzige Falte zurückblieb. Ich schaute mich um und bemerkte, dass alle anderen genau das Gleiche taten.

Als der Mann sah, dass ich nichts machte, flüsterte er mir etwas in einer Sprache zu, die ich noch nie gehört hatte. Ich blickte ihn an und zuckte verständnislos mit den Schultern. Da deutete der Mann mit seinen knochigen Fingern zuerst auf mich, dann auf seinen Schlafplatz, und schliesslich schwang er seinen Arm mit einer heftigen Bewegung.

Es war klar, was er meinte: Wer sein Bett nicht ordentlich machte, wurde verprügelt. Je mehr Mühe ich mir gab, die Strohmatten und die dünne Decke glatt zu streichen, desto mehr wurde mir bewusst, wie absurd das Ganze war: seine Strohmatten auf so beengtem Raum ordentlich hinzulegen.

Bald schon fanden sich unten die dunklen Schatten der anderen Männer

ein, wie Wespen, die aus ihrem Erdloch hervorkriechen. Ich hatte keine Vorstellung, wie viele Männer sich diese Baracke teilten, aber es mussten wohl Hunderte sein.

Ich kletterte das Schlafgestell hinunter und nahm die Holzpantoffeln mit, die ich nachts bei mir behalten hatte, während ich schlief. Als ich in sie hineinschlüpfte, zuckte ich zusammen. Ich sehnte mich nach einem dicken Paar Socken und überlegte, ob ich mein Hemd zerreißen und meine Füße mit dem Stoff umwickeln sollte. Aber ich wusste, dass ich für die Beschädigung meiner Kleidung Prügel kassieren konnte.

Wie zur Bestätigung kam ein stämmiger Häftling herein, der einen langen Knüppel in der Hand hatte. Auf seinem Hemd war ein grünes Dreieck aufgenäht. Er schrie uns auf Deutsch an, wir sollten uns beeilen, und schlug nach denen, die seiner Meinung nach nicht schnell genug hinausgingen. Er war unser «Kapo», ein Mitgefangener, den man zum Aufseher über uns ernannt hatte.

Der Mann ging zwischen den Stockbetten durch und stiess alle in die Rippen, die noch nicht aufgestanden waren. Auf seinem Klemmbrett machte er sich Notizen und zählte, wie viele Männer in der Nacht gestorben waren.

Wir wurden hinausbeordert, während es noch dunkel war. Es war höchstens vier Uhr oder vier Uhr dreissig morgens.

Als die Morgendämmerung einsetzte, konnte ich meinen Blick kaum von den schattenhaften, mageren Gestalten um mich herum abwenden. Für einen Aussenstehenden sahen sie alle gleich schmutzig und erschöpft aus. Manche hatten offene oder verschorfte Wunden und starke Prellungen, andere wiederum eine krankhafte gelbe Hautfarbe; und fast alle waren blass. Immer wieder fragte ich mich:

Was haben sie diesen Männern angetan?

Am Abend zuvor war ich zu müde gewesen, um den Zustand der Latrinen wahrzunehmen. Doch jetzt, nachdem ich geschlafen hatte, war ich entsetzt darüber. Wir wurden in einen Raum gebracht, in dem sich zwei lange Reihen mit Holzbänken befanden; in die Mitte waren Löcher hin-

ingesägt worden. Ich presste die Lippen zusammen, als ich mich hinsetzte, und zuckte zusammen, als mein Rücken den eines anderen Mannes berührte und meine Beine die meiner Nebenmänner. Ich schloss fest die Augen und tat so, als würde dies alles nicht passieren.

Später sass ich an einem langen Tisch in einer anderen Baracke und würgte einen übel riechenden Tee hinunter, der wie faules braunes Wasser aussah. Ich hatte ein kleines, fade schmeckendes Brötchen bekommen, das ich schon nach zwei Bissen verzehrt hatte. Ich sah zu, wie ein paar Männer Brotstücke aus dem Ärmel zogen, die sie vom letzten Abendessen aufbehalten hatten. Der Mann, der mir ins Ohr geflüstert hatte, hatte wohl recht gehabt. Ich musste mit den Tränen kämpfen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich den Tag mit so wenig zu essen überstehen sollte.*³³

* Anmerkung der Autorin: An Joes zweitem Tag in Auschwitz, dem 1. Mai 1942, starben in Auschwitz-Birkenau achtundachtzig Häftlinge sowie ein russischer Kriegsgefangener.³⁴

19. | Und es kommen immer mehr

«Manchmal denke ich, ich muss sterben,
wenn ich darüber nachdenke.»
– *Joe Rubinstein* –

Ein neuer Tag – und wieder war ein Zug angekommen. Unsere Arbeitskolonne ging an Hunderten von erschöpften Menschen vorüber, die gerade ausgestiegen waren. Meinem Eindruck nach war schon der Zug, mit dem ich angekommen war, völlig überfüllt gewesen, aber dieser hier war noch viel schlimmer, er beförderte noch weitaus mehr Menschen. Ich spürte tiefes Mitleid mit ihnen allen.

Während unser Zug nur Männer transportiert hatte, wimmelte es nun zusätzlich auch von Frauen und Kindern. Sie alle sahen so müde aus, dass sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnten, während sie in einer langen Reihe warteten.

Wir näherten uns der Schlange, wo ein SS-Mann in schwarzer Uniform mit Handschuhen und einer Reitgerte einem Jugendlichen befahl, die Zunge herauszustrecken. Mit einer kurzen Handbewegung wurde der Junge zu einer Gruppe von Männern geschickt, die ungefähr in meinem Alter waren. Der nächste in der Schlange war ein humpelnder Mann mittleren Alters, der einen dicken Verband um den rechten Fuss trug. Auch er sperrte den Mund auf, um untersucht zu werden. Doch der Offizier sah gar nicht erst hin, sondern bedeutete dem Mann mit einer Kopfbewegung, sich einer anderen Schlange anzuschliessen, die hauptsächlich aus Frauen, Kindern und alten Menschen bestand, von denen sich viele auf einen Stock stützten.

Ich hatte keine Ahnung, wie sich diese alten Menschen trotz der Tortur, die sie hinter sich hatten, immer noch aufrecht halten konnten.

Weiter vorn in dieser Schlange stand ein junger Mann, der sich auf ein

Paar notdürftig gebastelte Krücken stützte, neben einem älteren Mann, der zusammengesunken in seinem Rollstuhl sass.

Ein alter Mann hielt einen kleinen Jungen an der Hand, dessen Hosen eingenässt waren. Ich fragte mich, ob das wohl sein Enkelkind war. Er lächelte den Jungen an und versuchte, die Furcht zu verbergen, von der ich überzeugt war, dass er sie empfand. Ich wurde von tiefem Mitgefühl für diesen Mann ergriffen. Mein Grossvater hätte genau dasselbe für mich getan.

Ich war froh, als wir an der Schlange vorüber waren, denn der Gedanke an diesen armen Grossvater tat zu sehr weh.

Die meisten Kinder klammerten sich an ihre Mütter, andere hielten ihre Geschwister an der Hand. Überall weinten Kinder und Säuglinge, weil sie etwas zu essen oder zu trinken brauchten.

Ich ging an einem kleinen Mädchen vorüber, das bei seiner Mutter auf dem Arm war. Es hatte grosse braune Augen. Als ich vorbeiging, schaute das Kind mich direkt an, fing an zu weinen und rief, dass es nach Hause wollte. Ich hätte am liebsten mit ihm geweint, denn auch ich sehnte mich nach meinem Zuhause. Das Kind verbarg sein Gesicht an der Schulter der Mutter, und ich ging weiter.

Fast alle Menschen, die ich sah, hatten ein paar Habseligkeiten bei sich. Einige hielten Taschen in der Hand oder Kopfkissenbezüge, die sie mit Dingen gefüllt hatten, während andere sogar kleine Koffer trugen. Die meisten Frauen hatten einen Schal um den Kopf geschlungen, und viele junge Mädchen trugen moderne Hüte. Manche hatten Mäntel und Handschuhe an, einige besaßen Brillen mit dünnen Gestellen. Fast alle hatten eine Armbinde mit dem Davidstern umgebunden, oder dieser war auf die Brusttasche ihres Hemds aufgenäht. Viele Männer trugen eine Kippa auf dem Kopf und den heiligen Tallit Katan unter ihrem Hemd, aus dem die «Zizit»-Fäden hervorschauten.

Auch ein Rabbi mit schwarzen Kleidern und einem langen weissen Bart befand sich unter den Wartenden. Er hatte ein blaues, geschwollenes Auge. Die Nazis hassten die jüdischen Geistlichen mehr als alle anderen;

ich wusste, dass sie sie im Ghetto oft auf offener Strasse zusammengeslagen und ihnen mit Gewalt den Bart abrasiert hatten.

Die wenigsten Männer hier trugen Bärte, man sah nur die Stoppeln, die ihnen seit der Zugfahrt gewachsen waren. Darunter war auch ein Mann um die vierzig mit schütterem Haar, der mir direkt in die Augen sah. Er trug einen schweren Mantel mit Pelzkragen und hatte eine lange, gerade Nase. Ich wusste, dass mich der Anblick dieses Mannes verfolgen würde. Nicht wegen seinem Aussehen, sondern wegen des Ausdrucks in seinem Gesicht: Ich sah in seinen Augen heftigen Zorn – was einfach nicht passte zu einem solchen Mann, den ich als freundlich und sanftmütig einschätzte. Doch das war etwas, das die Nazis bei den Menschen hervorriefen; sie schufen eine Realität, die eigentlich gar nicht existieren sollte.

Bei fast allen Eltern sah ich denselben entschlossenen Gesichtsausdruck; sie wollten ihre Kinder unbedingt aufmuntern und sahen sie mit einem gezwungenen Lächeln an. Doch hinter dem Lächeln verbarg sich ihr grosser Schmerz, die grausame Erkenntnis, dass sie ihre Kinder nicht beschützen konnten.

Ich ging an einer Grossmutter vorüber, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt und so aussah, als ob sie sich wünschte, sie hätte nicht ein so hohes Alter erreicht.

Ein hübsches junges Mädchen mit langen roten Zöpfen schaute gerade auf, als ich vorbeiging, und lächelte mir zu. Ich lächelte ein wenig verlegen zurück. – Ob sie wohl ahnte, dass ich sie unter anderen Umständen zum Tanzen aufgefordert hätte? Hinter mir drängten die anderen Häftlinge weiter, und so musste ich an ihr vorübergehen. Ich spürte, wie mein Gesicht vor Verlegenheit rot wurde.

«Elzbeta? Kannst du mich hören? Elzbeta?», rief ein Mann irgendwo in der Menge. «Elzbeta, Elzbeta! Dein Vater liebt dich! Elzbeta, hab keine Angst, Elzbeta! Gott ist bei dir, Elzbeta!»

Ich fing an, vor mich hin zu summen, damit ich den Schmerz in der Stimme des Mannes – die Qual darin, die mich allein schon beim Zuhören innerlich zerriss – nicht mehr hören musste.

Eine schwangere Frau stand da, die Hände in den Rücken gestemmt. Ich war mir sicher, dass sie ihre aufrechte Körperhaltung sofort verloren hätte, wenn sie ihre Hände weggezogen hätte. Sie schaute mich aus dem Augenwinkel an, als ich mich näherte. Ihr Bauch hing tief und war gross und schwer; sie hatte dicke Ringe unter ihren müden Augen. Den Mund hatte sie vor Furcht zusammengepresst. Sie stand in derselben Schlange wie der alte Mann im Rollstuhl. Ich fragte mich, warum die SS-Leute sie nicht direkt ins Lagerhospital geschickt hatten. Ich drehte mich um und starrte die arme Frau ungläubig an.

Sie sollte doch im Krankenhaus sein! Warum ist sie nicht im Krankenhaus? Sie bekommt doch ein Kind!

Hilflos betrachtete ich das Meer von Menschen und musste mich beherrschen, um nicht laut loszuschreien.

All diese Leute sollten doch zu Hause sein ... Essen kochen ... zur Schule gehen ... ihren Kindern etwas vorlesen ... Fussball spielen ... sich am Leben freuen! Die Männer sollten arbeiten gehen, um für ihre Familie zu sorgen, und nicht in dieser gottverlassenen Schlange an diesem gottverlassenen Ort stehen!

Plötzlich packte mich eine solche Wut, dass ich am liebsten um mich geschlagen hätte. Es hätte mich nicht gewundert, wenn meine Zähne zersplittert wären, so fest biss ich sie zusammen. *Sie müssten schon so zermahlen sein, dass sie nur noch wütende Stummel sind!*

Dunkle Punkte tanzten vor meinen Augen. Ich fürchtete, vor Zorn ohnmächtig zu werden. Die Wut hatte sich so in mir aufgestaut, dass ich mich ganz schwach fühlte. *Wie kann so etwas passieren? Gott! Warum geschieht so etwas? So sollte das Leben doch nicht sein!*

Ein schriller Schrei zerschnitt die Luft. Ich fuhr herum und sah eine junge Frau, die laut schrie, während ein Soldat mit einem Säugling davonging. Die Frau schrie immer weiter. Da hob ein anderer Soldat seinen Knüppel und schlug sie nieder. Zwei andere Frauen liefen hin, als die junge Mutter zu Boden sank. Der Soldat liess den Knüppel sinken und beschimpfte die Frau, sie sei eine dreckige Jüdin.^{35, 36}

20. | Ein Tag wie jeder andere

«Wer zu jung oder zu alt war,
der musste sterben.»
– *Joe Rubinstein* –

Ich sass an einem langen Holztisch und trank in kleinen Schlucken aus meiner Schüssel, in der sich eine undefinierbare dünne Suppe befand. Was auch immer es war – es schmeckte furchtbar.

Nachdem ich bei der Hinfahrt im Zug fast verhungert wäre, hatte ich mir nicht vorstellen können, jemals wieder etwas Essbares abzulehnen. Doch nach drei Wochen mit immer demselben übel riechenden Essen musste ich mich mittlerweile geradezu zum Hinunterschlucken zwingen.

Ich schloss die Augen und dachte einen Moment lang an die Hühnersuppe meiner Mutter mit frischem Gemüse aus ihrem Garten. Als ich die Augen wieder öffnete, konnte ich mich kaum dazu überwinden, die schreckliche Brühe in meiner Schüssel noch einmal anzuschauen.

Der Raum war überfüllt mit Hunderten von Männern. Manche sassen auf Bänken, manche standen, und andere assen draussen, wo sie im Dreck standen.

Ich konnte es immer noch nicht fassen, wie viele Menschen in diesem Lager lebten, und das Durcheinander der vielen verschiedenen Sprachen beunruhigte mich; nicht, weil ich sie nicht verstand – was frustrierend genug war –, sondern weil ich ahnte, was das bedeutete. Obwohl die meisten Häftlinge Juden waren, wurde nicht nur Jiddisch gesprochen und auch nicht nur Polnisch und Deutsch, sondern auch Französisch, Italienisch, Russisch, Griechisch und viele andere Sprachen, die ich nicht zuordnen konnte.

*Wie kann es sein, dass hier Juden aus so vielen verschiedenen Ländern sind? Wie viele andere Länder beherrscht Deutschland schon? Wie viele andere Länder schicken ihre Juden hierher?**

Jeden Tag hörte ich Gerüchte, es gebe Spitzel unter uns, und man könne niemandem vertrauen. Eines war jedenfalls klar: Die Nazis wollten, dass wir einander hassten, damit wir vergassen, dass wir eigentlich sie verachteten. Sie suchten sich die grausamsten Leute unter uns aus und belohnten sie, indem sie sie zu Kapos ernannten – Mitgefangene, denen die Aufsicht über die Baracken und über unsere Arbeitskolonnen gegeben wurde.

Je brutaler sie waren, desto mehr Essen und Macht erhielten sie.

Ich war tief traurig und wollte mich mit niemandem unterhalten. Ein schreckliches Gerücht war im Umlauf: Kürzlich sei ein Zug eingetroffen – voller Männer, Frauen und Kinder –, und die Nazis hätten alle ausgeladen und umgebracht. Alle seien mit irgendeinem Gas vergiftet worden.

Ich stellte meine Tasse ab und fühlte mich wie betäubt.

Seit ich dieses Gerücht das erste Mal gehört hatte, kam es mir vor, als befände ich mich in einem langen dunklen Tunnel. Ich hörte zwar die Stimmen um mich herum, aber sie klangen schwach und fern.

«Das ist eine Lüge!», hatte mein Verstand geschrien. Doch ich wusste, dass es nicht so war. Ich fühlte mich elend. Ein ganzer Zug voller Menschen einfach so abgeschlachtet!

Dann machte ein weiteres Gerücht die Runde: Frauen und Kinder seien aus den Baracken geholt und getötet worden!

Was war mit all denen passiert, die ich in jener langen Schlange gesehen hatte? Das kleine Mädchen, das an der Schulter seiner Mutter weinte und nach Hause wollte ... die Grosseltern ... das hübsche Mädchen mit den roten Zöpfen? Oh, Gott! Was ist mit ihnen?

Warum? Es war dieselbe Frage, die mich schon im Zug gequält hatte. *Warum treiben die Nazis einen solchen Aufwand und bringen so viele Leute hierher?*

Wie damals im Zug kam mir wieder dieselbe Antwort – die Antwort,

die ich verdrängt hatte, weil ich sie einfach nicht glauben wollte. *Sie bringen die Menschen hierher, um sie zu töten, an einem Ort, wo niemand es sieht und keiner weiss, was dort vor sich geht.* Mein Herz krampfte sich zusammen.

Ich schaute meine Tätowierung an. Die Haut in ihrem Umkreis war immer noch gerötet.

Die Menschen auf jenem Zug hatten gar nicht mehr lange genug gelebt, um tätowiert zu werden.

Meine Augen wanderten durch den überfüllten Raum. Hier gab es keine Kinder und auch keine älteren Menschen, nur Männer wie mich – kräftig genug, um zu arbeiten. Wer zu jung oder zu alt war, hatte keine Chance. Ich strich mit den Fingern über meine Tätowierung. Am liebsten hätte ich sie herausgekratzt. Wenn die SS uns der Reihe nach durchnummeriert hatte, dann waren vor mir vierunddreissigtausendzweihundertsechs Männer tätowiert worden.

Wie viele nicht nummerierte Menschen sind hier getötet worden? Wie viele wurden umgebracht, ohne dass ihre Familie weiss, was mit ihnen geschehen ist?

In meinem Kopf hämmerte es. Ich spürte einen heftigen Druck auf meinen Augen. Ich hatte das Gefühl, zusammen mit all den Menschen zu sterben, die ich in jener langen Schlange gesehen hatte. Ein Teil nach dem anderen von mir starb, weil ich diese schreckliche Wahrheit wusste.

Wie kann man das Unerträgliche ertragen?

Ich hatte keine Ahnung. Ich konnte kaum noch atmen. Ich war wie benommen und taumelte ins Nichts. Dann dachte ich an den elektrischen Zaun, den die Nazis errichtet hatten, um uns an der Flucht zu hindern. Jeden Tag seit meiner Ankunft, wirklich jeden Tag, hatte ich gesehen, wie Mitgefangene den Hochspannungsdraht anfassten. Es war die schnellste Methode, um zu sterben. Ich presste die Augen zu und kämpfte gegen das Bild und die Versuchung an. Ich durfte das nicht tun. Es hätte bedeutet,

dass ich die Nazis gewinnen liess. Dann hätte ich meine Familie nie wiedergesehen. Und ich hätte etwas getan, was nur Gott allein zustand.

Wie ein Raubtier, das seine Beute umkreist, tauchte dieselbe Frage immer wieder in meinen Gedanken auf:

Warum bin ich wirklich hier?

Die Antwort stellte sich ganz plötzlich ein – sie stieg in mir auf wie die Suppe, die ich gerade gegessen hatte, und drohte mich zu überwältigen:

*Ich bin hier, um zu arbeiten, bis ich sterbe.**³⁷*

* Anmerkung der Autorin: Die aufgeführten Sprachen sind eher kennzeichnend für die späteren Jahre, die Joe in Auschwitz zubrachte.

** Anmerkung der Autorin: «Die erste Selektion unter schwachen und kranken Gefangenen fand am 4. Mai 1942 statt; 1200 Gefangene, die in den Monaten davor angekommen waren, wurden für ‚arbeitsunfähig‘ erklärt. Am 12. Mai 1942 wurde zum ersten Mal ein Transport mit 1500 Menschen aus der benachbarten Stadt ... direkt in die Gaskammern gebracht.»³⁸

21. | Eine andere Art von Armee

«Wir waren wie eine Armee –
nur eine andere Art von Armee.»
- *Joe Rubinstein* –

Wir marschierten, lebten in Baracken und mussten jeden Morgen stundenlang Freiübungen machen. Unsere Köpfe und unsere Körper wurden regelmässig rasiert. Wir trugen gestreifte Uniformen und anstelle von Stiefeln Holzpanzertücher. Schon vor Tagesanbruch mussten wir zum Appell antreten, und dann ging es weiter, bis es dunkel wurde.

In unserer Armee mussten wir arbeiten und rennen. Wer nicht schnell genug rannte, wurde verprügelt. Wer Gefühle zeigte, wurde verprügelt. Wenn unsere Baracke nicht makellos sauber war, wurden wir verprügelt. Doch eine makellose Sauberkeit ist schwer zu erreichen, wenn man nur dreckiges Wasser hat, mit Hunderten von Männern zusammengepfertcht ist, wenn es als Toiletten nur Holzbänke gibt, in deren Mitte sich ein grob ausgesägtes Loch befindet, und wenn jede Nacht Männer an der Ruhr sterben. Eine makellose Sauberkeit ist schwer zu erreichen, wenn man nur verfaulte Strohmatten hat.

In unserer Armee bekamen wir zu essen, jedoch nicht, um daraus Kraft zu schöpfen, sondern um schwächer zu werden. Wir KZ-Häftlinge waren eine ganz andere Art von Armee – eine Armee ohne Waffen und ohne Schlachtfeld. In unserer Armee wollten die Kommandeure, dass wir starben, denn hier waren wir, die Häftlinge von Auschwitz, ihre Feinde. Und jeder, der den Feind angriff, wurde getötet.

Ich jedoch kämpfte jeden Tag meine ganz individuelle Schlacht; es war ein innerer Kampf: der Kampf ums Überleben.³⁹

22. | Blasen

«Wenn sich meine Füße infizierten,
würden sie mich töten.»
- *Joe Rubinstein* –

Bevor ich nach Auschwitz kam, hatte ich mir nie Gedanken darüber gemacht, wie ich meine Füße sauber halten könnte. Doch an diesem Ort, wo Krankheit, Hunger, Brutalität und Tod zum Alltag gehörten, war ich geradezu besessen von diesem Gedanken. Wenn sich meine Füße infizierten, konnte ich nicht mehr arbeiten, und man würde mich erschies- sen. Ich wäre nicht der Erste gewesen, der aufgrund von etwas so Harm- losem wie Blasen starb.

Ohne Socken und sauberes Wasser war es fast unmöglich, die Füße sauber zu halten. Ich verbrachte jede wache Stunde in den Holzpantoffeln. Ich machte die Freiübungen in ihnen, marschierte und arbeitete in ihnen. Jeden Tag waren meine Füße mit aggressiven roten Furunkeln übersät. Ständig hielt ich Ausschau nach irgendwelchen Stofffetzen, die ich in meine Schuhe stopfen konnte. Ich versuchte es auch mit Stroh, doch das verrutschte immer und half gar nichts.

Jeden Abend versorgte ich meine Füße, so gut ich konnte. Ich tauchte meinen Ärmel in die Wasserration, die ich zugeteilt bekam, und wischte meine Füße damit so gut wie möglich ab. Das Wasser war verschmutzt, und so konnten sich alle möglichen Krankheiten ausbreiten. Ich gehörte zu den Glücklichen, die verschont blieben, und das hatte ich wohl meiner Mutter zu verdanken. Ich bin sicher, dass die gesunde Ernährung, die sie uns ermöglicht hatte, meinem Körper eine Grundlage verschafft hatte, um die Krankheiten abzuwehren, die so viele von uns dahinrafften.

Abends nahm ich manchmal die Holzpantoffeln in die Hand, drehte sie hin und her und fragte mich, was Herr Nagel wohl zu ihnen gesagt hätte, wenn er sie hätte sehen können. Mit seinen behutsamen Händen konnte er nur bequeme Schuhe herstellen. Ich wunderte mich, dass die Holländer freiwillig solche Schuhe trugen. Aber vielleicht waren ihre Clogs ja viel sorgfältiger gemacht als diese hier, die grob geschnitzt und nicht einmal geschliffen waren.⁴⁰

23. | Die eisige Decke

«Wir mussten den Schnee mit unseren Händen transportieren
und in unseren Hemden.»

– *Joe Rubinstein* –

Ich hasste den Schnee. Wenn er gefallen war, dann mussten wir ihn beseitigen – auf Tausenden von Quadratmetern. Wir hatten keine Schaufeln, also benutzten wir stattdessen unsere Hände. Und wir hatten auch nichts, womit wir den Schnee transportieren konnten, also trugen wir ihn in unseren Hemden.

Ich nannte Auschwitz «das grosse Lager». Die Anlage war nicht nur gross, sie war riesig, denn sie umfasste viele Quadratkilometer. Manchmal fiel der Schnee über Nacht. Dann kündigte er sich durch den stundenlang heulenden Wind an. Halb angezogen, halb verhungert und halb tot wurden wir hinausbeordert, um den Schnee wegzuräumen.

Still lag sie da, diese weisse Decke des Todes, und begrüßte mich wie ein trauriger Freund. Mein Atem bildete weisse Wolken. Mein Gesicht brannte vor Kälte. Ich zog meine kleine Kappe fester herunter. Wenn ich sie verlor, und sei es durch einen Windstoss, konnte ich dafür erschossen werden. Es war ihnen ganz egal. Sie suchten immer nach einem Grund, um uns zu töten. Und eine verlorene Kopfbedeckung lieferte ihnen einen willkommenen Anlass dafür.

Manchmal fiel der Schnee schneller, als wir ihn wegräumen konnten. Oft war ich so durstig, dass ich die weissen Flocken von meinen Ärmeln leckte. Dann brannten sie eiskalt in meiner Kehle.

Wenn ein starker Wind wehte, konnten sich ein paar Zentimeter Schnee zu fast meterhohen Verwehungen auftürmen, durch die wir erschöpft hindurchstapfen mussten. Der Schnee sammelte sich auch stän-

dig in meinen Schuhen, sodass ich es irgendwann aufgab, sie auszuklopfen. Wenn ich meine Füße aus so einem Schneehaufen herauszog, dann war manchmal ein Fuss plötzlich nackt, weil ich den Schuh vorübergehend verloren hatte.

An manchen Abenden mussten wir noch nach Einbruch der Dunkelheit Schnee räumen, während der Mond sich auf dem weissen Grund spiegelte. Dann konnte ich meinen eigenen Schatten sehen, der gross aussah, obwohl ich wusste, dass ich jeden Tag mehr verkümmerte – nicht nur körperlich, sondern auch auf der Gefühlsebene.

Wenn ich mich am Ende eines solchen Arbeitstages, an dem wir Schnee geräumt hatten, in die Baracke zurückschleppte, konnte ich meine durchgefrorenen Füße kaum noch anheben. Ich schlurfte nur noch und zog mal das eine, mal das andere Bein hinter mir her. Es war den Nazis ganz egal, ob wir mit Frostbeulen ins Lager zurückkehrten. Es kümmerte sie auch nicht, wenn wir gar nicht mehr zurückkamen. Niemand hatte ein Feuer angezündet, an dem wir uns aufwärmen konnten, es gab auch keine warmen Decken oder heissen Kakao, so wie meine Mutter immer welchen auf dem Herd stehen hatte, wenn ich aus der Kälte kam.

Stattdessen erwarteten mich eine harte Pritsche in einer eiskalten Baracke sowie eine dünne Wolledecke – wenn man sie mir nicht gestohlen hatte, während ich Schnee räumte.

Ich legte mich auf meine Pritsche, zog die Beine an und massierte meine durchgefrorenen Füße, bis ich sie endlich wieder spüren konnte. Dann blies ich in meine Hände, sodass mir fast schwindelig wurde, und meine Haut brannte so heftig, dass ich vor Schmerzen aufschrie. Ich hörte, wie draussen der Schnee und die Graupelkörner aufs Dach prasselten, und wusste, dass das Ganze morgen wieder von vorn beginnen würde.⁴¹

24. | Die Flure mit den Toten

«Wir sahen jeden Tag Hunderte von Leichen.»

– *Joe Rubinstein* –

Für die Gefangenen von Auschwitz hing das Leben stets am seidenen Faden. Der Übergang zwischen Leben und Tod war oft fließend. Weil selbst die Lebenden manchmal wie wandelnde Leichen aussahen, war der Unterschied nicht immer leicht zu erkennen. Das galt besonders für diejenigen, die so ausgehungert waren, dass sie sich am Rand des Todes befanden. Sie waren zu Skeletten abgemagert, und die Haut spannte sich über ihre hervortretenden Knochen, über die Beine und die geschwollenen Knöchel. Sie waren überall zu sehen mit ihren leeren, hohlen Augen. Nachts lagen sie regungslos in ihren Schlafkojen, zu schwach, um sich noch umzudrehen.

Bevor wir zum Frühstück gelassen wurden, mussten wir jeden Morgen die Leichen derer, die über Nacht gestorben waren, in die Flure unserer Baracken hinausschleifen.⁴²

25. | Immer dieselbe Frage

«Ich fand niemanden,
den ich kannte.»
– *Joe Rubinstein* –

Jedes Mal wenn neue Häftlinge eintrafen und ich jemanden Polnisch sprechen hörte, stellte ich ihm dieselbe Frage: «Hast du irgendetwas aus Radom gehört? Kennst du meine Familie?»

Selbst solche einfachen Fragen zu stellen war riskant. Man konnte dafür erschossen werden. Wir hatten den Verdacht, dass manche unter uns mit den Nazis sympathisierten und nur als Häftlinge getarnt waren. Wir wussten, dass manche mit Essen und Wasser bestochen wurden, damit sie berichteten, was ihre Mithäftlinge sagten und taten.

Ich hatte auch schon Gerüchte gehört, es gebe in den Baracken und in den Bereichen, wo wir arbeiteten, Abhöranlagen. Auf diese Weise konnten die Nazis schnell herausfinden, ob es Hinweise auf Verschwörungen oder geplante Fluchtversuche gab. Diese Taktik funktionierte. Darum herrschte unter uns wenig Vertrauen, und wir unterhielten uns kaum miteinander.

Ich hatte zwar Angst, aber nicht so viel, dass ich mich nicht traute, nach Radom und nach meiner Familie zu fragen.

Die Antwort war immer dieselbe. Niemand wusste etwas über Radom, und niemand kannte meine Familie.⁴³

26. | Mitten in der Hölle

«Zweimal pro Woche brachten wir
die Leichen mit Karren weg.»
– *Joe Rubinstein* –

Dämonen machen Jagd auf Schatten und schemenhafte Gestalten. Ich weiss das, weil ich die Arbeit für sie erledigt habe.

Es war früh am Morgen, und der Himmel hing tief und schwer, Regen androhend. Mit zwanzig Mann näherten wir uns den Bäumen, wobei unsere Holzclobs über den Boden stampften, einer nach dem anderen, und ein eintöniges Klatschen von sich gaben, gleich dem Applaus eines höflichen Publikums.

Ich ballte die Fäuste, damit sich meine Wut nicht in meinem Gesicht widerspiegelte. Wenn ich eine zornige Miene machte, würde ich erschossen.

Ich hatte immer noch keine Socken. Meine wunden Füße rieben sich an dem rauen Holz. Meine Gedanken waren finster – wieder stand mir ein Tag bevor, an dem ich dieselbe Arbeit erledigen musste. Ich schluckte die zermürbenden Gefühle, die in mir aufstiegen, hinunter.

Unser Frühstück umfasste in der Regel kaum mehr als schwachen, bitteren Kaffee. Doch heute hatten wir schon vor dem Morgengrauen eine zusätzliche Ration mit einem faden Brötchen und einem Löffel Orangemarmelade bekommen. Anscheinend sollten wir heute bei Kräften sein, was wohl bedeutete, dass es viele Leichen gab.

Ich blinzelte die Tränen zurück, die mir in die Augen schossen.

Wie lange soll das noch so weitergehen? Wie lange noch kann ich es ertragen, die Arbeit von Wahnsinnigen zu erledigen?

Es war eine Arbeit, die meine Menschlichkeit Stück für Stück aushöhlte – und mich leer zurückliess, mehr tot als lebendig.

Die Nazis rührten die Leichen derer, die sie ermordet hatten, nie an. Diese überaus verpönte Aufgabe überliessen sie einem Arbeitskommando, einer kleinen Gruppe von Häftlingen, zu der auch ich gehörte.

Zweimal wöchentlich marschierten wir zu einem Platz, der hinter Bäumen versteckt lag. Vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit mussten wir, die wir selbst erschöpft und halb verhungert waren, die Leichen, die bei den Gaskammern lagen, zu nahegelegenen Gruben bringen, wo sie übereinandergestapelt wurden wie Bücher, die ins Regal einsortiert werden sollen – kostbare Lebens-Seiten, die auf ihre Zerstörung warteten.

Wir transportierten sie mit kleinen hölzernen Handkarren. Wenn es Erwachsene waren, mussten wir zu zweit sein – einer nahm die Handgelenke, der andere die Füße. So schwangen wir sie in die Karre. Kinder trugen wir vorsichtig auf unseren Armen, kleinere Jugendliche legten wir uns über die Schultern.

Unser Kapo befahl uns, so viele Leichen wie möglich in die Karre zu laden. Wenn es sich um massige Personen handelte, passte jeweils nur eine hinein. Wenn es Babys oder Kleinkinder waren, konnten wir viele in eine Karre legen. Wir mussten schnell arbeiten, denn bei jeder Vergasung wurden Hunderte von Männern, Frauen und Kindern getötet. Wenn wir zu langsam waren, wurden wir von den Kapos mit Knüppeln geschlagen.

Besonders schlimm war es für mich, wenn ich über meine Familie und die Leichen nachdachte – Gedanken, die ich besser nicht miteinander vermischte. Doch manchmal trafen sie mich unvorbereitet. Der Schwung einer Augenbraue, die Form einer Nase oder die Linie eines Kinns lösten plötzlich eine Erinnerung aus. Dann betete ich und flehte Gott voller Verzweiflung an. *Nein, bitte lass sie nicht zu solchen nackten, leblosen Puppen werden!*

Ich zwang mich, mir ein anderes Bild meiner Familie vorzustellen:

Sie haben eine warme Nacht in ihren Betten verbracht, zu Hause in Radom. Jetzt macht meine Mutter gerade für alle das Frühstück. Der Duft von Zimt liegt in der Luft. Chaim ist wieder nach Hause gekommen. Anszel und Marscha haben das Baby mitgebracht. Mutter wünscht sich, dass der Ofen heisser wäre und die Eier schneller kochten, damit sie das Baby auf den Arm nehmen kann – ja, sie kann es kaum erwarten, den Kleinen auf ihren Armen hin und her zu wiegen, so wie sie es auch mit uns früher gemacht hat.

Ich versuchte, meine Gedanken unter Kontrolle zu behalten und innerlich an jenem sicheren Ort zu Hause zu bleiben. Doch die Leichen schlichen sich immer wieder zurück in meine Gedanken.

An diesem Ort des Todes wurde ich zum Experten, der stets herausfand, wie jemand gestorben war. Manche waren wie ich schon lange hier inhaftiert gewesen – und nun waren sie am heutigen Tag oder am Tag davor gestorben. Manche Leichen hatten kleine Wunden, die von Pistolenkugeln herrührten; andere waren von Maschinengewehrsalven zerfetzt worden. Einige hatten Striemen am Hals – Tod durch Erhängen. Viele der Toten waren zu Skeletten abgemagert – Tod durch Verhungern. Andere wiesen schreckliche Merkmale von Folter auf: Verbrennungen durch Zigaretten an den Händen und den Augen, abgeschnittene Genitalien oder Brüste. Manche hatten geschuftet, bis ihr erschöpfter Körper nicht mehr weitermachen konnte; das sah man an ihren schwieligen Händen, die aufgerissen und zerfetzt waren, und an den Blasen, mit denen ihre Fusssohlen übersät waren.

Und einige waren auch von Krankheiten dahingerafft worden. Im Frühsommer war die Ruhr im Lager umgegangen. Jeden Morgen stapelten sich die Leichen vor den Baracken. Eines Abends konnte ich mich zum ersten Mal auf meiner Pritsche umdrehen, ohne dass ich den heissen, übel riechenden Atem eines anderen Mannes einatmen musste, der nur wenige Zentimeter von meiner Nase entfernt dalag. Doch der Platz blieb nicht lange leer, denn es wurden immer mehr Menschen in das Lager gebracht, die die Verstorbenen ersetzten. Die Krankheit hinterliess den Gestank

nach Erbrochenem und Durchfall, der sich in jeder Faser unserer Kleidung festsetzte, jeden Bissen Essen und jeden Atemzug durchdrang.

Manche, die ich in meiner Karre transportierte, hatten einfach aufgegeben und den Elektrozaun berührt. Das geschah jeden Tag.

Die meisten Toten waren jedoch Menschen, die erst kurz zuvor mit dem Zug angekommen waren, in der Meinung, dass sie hier im Lager für die Kriegsindustrie der Nazis arbeiten sollten. Sie hatten geglaubt, dass sie, sobald der Krieg vorüber war, wieder nach Hause zurück dürften. Doch für die meisten von ihnen gab es im Lager keine Arbeit. Sie waren nur aus einem einzigen Grund hierhergebracht worden: um dort zu sterben, wo ihre Ermordung geheim bleiben würde. Die meisten wurden innerhalb von zwei Stunden nach ihrer Ankunft umgebracht.

Den Nazis war es gleichgültig, auf welche Weise die Menschen in meiner Karre ums Leben gekommen waren. Hauptsache, das Resultat war dasselbe.

Ich hasste es, dass sie mich zu jemandem gemacht hatten, dessen Gedanken sich darum drehten, wie man am besten Leichen in einer Karre transportiert – sodass ich überlegen musste, ob es einfacher war, ein paar Erwachsene aufzuladen oder viele Kinder. Ich hasste es, dass ich zu einem kleinen Rad in einer Maschine geworden war – in der herzlosen Todesmaschinerie der Nazis. Ein Rädchen im Getriebe, das keine Chance hatte zu entkommen.

Ich hasste die unerträglichen, surrealen Widersprüche dieses Ortes: zu wissen, dass das Leben so gut sein konnte, und gleichzeitig das Geräusch von Bulldozern zu hören, die Leichengruben mit Erde zuschütteten.

Ich hasste es, in gewisser Weise wie diese Nazis geworden zu sein, mit ihrem engherzigen, kleingeistigen Denken. Sie redeten sich ein, dass es keine menschlichen Wesen waren, die sie da töteten. Immerhin hatten sie uns ja alles Menschliche genommen – unsere Länder, unsere Häuser, unsere Familien, unseren Besitz, unsere Kleidung, unsere Haare, einfach al-

les. Nichts war mehr von uns übrig als unser blosser Schatten und unsere nackte Gestalt.

Ich musste mir manchmal selbst Lügen einreden, damit mein Verstand nicht völlig durchdrehte. Wenn die Gesichter und die Körper zu Schatten und schemenhaften Gestalten verschwammen, dann konnte ich wieder atmen. Es war leichter, sich vorzustellen, dass man den Ast eines Baumes in der Hand hielt statt das Bein einer alten Frau.

Ich versuchte, nicht auf die Hände der Kinder zu schauen, die doch spielen sollten, statt steif und reglos dazuliegen. Ich wandte meinen Blick von den verzerrten Gesichtern der Toten ab, deren Augen entweder nach oben verdreht waren oder geradeaus starrten und förmlich durch mich hindurch zu sehen schienen. Ich wollte das Kläcken nicht hören, wenn die Schädel derer aufeinanderschlugen, die in meine Karre geworfen wurden, und auch nicht das Geräusch von brechenden Rippen, wenn ich die Leichen wie Mehlsäcke in die Grube warf.

Ich versuchte es zu ignorieren, wenn die Haut einer Leiche, die ich hochhob, noch warm war – ein Körper, der noch wenige Minuten zuvor von Leben erfüllt gewesen war. Ich wollte nicht darüber nachdenken, wie weich das blonde Haar des Kindes über mein Handgelenk strich, während ich es hochhob. Ich schaute mir die zarten Wimpern und die makellose Haut eines Kleinkindes nicht genauer an. Ich versuchte vor den Kapos zu verbergen, dass ich die Leichen musterte, um herauszufinden, wer wohl die Mutter des Babys war, das ich gerade in Händen hielt. Denn ich fragte mich, ob ich die beiden nicht zusammen in die Grube legen konnte.

Ich unterdrückte einen entsetzten Schrei, wenn die zerbrechlichen Hände und Handgelenke eines alten Menschen in meinem Griff zerbarsten wie Hühnerknochen. Ich wollte sie doch nicht noch mehr verletzen.

Auch hätte ich es lieber nicht bemerkt, dass die Arme eines jungen Mannes gegen meinen Rücken und meine Beine schlugen, als ich ihn über

meine Schultern schwang. Ich liess mir den stechenden Schmerz nicht anmerken, der mir in den Rücken fuhr, als ich einen Mann hochheben musste, der doppelt so viel wog wie ich. Und ich wollte auch nicht zeigen, wie schwer es für mich war, die rutschigen Fussgelenke im strömenden Regen festzuhalten. Ich beherrschte mich, nicht loszuschimpfen, wenn das Gewicht der Leichen meine Karre nach einem schweren Regenfall in den Matsch hineindrückte und ich sie auf den aufgeweichten Wegen kaum gerade halten und schieben konnte.

Ich schrie vor Schreck auf, wenn beim Aufprall auf die Karren der letzte Rest Luft aus den Lungen der Toten entwich, mit einem lauten, tiefen, schwermütigen Stöhnen, als ob der Körper einen Klagelaut von sich gab, weil er sich nach seiner Seele sehnte. Ich fürchtete mich vor diesen Schreien der Toten. Ich fürchtete mich auch davor, ihrem Mund zu nahe zu kommen, weil ich Angst hatte, dass das Gas, das sie getötet hatte, auch mich umbringen würde.

An all das musste ich jedes Mal denken, wenn ich zur Grube marschierte. Ich konnte nicht umhin, mich zu fragen, ob die Leichen im Winter etwas steifer und so leichter zu tragen sein würden. Auf jeden Fall würde die Kälte den Fliegen ein Ende bereiten, die immer gleich wussten, wo die Toten zu finden waren. Ich hasste diese Schwärme, die summten, landeten und zubissen und sich nicht darum kümmerten, welches Fleisch sie frassen, so wie die Nazis sich nicht darum kümmerten, dass es Menschen waren, die sie gerade getötet hatten. Die Insekten sassen auf den Gesichtern und den Augen der Toten, sie krabbelten in ihren Mund hinein und wieder heraus, und dann kamen sie zu mir, zwickten an meinen Augen und versuchten, in meinen Mund zu kriechen.

Ihre Verfolgungsjagd führte dazu, dass ich während der stundenlangen Arbeit immer wieder am Rand der Grube stand und über meinen eigenen Tod nachsann. Es wäre einfach gewesen, sich hineinzustürzen und dort auf den Tod zu warten. Jedenfalls einfacher, als draussen zu bleiben und die Fliegen von den Gesichtern der toten Babys zu verscheuchen. Es wür-

de den ekelhaften Gestank der Chemikalien beseitigen, die auf die Leichen gesprüht wurden, um die Verwesung zu beschleunigen – ein Gestank, der so abscheulich war, dass ich fast bei jedem Atemzug zu würgen anfang. Der Sprung in die Grube würde auch das Summen in meinem Kopf beenden, das ich abends noch Stunden nach dem Zubettgehen hörte.

Wie ein Vulkan, der auszubrechen droht, wollte ich das alles ausspucken: das übel riechende, verwesende Fleisch, die Chemikalien, das Blut, den Urin, die Galle, die Toten.

Wir kamen näher. Eine Reihe leerer Karren erwartete uns wie Kutschen, die ihre Kundschaft ins Theater fahren. Gleich würde ich wieder vor einem Haufen nackter Leichen stehen, die in alle Richtungen verstreut dalagen, eine auf der anderen, und darauf warteten, von uns abtransportiert zu werden.

Ich versuchte nicht darüber nachzudenken, wie es wäre, wenn mein Körper nackt in einer dieser Karren läge. Würde der junge Mann, der mir gerade dabei half, die Leichen zu tragen, eines Tages auch mich abtransportieren? Oder würde ich ihn wegbringen? Wenn ich vor ihm gehen müsste, würde er dann vielleicht ein Gebet für mich sprechen?

Manchmal traten die Aufseher mit ihren schweren Stiefeln gegen die Bäuche und Köpfe der Toten. Dann schrien sie, dass wir Juden nichts als Müll unter ihren Füßen seien. Sie wollten, dass wir ihnen das glaubten.

Doch wegen der Gebete wusste ich, dass sie nicht recht hatten, wenigstens nicht in diesem Punkt. Denn jeden Tag, wenn ich den Weg entlangtrotzte und wie in einem Trauerzug eine Karre voll mit Leichen zur Grube fuhr, sprach ich stille Gebete für sie – Gebete, die nicht den Schatten galten, nicht den schemenhaften Gestalten oder gar dem Müll, sondern den Menschen, die sie gewesen waren, und dem Leben, das sie einst gelebt hatten.

Das war alles, was ich ihnen geben konnte, das einzige Begräbnis, das ihnen zuteilwurde.*44, 45, 46

* Anmerkung der Autorin: Die Leichen in den Massengräbern begannen in den heissen Sommern Polens allmählich zu verwesen. Der Kommandant des KZ Auschwitz, Rudolf Höss, gab am Ende des Sommers 1942 den Befehl, dass jüdische Häftlinge die Massengräber wieder öffnen, die Leichen mit Holz und anderen brennbaren Materialien bedecken und sie dann in grossen offenen Gruben über einem Metallgitter verbrennen sollten. Diese Methode wurde bald darauf durch Krematorien ersetzt.⁴⁷

27. | Die grünen Wiesen von Radom

«Früher habe ich so gern die Pferde meines Vaters beobachtet,
wenn sie auf der Weide grasten.

Radom war so schön.»

– *Joe Rubinstein* –

Bei all dem Hässlichen, das mich umgab, war meine Zuflucht ein Ort des Friedens und der Schönheit. Ich dachte oft an sie: die grünen Wiesen von Radom. Vor meinem inneren Auge sah ich, wie die Grashalme tanzten, wie sie sich im Wind hin und her wiegten, als würde jemand einen unsichtbaren Zauberstab über ihnen schwingen.

Manchmal schloss ich die Augen und konnte förmlich den süßen Geruch der Pferdeweiden meines Vaters wahrnehmen. Als kleiner Junge hatte ich oft auf der unteren Latte des Holzzauns gestanden, die Arme über der obersten Latte verschränkt. Ich liess das Kinn auf meinem Handrücken ruhen und sah meinem Vater zu, wie er die Pferde fütterte, striegelte und anschirrte. Ich war fasziniert von den eleganten Bewegungen der Mähnen und Schweife, die es dem hohen Gras auf den Feldern nachtaten, wie es im Wind hin und her schwang.

Ich dachte häufig an die grünen Wiesen von Radom, während ich das schmutzige, kahle Gelände von Auschwitz betrachtete. Auch hier war es einmal grün gewesen, bevor die Nazis diesen Ort in ein Konzentrationslager ausgehungerten Menschen verwandelt hatten. Wer Hunger leidet, der isst beinahe alles. Und die ausgehungerten Häftlinge hatten das ganze Grün aufgeessen, bis nur noch der kahle Erdboden übrigblieb.^{48, 49}

28. | Züge in der Nacht

«Sie hatten den Befehl, Menschen zu töten –
und das taten sie.»
– *Joe Rubinstein* –

Von meiner Holzpritsche aus hörte ich sie jede Nacht, die Züge von Auschwitz, wie sie an der Endstation ankamen. Bei jeder Ankunft ertönten die Pfiffe der Lokomotiven, die sich mit den Klagelauten ihrer menschlichen Fracht vermischten.

Die Pfiffe der Eisenbahn klangen genau wie jene, die ich als Kind so sehr geliebt hatte. Damals lag ich im Dunkeln in meinem Bett in Radom, wo es ganz still war, und lauschte auf dieses ganz bestimmte Geräusch. Ich zählte, wie oft der Zugführer am Seil zog, das die Signalpfeife auslöste. Ich stellte mir vor, woher der Zug kam und wohin er fahren würde.

Einer unserer Nachbarn arbeitete im Zugdepot von Radom. Meiner Mutter tat er leid, weil er kaum Zeit für eine warme Mahlzeit hatte. Darum schickte sie manchmal Chaim, Abram oder mich los, um ihn mit einem Essen zu überraschen. Meistens handelte es sich dabei um eine der herzhaften Suppen, die meine Mutter kochte, und Brot dazu. Schon vom Transport des Essens bekam ich Hunger. Unser Nachbar freute sich immer so sehr, wenn ich kam, dass er sich mit einer kräftigen Umarmung bei mir bedankte.

Ich mochte es, dort im Zugdepot herumzuströmen und die grossen Maschinen, Wagen und Räder zu bestaunen. Ich hielt immer nach Lokomotiven Ausschau, in denen der Zugführer am offenen Fenster zu sehen war. Wenn die Männer mich erblickten, lächelten sie meistens und winkten zurück.

Diese schönen Erinnerungen konnten mich jedoch nur kurze Zeit trös-

ten, dann machten mir die durchdringenden Gerüche und das Stöhnen der kranken und verhungerten Männer um mich herum deutlich, dass ich nicht zu Hause in meinem warmen Bett in Sicherheit war. Stattdessen befand ich mich an einem Ort, an dem der Pfiff eines Zuges ein weiteres Signal des Schreckens war.

Der Klang der Züge von Auschwitz war gleichbedeutend mit dem Klang des Todes.⁵⁰

29. | Unschuldig bestraft

«Nach fünfzehn Peitschenhieben fühlte ich keinen Schmerz mehr.

Ich musste mich selbst retten.

Ich musste es bis zur Grube schaffen.»

– *Joe Rubinstein* –

Ich weiss nicht einmal, wer er war, aber er hat dafür gesorgt, dass ich fast ums Leben kam.

Einer der Mithäftlinge, der auf einer Holzpritsche in meiner Nähe schlief, sagte dem Kapo, der die Aufsicht über unsere Baracke hatte, ich hätte in der Nacht uriniert und der Urin sei über die Holzlatten nach unten gelaufen. Unter mir gab es zwei Stockwerke mit Schlafplätzen, und auf jeder Etage schliefen drei Männer.

Ich weiss nicht, wer von den Männern diese Anschuldigung gegen mich erhob und warum er das tat. Die meisten von uns nahmen kleine Metallbehälter mit Wasser mit in ihr Bett, damit wir während der langen, unerträglichen Nächte etwas zu trinken hatten. Irgendwann in der Nacht musste mein Behälter wohl umgefallen sein.

Ich beteuerte meine Unschuld, aber das interessierte niemanden. Das Urteil über mich war schon gefällt, noch bevor ich mir den Schlaf aus den Augen reiben konnte. Fünfundzwanzig Peitschenhiebe. Das war das übliche Strafmass. In meiner Karre hatte ich schon die Leichen von Insassen befördert, die an den fünfundzwanzig Peitschenhieben gestorben waren.

Schon oft hatte ich das mit ansehen müssen. Manche Männer überlebten die Schläge und kehrten in die Baracke zurück, um anschliessend zu verbluten. Andere starben, weil ihre Wunden sich infizierten. Und wieder andere wurden nach der brutalen Bestrafung für arbeitsuntauglich erklärt und an Ort und Stelle erschossen. Manche wurden ins Lagerhospital geschickt, kehrten aber nie wieder zurück.

Wir alle wussten, was das bedeutete, wenn man ins Lagerhospital kam: Man endete in der Gaskammer.

An all diese schrecklichen Erlebnisse musste ich denken, als ich dem Kapo in den Flur folgte. Wir gingen an den Leichen von drei bis auf die Knochen abgemagerten Männern vorüber, die in der Nacht gestorben waren. Ich wusste, dass andere Häftlinge die drei Verstorbenen in den Flur geschleppt hatten, wo sie dann später von einem Lastwagen abgeholt wurden, der seine morgendliche Runde machte. Die Leichen würden in der Grube enden. Ich fragte mich, ob mein geschundener, zu Tode geprügelter Körper bald neben ihnen liegen würde.

Die tödliche Routine von Auschwitz hatte mich längst abgestumpft. Ich fragte mich manchmal, ob ich überhaupt noch zu irgendwelchen Gefühlen fähig war. Doch als ich nun an den drei Leichen vorbeiging, merkte ich, dass das nicht stimmte. Ich spürte etwas, das ich schon lange nicht mehr gespürt hatte: Furcht. Sie begann in mir aufzusteigen, als ich sah, wie der ausgestreckte Finger des Kapos auf mich in meiner Koje zeigte, während seine raue Stimme rief: «34207!»

Wie oft hatte ich schon gebetet, dass ich meine Nummer – die 34207 – niemals von meiner Pritsche aus hören müsste. Wessen Nummer aufgerufen wurde, der kam selten wieder zurück.

Mein Magen krampfte sich zusammen, während ich dem Kapo weiter folgte, denn ich wusste, was mich da draussen erwartete.

So wird es also enden mit dem Bisschen, was von mir noch übrig ist und was an diesem Ort noch nicht gestorben ist.

Erinnerungen, die ich seit Jahren nicht gehabt hatte, schossen mir plötzlich durch den Kopf wie Bilder aus einem Buch:

Mutter, die ihre besonderen Kohlrouladen machte, weil sie wusste, wie gern ich sie ass; Tante, der mich auf seinen Schultern trug und mich zur Scheune mitnahm; mein täglicher Gang zur Synagoge gemeinsam mit meinem Grossvater; Grossmutter, die meinen Kopf tätschelte, wie sie es immer tat, nachdem ich schwere Eimer mit Wasser mehrere Häuser-

blocks weit bis zu ihrer Wohnung geschleppt hatte, damit sie Wasser für ihren Abwasch hatte; das stundenlange Fussballspielen mit meinen Geschwistern; die Streiche, die Chaim und ich den anderen spielten, die uns nicht auseinanderhalten konnten; die verstohlenen Blicke von Herrn Nagels Tochter, während ich Schuhe nähte; die langen Stunden in der Holzhandlung; die Tage, an denen ich mit Mutter an der Strassenecke stand und Gemüse verkaufte ...

All das war jetzt vorbei.

Mein Leben, meine Zukunft... alles ist zu Ende nur wegen ein bisschen verschüttetem Wasser und wegen dieser Barbaren, die denken, sie hätten das Recht, einem unschuldigen Menschen das Leben zu nehmen, nur weil sie die Macht dazu besitzen!

Als ich nach draussen trat, sah ich einen der SS-Leute hämisch grinsen. Glühender Zorn stieg in mir auf. Er wusste, was mir bevorstand. Ich biss die Zähne zusammen und wandte den Blick von ihm ab, entschlossen, ihm nicht die Genugtuung zu verschaffen, dass er die Furcht in meinen Augen sah. Ja, ich würde ihnen kein verängstigtes oder wütendes Gesicht darbieten. Ich straffte die Schultern und ging auf den Mann zu, der auf sein nächstes Opfer wartete.

Er war schmutzig. Auf seiner Oberlippe standen schon Schweissperlen, obwohl es noch früh am Morgen war. Unter seinem gestreiften Hemd, das für seine Statur viel zu klein war, wölbten sich die Schultermuskeln. Seine Hosen und sein Hemd waren mit angetrocknetem Blut verschmiert.

Ich versuchte, seinen Blick aufzufangen, während ich auf ihn zuing, um eine Spur des Mannes darin zu finden, der er gewesen war, bevor er hierherkam und zu einem Mitgefangenen wurde. Ich konnte nicht sagen, welche Nationalität er hatte. Er konnte Franzose, Deutscher, Pole oder Tscheche sein.

Manche derer, die Bestrafungen ausführen mussten, waren schon hartgesottene Kriminelle gewesen, bevor sie nach Auschwitz kamen. Ob das auch für diesen Mann galt, war schwer zu sagen. Es gab kein Anzeichen dafür, dass die Aufgabe, die er ausübte, etwas in ihm auslöste – weder

Vergnügen noch Ekel noch Schuldgefühle, gar nichts. *Wenn ich die Leichen abtransportiere, hat mein Gesicht dann denselben reglosen Ausdruck wie seins?* Ich stellte mir diese Frage unwillkürlich, obwohl ich die Antwort lieber nicht wissen wollte.

Neben dem Mann standen mehrere SS-Leute, die sicherstellen wollten, dass meine Strafe brutal genug ausfiel. Wenn nicht, dann würde mein Peiniger erschossen und durch jemand anderen ersetzt werden.

Der Mann hob eine lange, dicke Peitsche vom Boden auf. Sie hatte am einen Ende einen Griff, und am anderen war sie mit Drähten und dicken Lederstreifen bestückt, die über den Boden krochen wie eine sich windende Schlange. Ich fühlte, wie mir alles Blut aus dem Kopf wich, noch bevor ich den Befehl bekam, mich vornüberzubeugen. Der Kapo schrie mich an, ich solle die Hosen herunterlassen und mein Hemd anheben. Die Hosen rutschten mir bis zu den Knöcheln hinunter, während ich mich bückte. Ich schloss die Augen, hielt die Luft an und wartete.

Der erste Schlag traf mich mit aller Wucht, noch bevor ich den Schmerz spürte. Meine Knie gaben nach, und ich hatte Mühe, mich auf den Beinen zu halten. In meinem Kopf explodierte es, eine Mischung aus brennender Hitze und blendenden Farben. Bevor ich einen klaren Gedanken fassen konnte, kam der nächste Schlag. *Kann es sein, dass ich in zwei Teile zerbrochen bin?* Ich war mir nicht sicher. Es fühlte sich an, als ob mein Körper gespalten wäre. Ich wusste, dass die Haut auf meinem Rücken aufgeschlitzt war. Der nächste Schlag traf auf dieselbe Wunde.

Ich weiss noch, wie ich die Hiebe zählte – drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn. Nach fünfzehn Schlägen hatte ich keine Schmerzen mehr. Ich konnte die Schläge nicht mehr spüren, aber ich hörte sie. Ich hörte, wie der Draht durch die Luft sirrte, bevor er mein Fleisch traf. Ich konnte den dumpfen Aufprall der Peitsche auf meinen Rippen hören. Das Klirren der Drähte, als sie nach dem Schlag

von meiner Haut weggezogen wurden, bevor der nächste Hieb kam – vierundzwanzig, fünfundzwanzig.

Und dann herrschte Stille. Mein Keuchen war das einzige Geräusch, das noch zu hören war. Ich öffnete die Augen und merkte, dass ich mich immer noch auf den Füßen hielt. Das Blut sammelte sich in meinen Schuhen. Ich war so tief hinuntergebeugt, dass der Boden nur wenige Zentimeter von meinem Gesicht entfernt war. Der Schweiß tropfte von meiner Nase.

Ich weiss noch, dass ich dachte, ich müsse einfach Weggehen und dürfe mich auf keinen Fall hinfallen lassen. Wenn ich das täte, würden sie mich erschiessen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mich bewegen sollte. Es schien keine Verbindung zu geben zwischen meinem Willen und meiner Fähigkeit, meine Gliedmassen in Bewegung zu setzen.

Ich war fast überrascht, als meine Beine zu reagieren begannen. Ich versuchte mich aufzurichten, doch das gelang mir nicht. Gekrümmt und geschunden schlurfte ich durch den Dreck und fragte mich, ob ich den Schuss wohl überhaupt hören würde, wenn er kam. Doch das war mir alles gleichgültig. Wenn ich starb, dann nicht vor den Augen dieser Männer, die nur darauf warteten.

Mit dem Instinkt eines sterbenden Tieres wollte ich nur noch von dort weg. Ich spürte, wie mir das Blut den Rücken und die Beine hinunterströmte. Ich zog eine Spur hinter mir her. Ich konnte hören, wie die Hautfetzen meines Rückens gegen meine Seite klatschten, während ich mich bewegte. Ich überlegte, ob ich zur Baracke zurückkehren sollte, aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, mich dort mit meinem Rücken auf das Stroh zu legen und umgeben von schmutzigen Männern und ihrem Geruch auf den Tod zu warten.

Ich musste einfach weitergehen.

Also schleppte ich mich voran, ohne zu wissen, wohin ich wollte. Ich ging hinter einer langen Reihe von Baracken vorbei, dann an noch einer und noch einer, bis ich etwas sah, das ich vorher nie wahrgenommen hatte. Nun aber fixierte ich meinen Blick nur noch darauf, wie einer, der

sich in der Wüste verirrt hat und am Verdursten ist und plötzlich eine Oase in Reichweite entdeckt.

Sie hatte eine seltsame Farbe, diese Müllgrube mit ihrem schleimigen, grünlich-schwarzen, dicken Schlamm. Sie stank nach Chemikalien und nach anderen Dingen, von denen ich lieber nichts wissen wollte. Das alles war mir ganz egal. Hauptsache, es war kühl und nicht hart an meinem Rücken.

An diesem Ort gab es kein Krankenhaus und keine Ärzte, die sich um mich gekümmert hätten. Die einzigen Ärzte hier waren diejenigen, die uns zum Tode verurteilten. Es würde also keinen Arzt und keine Pfleger geben, die meine Wunden nähten, keine Mutter, die den Schmutz von mir abwusch, keine Grossmutter, die eine Salbe auf die Verletzungen auftrug. An diesem Ort musste ich mich mit Gottes Hilfe selbst durchbringen.

Ich zog meine Kleider aus und kroch in das Schlammloch hinein. Ich schrie vor Schmerz auf, weil meine Haut brannte, als hätte jemand glühende Kohlen darauf gedrückt. Ich wusste, dass mein ganzer Rücken zerfetzt war.

Ich war wie benommen. Vor meinen Augen drehte sich alles. Ich war dabei, das Bewusstsein zu verlieren, und fragte mich, ob ich ersticken würde. Doch ganz allmählich liess das Brennen nach und die Schwindelgefühle legten sich. Ich liess mich noch tiefer in den Schlamm sinken. Bis zum Hals in die grüne, dunkle Masse getaucht, gelang es mir doch irgendwie, meinen Kopf oben zu behalten, indem ich ihn an den Rand anlehnte.

Falls nach mir gesucht wurde, merkte ich jedenfalls nichts davon. Ich kann mich nicht erinnern, durch meine benebelten Sinne hindurch heulende Sirenen gehört zu haben oder bellende Wachhunde. Ich sah auch keine SS-Sucheinheiten, die das Gelände durchkämmten wie sonst, wenn der Verdacht auf Flucht bestand oder ein Häftling nicht zum Appell erschien. Ich weiss nicht, warum der Aufseher oder der Kapo, die mich zum Auspeitschen gebracht hatten, mir hinterher nicht gefolgt waren.

Vielleicht war ihnen klar, dass ich zu schwere Verletzungen hatte, um zu fliehen, und sie nahmen an, dass ich mich zum Sterben irgendwohin verkrochen hatte. Wenn es überhaupt eine Suche nach mir gab, dann muss sie recht halbherzig gewesen sein. Ich glaube nicht, dass irgendjemand die hintere Front der Baracken absuchte oder gar die Müllgrube. Hätte man mich gefunden, dann wäre ich erschossen worden, weil ich mich nicht zurückgemeldet hatte oder weil ich zu schwach zum Arbeiten war. Doch das war mir alles gleichgültig. Ich wusste nur, dass ich in dieser Grube bleiben musste, und das tat ich auch.

Ich weiss nicht, wie lange ich in diesem Loch blieb. Ich erinnere mich, dass ich herauszukrabbeln versuchte und mein Rücken daraufhin wieder so heftig brannte, dass ich mich erneut zurücksinken liess. Später, als ich nicht mehr im Schlamm lag, rollte ich mich neben der Grube zusammen und betete um einen Ausweg aus meiner Hölle.

Ich bin überzeugt, dass ich ohne diesen schwarzen, schleimigen Balsam verblutet wäre. Als mein Verlangen nach Nahrung stärker wurde als mein Wunsch, in dem Loch zu bleiben, humpelte ich zu den Baracken zurück. Mit Schlamm bedeckt, krabbelte ich kopfüber in meine Schlafkoje. Irgendwie hatte ich es geschafft, fünfundzwanzig Peitschenhiebe zu überleben.

Ich habe nie erfahren, wer mich damals verraten hat und warum. *War er bestochen worden? War er ein Spitzel?* Vielleicht war er keines von beidem. Er war einfach ein Mithäftling, vielleicht ein Jude, der sich geärgert hatte, dass er in der Nacht nass geworden war. Ich weiss nicht, warum er mich meldete, aber am Ende zählte das auch nicht mehr. Ich hatte mich bereits an Verrat gewöhnt.⁵¹

30. | Die fehlende Hälfte

«Meine Mutter konnte uns beide nur deshalb
auseinanderhalten, weil ich ein Muttermal am Ohr habe.»

– *Joe Rubinstein* –

U nser Kapo schrie mich an und befahl mir zu rennen – die morgentlichen Freiübungen begannen. Ich zwang meine Beine vorwärts. Trotz der frühen Morgenstunde war es schon warm. Es war die Art von Wetter, bei dem Chaim und ich uns immer die grösste Mühe gegeben hatten, unsere Aufgaben so schnell wie möglich zu beenden, damit wir rausgehen und Fussball spielen konnten.

Seit Monaten versuchte ich, Chaim aus meinen Gedanken zu verbannen. Wenn ich ihn nämlich in sie hineinliess, dann empfand ich jedes Mal einen durchdringenden Schmerz – vor allem in der Brust. Dort schien sich alles zu verengen. Auch jetzt, als ich wieder an Chaim denken musste, krampfte sich mein Herz wieder zusammen. Ich wusste, dass dieser Schmerz nicht von dem Brennen in meinen Lungen herrührte – obwohl ich noch gar nicht richtig wach war, musste ich aus Leibeskräften rennen. Was mir so wehtat, war der Teil von mir, der erkannte, dass mir ohne Chaim etwas fehlte. Ich fühlte mich wie die eine Hälfte eines Apfels – aufgeschnitten, verwundet, unvollständig. Ich würde nie wieder so richtig ganz sein ohne den Einen, der so aussah wie ich.

Wo bist du, Chaim? Warum kann ich dich nicht spüren?

Chaim und ich waren uns auf eine Art nahe, die nur diejenigen nachvollziehen können, die neun Monate miteinander im Mutterleib verbracht haben. Wir kannten uns so gut, dass wir selten Worte brauchten, um einander mitzuteilen, was wir dachten. Oft beendeten wir gegenseitig unse-

re Sätze. Wenn ich Chaim ansah, dann war es, als ob ich in den Spiegel schaute.

Als wir älter wurden, konnten uns nur wenige Leute auseinanderhalten. Dazu kam, dass wir auch gern die gleichen Kleider trugen, und zwar nicht, weil unsere Mutter das anordnete, sondern weil wir selbst es so wollten. Manchmal spielten wir anderen einen Streich, gelegentlich sogar ganz ungeplant.

Meine Tante «Nanny» lebte mit ihren zwei kleinen Kindern in der beengten Wohnung zusammen mit Grossvater und Grossmutter. Nanny konnte uns beide überhaupt nicht unterscheiden. Ich konnte sie sehr gut leiden und sah sie zweimal pro Woche, wenn ich schwitzend und keuchend vor ihrer Wohnungstür stand, weil ich gerade zwei schwere Eimer Wasser, die an einem Joch um meine Schultern hingen, ins erste Stockwerk hinaufgeschleppt hatte. Bei jedem Besuch fragte mich meine Tante, wer ich sei, und ich liess sie jedes Mal raten.

Doch es gab auch Zeiten, in denen es nicht so lustig war, mit Chaim verwechselt zu werden. Mindestens dreimal lauerte mir eine Gruppe von drei oder vier Jungen auf und verprügelte mich, als ich an ihnen vorüberging – weil sie mich für Chaim hielten. Ich konnte noch so oft schreien: «Ich bin nicht er!», es hielt sie nicht davon ab, mir eine Abreibung zu verpassen.

Na warte, wenn ich heute Abend nach Hause komme, schwor ich mir wütend, während ich mir nach einem Faustschlag das Blut von der Nase wischte, dann werde ich ihn fragen, was ich immer frage: «Was hast du jetzt schon wieder angestellt?»

Dabei kannte ich seine Antwort ganz genau. Er würde mir sagen, dass er sich schliesslich nur gewehrt habe. Einmal ging es um ein Fussballspiel, bei dem das Temperament mit den Jungen durchgegangen war. Doch bei mindestens zwei weiteren Anlässen war der Grund für den Streit viel ernster – es ging darum, dass Chaim Jude war. Wenn mich jemand deswegen beleidigte, ging ich einfach nur weiter. Nicht aber Chaim. Er sagte, er müsse sich verteidigen, und so kam es

manchmal zu Raufereien. Später knöpfte sich die Gang der Jungs dann mich vor, weil sie mich für Chaim hielten.

Damals ahnte ich noch nicht, dass ich ein paar Jahre später wieder für etwas bestraft werden würde, für das ich nichts konnte: für ein bisschen verschüttetes Wasser. So wie die Jugendlichen in Radom, die zum Juden-hass erzogen worden waren, war es den Nazis auch egal, dass ihre Ver-mutung falsch war.

Ein paar Monate vor dem Krieg lernte ich bei einer der Tanzveranstaltungen in Radom ein Mädchen kennen, und wir verabredeten uns zwei-mal. Bald schon fing auch Chaim an, sich mit ihr zu treffen – und sie dachte, das wäre ich! Chaim hatte es nicht für nötig befunden, ihr die Wahrheit zu sagen. Erst als sie sich regelmässig mit Chaim verabredete, merkte ich, was da vor sich ging. Allerdings war ich auf Chaim nicht böse, weil er mir gestand, wie sehr er in das Mädchen verliebt war. Letztendlich machte es mir nicht so viel aus, weil ich gemerkt hatte, dass sie nicht die Richtige für mich war. Ich freute mich für Chaim und sagte zu ihm:

«Wenn du sie so sehr magst, ist es ja in Ordnung, dass du dich mit ihr triffst. Aber bei der nächsten Verabredung sagst du ihr besser, dass du es bist!»

Kurz bevor das Ghetto geschlossen wurde, vertraute Chaim mir an, dass er das Mädchen heiraten wolle. Ich freute mich sehr für ihn und konnte den Tag der Hochzeit kaum erwarten.

Als ich an die Hochzeit dachte, während wir die Freiübungen machen mussten – eine Hochzeit, die nie stattfand, weil das Ghetto geschlossen wurde –, da schmerzte meine Brust noch viel schlimmer.

Jeden Tag suchte ich unter den neu eingetroffenen Häftlingen nach dem Einen, der so aussah wie ich, und betete, dass ich ihn nicht finden würde, und betete, dass ich ihn finden würde. Ich wünschte mir so sehr, mich wieder vollständig zu fühlen.⁵²

31. | Das kostbare Geschenk der Wärme

«Ich hatte meine Mutter nie glücklicher gesehen.»

– *Joe Rubinstein* –

Der Ofen war ein Geschenk von Herrn Scholski*, des Nachbarn, der direkt neben uns wohnte. Ich war damals ungefähr acht Jahre alt. Herr Scholski war Maurer von Beruf, und so baute er uns Stein für Stein einen Ofen in unsere heruntergekommene Wohnung ein. Er wollte dafür von meiner Mutter kein Geld annehmen und meinte, sein Lohn bestünde darin, ihr eine Freude zu bereiten. Eine finanzielle Entschädigung wollte er nicht, aber das Essen, das meine Mutter ihm immer wieder in dem Ofen backte, nahm er gerne an.

Für meine Mutter war der Ofen kostbarer als Gold, und das konnte man an ihrem Gesicht ablesen, als sie mit zitternden Schultern davorstand und die Freudentränen in ihren Augen glänzten. Es bedeutete, dass sie von nun an Brot, Fleisch, Aufläufe und Pasteten in einem echten Ofen zubereiten konnte statt wie bisher auf ihrer Kochplatte.

Der Ofen war für mich das Sinnbild für die Wärme und Liebe, die meine Mutter ausstrahlte. Er erfüllte die Luft mit weitaus mehr als nur dem Duft nach einem köstlichen Essen. Er half meiner Mutter, sich wieder heil zu fühlen – als verwitwete Mutter, die ihren Kindern kaum mehr als etwas zu essen geben konnte.

Wenn ich mich stark genug konzentrierte, dann gab es kurze Momente, in denen ich trotz der üblen Gerüche, die mich auf meiner Holzpritsche in der Baracke umgaben, ihn immer noch wahrnehmen zu können meinte – den Duft des Brotes, das meine Mutter in jenem Ofen backte. Doch dann wurden die angenehmen Gedanken an mein Zuhause rasch vergiftet durch die schrecklichen Bilder der neuen Öfen von Auschwitz. Öfen, die

einem ganz anderen Zweck dienten als dem Backen von Brot: dem Verbrennen von Fleisch.

Statt die Toten einfach in Gruben zu begraben, waren die Nazis dazu übergegangen, sie zu verbrennen. An diesem schrecklichen Ort des Todes hatten Öfen nicht mehr dieselbe kostbare Bedeutung wie früher. Das hatten die Nazis mir nun auch noch genommen.⁵³

* Die genaue Schreibweise von Herrn Scholskis Namen ist unbekannt.

32. | Am Boden zerstört

«Er sagte: ‚Deine Familie ist tot und meine auch.›

– Joe Rubinstein –

Oktober 1942

Sie haben alle nach Treblinka gebracht.»

Er sprach leise und hastig. Wir wussten beide, dass wir nur wenig Zeit hatten, bis der Gong ertönte und wir gehen mussten.

Er war vor zwei Tagen in Auschwitz angekommen, und als wir zum Essen anstanden, hatte ich zufällig gehört, dass er Polnisch sprach. Er kam aus Radom, und er war der erste Mensch, der die Fragen nach meiner Familie beantworten konnte.

«Was bedeutet das? Wo ist meine Familie jetzt?»

Er sprach weiter, als hätte er mich gar nicht gehört.

«Ich habe in dem kleineren Ghetto in Radom gewohnt, das sie ‚Glinice‘ nennen, und habe in der nahegelegenen Munitionsfabrik gearbeitet. Vor zwei Monaten hielt unser Vorarbeiter mich und ein paar andere Männer an, als wir nach der Arbeit nach Hause gehen wollten.

Er befahl uns dazubleiben. Ich verstand den Grund dafür erst am nächsten Morgen, als wir ins Ghetto zurückkehrten.»

Er sah mich kurz an und wandte dann seinen Blick wieder ab.

«Es war keiner mehr da.»

Der Mann wurde blass im Gesicht, als er mir das erzählte.

«Keiner mehr ausser denen, die sie erschossen hatten. Sie lagen einfach da ... auf dem Boden ... auf der Strasse ... Dutzende von ihnen ... auch Frauen ... und Kinder!» Sein Atem ging schwer.

«Meine Frau und meine drei Kinder, die mit mir im Ghetto gelebt haben, ... sie waren einfach weg. Ich traf einen Polizisten, der mir sagte,

dass alle aus dem Ghetto auf Züge verladen wurden. Wer sich weigerte mitzugehen, wurde erschossen. Ich wurde in das andere, grössere Ghetto geschickt ... und zwei Wochen später ... passierte es wieder. Wieder durften wir nach der Arbeit nicht nach Hause ... drei Tage lang. Und als ich schliesslich zurückkehrte, war es dort leer. Das grosse Ghetto, Tausende und Abertausende von Menschen ... sie waren alle weg.»

Ehe ich begriff, was er da sagte, fuhr er fort: «Viele Haustüren standen weit offen, ganze Wohnblocks entlang. Sie schwangen hin und her in den Türangeln, als ob sie darauf warteten, dass die Leute gleich wiederkommen würden. Der Vorarbeiter in unserer Fabrik sagte mir, dass alle Leute aus den beiden Ghettos ... wirklich alle ... auf Züge verladen und nach Treblinka gebracht wurden.»

«Wo liegt Treblinka?», wollte ich wissen. Ich musste irgendwie dorthin gelangen.

Der Fremde verzog den Mund.

«Treblinka ist kein Konzentrationslager.»

«Was ist es dann?» Ich hasste die Panik in meiner Stimme.

«Die Menschen kommen dorthin ... nur aus einem Grund ... nur dem einen ... um getötet zu werden.»

Der Mann brachte seine Worte nur noch keuchend heraus; er sah mir direkt in die Augen. «Wenn deine Familie in Radom war, dann ist sie tot. Meine auch. Sie sind alle tot.»

Ich hatte es geahnt, noch bevor er es sagte. Vielleicht war es meine enge Verbindung zu Chaim, vielleicht das Gefühl, dass sich irgendetwas in der Welt verändert hatte – eine Verschiebung, eine Bewegung, etwas, das nicht mehr so war, wie es sein sollte. Ich weiss nicht genau, wann es mir klar geworden war, aber ich hatte es gewusst. Tief in mir hatte ich es schon eine ganze Weile lang gewusst. Doch erst jetzt konnte ich mir eingestehen, dass es wirklich stimmte.

Ich weiss nicht, wie ich mich in jenem Moment noch auf den Beinen halten konnte. Es kam mir so vor, als sei alles Leben aus mir entwichen. Ich wollte ihn noch fragen, ob er Ansel und Chaim gesehen hatte. War

es möglich, dass sie genau wie er nicht in Radom waren, als das Ghetto geräumt wurde?

Vielleicht irrt er sich! Vielleicht irrt er sich, was meine ganze Familie betrifft! Vielleicht hat er doch irgendwo meine Mutter, Abram und Laja gesehen. Sucht Mutter immer noch nach mir? Haben sie genug zu essen?

Ich hatte so viele Fragen, die ich stellen wollte, doch mein Mund blieb stumm. Diese Fragen waren nicht mehr wichtig. *Wie kann überhaupt noch irgendetwas von Bedeutung sein, wenn es meine Familie nicht mehr gibt?*

Der Gong ertönte. Der Mann legte mir die Hände auf die Schultern, dann nahm er mich in den Arm. Ich fühlte nichts. Er liess mich wieder los, wandte sich zum Gehen und warf dann einen Blick über die Schultern zurück zu mir. Ich wusste, dass er gern noch etwas gesagt hätte, aber auch ihm fehlten die Worte. *Wie konnte diese Hülle von mir noch weiteratmen, wenn in mir alles leer war?*

Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Mitten in der Nacht verbot ich mir schliesslich jeden weiteren Gedanken an meine Mutter und meine Geschwister; stattdessen flüsterte ich immer wieder durch meine zusammengepressten Zähne hindurch: «Ich werde ihnen niemals vergeben, was sie meiner Familie angetan haben. Niemals.»

Mir diese Worte immer wieder vorzusagen war das Einzige, was mich davon abhielt, zum Elektrozaun zu rennen und hineinzugreifen.⁵⁴

33. | Nacht

«Die Nächte waren immer am schlimmsten.»

– *Joe Rubinstein* –

Die Nächte waren immer am schlimmsten. Was am vergangenen Tag passiert war, was ich hatte tun müssen und auch am nächsten Tag wieder würde tun müssen, das alles belastete meine Seele schwer. Die Nächte waren die Zeit, in der mir bewusst wurde, dass es abgesehen von Kälte und Hunger noch etwas Schlimmeres gab, etwas Verknottetes, das sich tief in mir gebildet hatte und schrie, dass dies nicht das Leben war, wie es sein sollte.

Oftmals war es das Schnarchen eines anderen Mannes in meiner Nähe, das mich aus dem Schlaf riss. Dann war es immer stockdunkel um mich herum, und ich musste mir erst einmal klarmachen, wo ich war. Meistens war es aber der Schmerz in der Schulter – verursacht durch die harten Bretter, auf denen ich lag –, der mich wieder in den Altraum meines Lebens zurückholte.

Nachts fühlte ich, wie meine Lungen sich bei jedem Atemzug ausdehnten. Ich musste über das nachdenken, was ich gesehen hatte, was ich eingeatmet und in mich aufgenommen hatte, und ich fragte mich, ob sich alles an diesem Ort so tief in mich hineingefressen hatte, dass es wie der Krebs wurde, der meinen Vater getötet hatte – ein Krebs, der alles verzehrt hatte, was gut war.

Wie konnte ich schlafen, wenn meine Arme schmerzten von dem Gewicht der Leichen, die ich geschleppt hatte, wenn mein Magen vor Hunger schrie, wenn in meinem Körper die Krankheit wütete? Wie konnte ich schlafen, wenn meine Gedanken voller Auflehnung waren und voller Fra-

gen an Gott? Wie konnte ich schlafen, wenn all die Menschen, die ich liebte, tot waren?

Doch eines Nachts, während ich in dem überfüllten Schlafsaal lag, kam mir im Dunkeln ein Gedanke:

Das Einzige, worüber sie keine Kontrolle hatten und was ich ihrem Hass und meiner Furcht entgegensetzen konnte, war das Gebet.

Es war mein letzter Trost. Umgeben von den Geräuschen, die hundert Männer auf kleinstem Raum von sich gaben, wurde ihr Schnarchen, Stöhnen und Schreien zum Mantra meiner Gebete – Gebete, die zu Gott flehten. Ich flehte ihn an, mir einen Grund zum Weiterleben zu geben.⁵⁵

34. | Ein erfahrener Häftling

«Ich war ein erfahrener Häftling.
Ich wusste, wie man hier lebte,
und ich wusste, wie man hier starb.
Ich riet dem Mann: ‚Sag ihnen, was du bist.‘
– Joe Rubinstein –

Auf dem Weg zur Baracke sah ich einen SS-Aufseher über einem älteren Gefangenen stehen, der auf dem Boden kauerte. Er schrie den Mann an:

«Was bist du?»

Der Häftling sah verwundert aus und antwortete:

«Deutscher.»

Der Aufseher hob einen langen Knüppel hoch und schlug den Gefangenen auf den Rücken. Dann stellte er ihm dieselbe Frage noch einmal. Wieder kam die Antwort: «Deutscher.»

Ich wusste, was der Aufseher hören wollte. Ich unterdrückte den Drang, dem älteren Mann laut zuzurufen:

«Warum sagst du es nicht? Das bist du doch! Das sind wir doch alle!»

Doch ich schwieg. Nach zwei Jahren im Lager war ich ein erfahrener Häftling geworden. Ich wusste, wie man hier lebte, und ich wusste, wie man hier starb.

Ich ballte die Faust und sah zu, bis der Mann schliesslich mit so leiser Stimme antwortete, dass ich ihn kaum hören konnte:

«Jude. Ich bin Jude.»

Da liess der Aufseher seinen Knüppel sinken und ging weg.

Ich lief zu dem Häftling hin und half ihm wieder auf die Beine. Ich war wütend – wütend auf den SS-Mann, wütend auf diesen Mitgefangenen, wütend auf diesen Ort und wütend auf die ganze Welt. Als der Mann sein Gleichgewicht wiedergefunden hatte und sich zum Gehen wandte, schärfte ich ihm ein:

«Nächstes Mal sag ihnen gleich, wer du bist.»⁵⁶

35. | Nur zum Vergnügen

«Sie töteten sie einfach. Alle diese Kinder. Nur zum Spass.
Von allem, was ich gesehen habe, war das das Schlimmste.»
– *Joe Rubinstein* –

Die Bilder verfolgten mich in meinen Träumen ebenso wie im Wachzustand. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen und ihre Gesichter nicht mehr gesehen, doch das gelang mir nicht. Nichts konnte diese Erinnerung auslöschen. Wieder und wieder spielten sich die Szenen vor meinem inneren Auge ab, und ich fragte mich, ob ich irgendetwas hätte tun können, um das Ganze zu verhindern, um diesen Leuten Einhalt zu gebieten.

Die Leichen in der Grube – das war etwas ganz Anderes. Sie waren bereits tot. Doch diese Kinder ... sie waren Kinder, deren Sterben ich mitansehen musste.

Das erste Mal wurde ich Zeuge dieses Geschehens, als ich gerade meine morgendlichen Freiübungen beendet hatte. Es war ihr Gelächter, das meine Aufmerksamkeit erregte. Denn Lachen war an diesem Ort fast nie zu hören.

Eine Gruppe von SS-Leuten stand vor einer Reihe von ungefähr zwanzig Kindern, von denen keines älter als zehn Jahre zu sein schien. Einige waren noch Kleinkinder. Die Hälfte davon waren Mädchen. Ihre Eltern waren nirgends zu sehen. Hinter den Kindern stand ein stämmiger Häftling mit einem Knüppel in der Hand.

Die SS-Leute dirigierten den Mann mit Handzeichen und sagten:
«Ja, Ja, den dort zuerst.»

Einer der älteren Jungen mit schwarzem, lockigem Haar schaute den Mann mit dem Knüppel an. Ich ahnte, was der Junge wohl dachte: dass sie hinausgebracht worden waren, um bei einem Spiel mitzumachen.

Doch ich wusste, dass dies kein Spiel war.

Mir gefiel die Art, wie die SS-Leute lachten, nicht. Es war ein unnatürliches Gelächter, in dem keine Freude steckte.

Der Mann mit dem Knüppel deutete auf den Jungen und wies ihn durch eine Handbewegung an, zu den SS-Leuten hinüberzuschauen. Dann schwang er ohne Vorwarnung den Knüppel und schlug ihn dem Jungen über den Hinterkopf.

Der Junge fiel mit dem Gesicht nach unten auf den Boden, wobei seine Arme nach hinten geschleudert wurden.

Er war tot.

Die Soldaten lachten noch lauter.

Der Mann mit dem Knüppel holte wieder aus und traf das nächste Kind, ein blondes Mädchen von vielleicht drei Jahren. Und dann das nächste. Der Knüppel triefte von Blut.

Ich stand da, und heisse Tränen des Zorns liefen mir übers Gesicht. Ich hatte den Mund zu einem Schrei geöffnet, doch es kam kein Ton heraus. Ich konnte nichts tun, um diese Kinder zu retten, und zugleich konnte ich die Schande meiner Hilflosigkeit nicht ertragen. Ich konnte es nicht aushalten, die Schreie der anderen Kinder zu hören, als sie begriffen, was da geschah, als die Erkenntnis und Furcht sie wie ein Blitz traf und aus ihnen herausbrach.

Ein etwa achtjähriger Junge versuchte zu fliehen, die Hosen eingenässt. Doch einer der SS-Männer holte mit seinem Knüppel aus und schlug ihn auf den Kopf.

Andere Kinder fingen entsetzt an zu schreien.

Mehrere der Kleinsten sahen sich suchend um und riefen nach ihren Müttern.

Ein Mädchen fiel zu Boden und fing an, am Daumen zu lutschen. Mir war, als könnte ich ihr Wimmern jetzt noch hören.

Sie alle waren doch nur kleine Kinder, junge, unschuldige, schöne Kinder, die nichts Unrechtes getan hatten – Kinder, die denen vertraut hatten, die sie jetzt umbrachten – Kinder, deren junger Verstand noch nicht begreifen konnte, was da geschah.

Die Erinnerung an diese Kindergesichter schnürte mir die Luft ab – junge Gesichter, die noch nichts von der Existenz des Hasses wussten, die nicht damit rechneten, dass jemand ihnen etwas Böses antun wollte.

Dass ich Zeuge des Mords an den Kindern wurde, hinterliess in mir eine tiefere Wunde als alles andere Schreckliche, das ich gesehen hatte. Und dieser innere Abgrund sollte sich nie wieder schliessen. Er war wie ein dunkles Loch, in dem das gesamte furchtbare Arsenal der Hölle steckte.

Von all dem Entsetzlichen, das es in Auschwitz gab, war nichts schlimmer als dieses mutwillige Töten von Kindern, nur zum Vergnügen. Für eine solche Bosheit gibt es keine Erklärung. Eine solche Bosheit ist nichts als tiefste Finsternis.⁵⁷

36. | Sterne der Hoffnung

«Was war mit dem deutschen Volk passiert,
das doch so brilliant gewesen war, dass es jetzt Menschen tötete,
nur wegen ihrer Religion?»

– Joe Rubinstein –

Es war eine der seltenen klaren Nächte an diesem Ort des Todes – einem Ort, wo Leichen in Öfen verbrannt wurden. Der Rauch aus den Schornsteinen liess kaum jemals nach und verdunkelte alles, sogar den Nachthimmel.

In jener Nacht war der Rauch nicht zu sehen, doch ich wusste, dass er bald wieder aufsteigen würde. In dieser kurzen Zeit des Aufatmens war ich geradezu schockiert von der Klarheit des Himmels, von den Sternen und Sternbildern, die so lange verdeckt gewesen waren. Ich war schockiert, dass sie hier genau so aussahen wie in Radom. Sie waren immer noch so hell, so glänzend und so erhaben. Ihre Anordnung hatte sich nicht verändert. Nur die Augen, die sie betrachteten, waren anders. Der junge Mann hatte sich verändert. Seine Augen hatten Dinge gesehen, die niemand jemals sehen sollte.

Wie können die Sterne immer noch wie früher aussehen, wo sich doch alles unter ihnen verändert hat? Hat sich das Universum denn nicht verändert? Gibt es irgendwo irgendjemanden, der genau dieselben Sterne betrachtet und weiss, was hier mit uns geschieht, und sich darüber Gedanken macht? Sind wir allein? Bin ich allein?

Irgendwie beunruhigte mich der Anblick dieses unverändert gleich gebliebenen Nachthimmels – vielleicht, weil er mich an all das erinnerte, was der Junge von damals in Radom verloren hatte. Radom, wo das Leben so erfüllt, so reich und so unschuldig gewesen war. Dieser Nachthimmel, den nichts zu beeinträchtigen schien, erinnerte mich auf schmerzhaft

Weise daran, dass das Radom meines früheren Lebens so weit von mir entfernt war wie die Sterne.

Und doch liess dieser Sternenhimmel etwas in mir aufkeimen, etwas, das ich früher als Hoffnung bezeichnet hätte. Dieses Wort war mir schon lange nicht mehr in den Sinn gekommen. Ich war mir nicht einmal sicher, ob Hoffnung überhaupt noch existierte. Ich betete, dass das, was ich fühlte, Hoffnung war – die Hoffnung, dass ich etwas gefunden hatte – etwas, das selbst die Nazis nicht hatten verändern können, eine einzige Sache in Gottes Schöpfung, die immer noch die Oberhand behielt.

Ich wünschte mir eine Möglichkeit zu finden, dort hinaufzusteigen, um die Sterne zu ergreifen, und mit ihnen all das, was so war wie früher – bevor der Krieg kam, bevor die Hölle losbrach, bevor ich alle verlor, die ich liebte.⁵⁸

37. | Der alles entscheidende Strich

«Er sagte, ich sähe nicht jüdisch aus.

Und darum würde er mir auch kein Judenabzeichen anbringen.»

– *Joe Rubinstein* –

Ich hielt ihm meinen rechten Arm hin und blickte den Fremden mit der Nadel in der Hand an.

Wir waren in eine grosse, uns bisher unbekannte Baracke gebracht worden, um noch einmal tätowiert zu werden. Die meisten Häftlinge, die vor mir an der Reihe gewesen waren, gingen mit einem neuen kleinen Dreieck davon, das auf ihrem Arm direkt unter ihrer Häftlingsnummer eintätowiert worden war – ein Dreieck, das bedeutete, dass sie Juden waren.

Ich hatte noch nie davon gehört, dass die Gefangenen eine weitere Tätowierung erhalten sollten. Zwar hatte ich bei den neu Angekommenen ein solches Symbol gesehen, aber ich selbst hatte bisher nur eine Nummern-Tätowierung gehabt.

Als ich an der Reihe war, schaute mich der Kapo, der die Tätowierungen ausführte, über den Rand seiner schmalen Nickelbrille an und sagte: «34207, du siehst nicht jüdisch aus. Ich werde dir das Zeichen nicht eintätowieren. Dafür bekommst du ein anderes.» Dann brachte er ein auf dem Kopf stehendes «V» unter meiner Häftlingsnummer an und erklärte mir, ich sei von nun an ein politischer Gefangener und solle mein Hemd auswechseln gegen eines mit dem dreieckigen Aufnäher für politische Gefangene.

Ich wusste nicht, warum und wie er zu dieser Entscheidung kam. Mein Eindruck war, dass dies eher willkürlich geschah.

Als wir die Baracke wieder verliessen, war mein unvollständiges Dreieck das einzige weit und breit. Ich wusste, dass der Status als politischer

Gefangener eher ungewöhnlich war, und hatte keine Ahnung, was das für mich bedeuten würde. Mir war nur klar, dass in der Hackordnung von Auschwitz diejenigen, die das einfache jüdische Symbol trugen, am tiefsten standen. Damals ahnte ich noch nicht, dass dieser eine Strich – diese einfache Linie aus Tinte – für mich noch über Leben und Tod entscheiden würde.⁵⁹

38. | Jenseits der Tore

«Ich kann nicht sagen, dass alle Deutschen schlecht sind ...
das sind sie nicht.»
– *Joe Rubinstein* –

Vernichtung durch Arbeit – das war das erklärte Ziel der Nazis, und wir alle wussten das. Jeden Tag marschierten wir unter dem Schild durch, das über dem Eingangstor von Auschwitz hing und in dicken Buchstaben verkündete:

«ARBEIT MACHT FREI».

Ich hasste diese höhnische Aussage schon, seit ich sie das erste Mal gelesen hatte. Alle hassten sie. An diesem Ort machte die Arbeit niemanden frei. Sie tötete uns. Jedes Mal, wenn ich unter dem Schild hindurchging, schwor ich mir, eine Möglichkeit zu finden, wie ich die Nazis beim Wort nehmen konnte – einen Weg zu entdecken, auf dem Arbeit mich wirklich frei machen konnte.

Und dann bot sich eine Gelegenheit, wie ein winziges Schlupfloch.

Die Nazis suchten kräftige, fitte Jugendliche und Männer von nicht allzu grosser Statur, um in einer nahegelegenen Kohlemine zu arbeiten.

Ich wusste, was diese Arbeit bedeutete.

Ich hatte die Bergleute schmutzig und erschöpft zurückkommen sehen. Und jeden Abend blieben mehrere Schlafplätze leer, die zuvor Männern aus diesen Brigaden gehört hatten. Doch das kümmerte mich nicht.

Für mich würde die Arbeit in der Kohlemine bedeuten, dass ich Auschwitz jeden Tag für viele Stunden verlassen durfte und damit auch die Toten, die sich jeden Tag vor den Baracken türmten, und die dicke Luft, die vom Gestank verbrannter Leichen verseucht war. Ich würde hier noch umkommen, sowohl was meinen Körper betraf als auch meine Seele. Jeden

Tag schien ich ein Stück mehr die Kontrolle über beides zu verlieren. Wenn ich nicht bald einen Weg nach draussen fand, würde ich sterben und mit mir das Erbe meiner ganzen Familie.

Ich wollte aber leben.

Ich wusste, dass meine Mutter und meine Geschwister sich das für mich gewünscht hätten.

Ausnahmsweise war ich dankbar dafür, dass ich die Körpergrösse meines Vaters nicht geerbt hatte, sonst hätte man mich nicht für die Kohlemine ausgesucht.

Die Tage waren lang; sie begannen bereits gegen vier Uhr morgens, wenn unsere Kolonne das Lager im Dunkeln verliess und wir fast zwei Stunden lang in unseren Holzschuhen zur Kohlemine marschierten. Dort angelangt, erhielt ich einen Helm und eine Lampe, die ich die ganze Zeit über behielt. Mein Helm trug die Nummer 58, und die Lampe erleuchtete meinen Weg durch die Dunkelheit.

Manche Tunnel waren so kurz und eng, dass man nicht aufrecht darin stehen konnte, und so verbrachte ich ganze Tage auf den Knien, grub nach Kohle und lud sie in kleine Waggons, die auf Schienen rollten. An manchen Tagen half ich beim Verlegen der Belüftungsrohre, was für meinen Nacken und meine Arme zwar anstrengend war, aber zumindest eine Auszeit vom ständigen Kohleschaufeln bedeutete.

Viele Arbeiter in der Mine kamen aus der Zivilbevölkerung; sie waren angestellt und wurden bezahlt. Eigentlich durften wir zu ihnen keinen Kontakt haben, doch da wir auf so engem Raum zusammenarbeiten mussten, wurde diese Vorschrift häufig nicht durchgesetzt. Manche dieser zivilen Arbeiter blieben auf Distanz zu uns, andere waren etwas neugieriger.

SS-Leute begleiteten uns zur Mine und übergaben uns dort der Aufsicht von deutschen Vorarbeitern, die wir «Meister» nannten. Einige von ihnen waren so grausam wie die SS-Männer; sie schlugen die Häftlinge mit der Schaufel auf den Kopf, wenn sie nicht schnell genug arbeiteten, sie spuckten ihnen ins Gesicht oder erschossen sie an Ort und Stelle. An-

dere wiederum waren ausgesprochen freundlich zu uns. Einer unserer Vorarbeiter war ein Deutscher namens Apt. Er brachte immer wieder etwas zu essen in die Tunnel und verteilte es an uns.

Als ich ihm einmal für ein belegtes Brot dankte, das er mir gegeben hatte, sagte er zu mir: «Du bist noch so jung. Ich will nicht, dass du hier sterben musst.»

Diese wenigen Worte, mit denen der deutsche Aufseher seine Güte und Besorgnis zum Ausdruck brachte, rührten mich fast zu Tränen. Sie gehörten zu den ganz wenigen freundlichen Worten, die ich seit Kriegsbeginn gehört hatte, und ich würde sie mein ganzes Leben lang nicht vergessen.

Nach mehreren Tagen, an denen wir in unseren Holzschuhen zur Kohlemine und wieder zurückmarschiert waren, konnte ich nicht mehr. Ich fragte unseren Kapo, ob ich andere Schuhe bekommen könnte. Allein die Frage war schon ein Risiko; ich konnte dafür erschossen werden. Doch ich nahm an, dass mein neuer Status als politischer Gefangener mir vielleicht die Möglichkeit bot, die schrecklichen Clogs endlich loszuwerden. Diese Chance wollte ich nicht ungenutzt lassen. Und zu meiner grossen Erleichterung bekam ich tatsächlich ein Paar gut passender Lederschuhe.

Die Arbeit war anstrengend und eintönig, die Umgebung kalt und laut. Eines Nachmittags, als ich gerade an einem besonders schwierigen Flöz grub, fand ich mich plötzlich flach auf dem Boden wieder, mit einer Staubschicht bedeckt. Aus meinem linken Ohr floss Blut, und ich konnte nichts mehr hören. Es hatte eine unbeabsichtigte Dynamit-Explosion gegeben. Hustend sah ich mich um und befürchtete schon, der Schacht sei eingestürzt. Das war nicht der Fall, aber alle Arbeiter um mich herum waren ebenfalls zu Boden geworfen worden.

Einige meiner Mithäftlinge fürchteten sich vor den dunklen Tunneln. Viele Jugendliche zitterten und weinten, wenn wir mit dem Aufzug, der wie ein Metallkäfig aussah, in den finsternen Schacht hinuntergefahren wurden. Ich aber hatte keine Angst. Nachdem ich an den Leichengruben

gearbeitet hatte, konnte mich nichts mehr erschrecken. Die Kohlemine bedeutete für mich eine Erleichterung.

Am Ende jedes langen Tages marschierten wir nach Auschwitz zurück und trugen dabei abwechselnd die Leichen derer, deren Tod ein weiterer Triumph der Nazis war in ihrem Versuch, uns durch Arbeit umzubringen. Manche waren erschossen worden, weil sie nicht schnell genug arbeiteten; manche waren erschlagen worden, die meisten aber starben an Krankheit und Erschöpfung.

Eines Morgens, als wir uns gerade wieder bereit machten, den langen Marsch zur Mine anzutreten, wurden wir aufgefordert, in einen grossen Lastwagen einzusteigen, der uns zur Mine fuhr. Und am Abend brachte man uns zu Baracken, die in der Nähe des Bergwerks lagen.

Als wir am Morgen durch die Tore von Auschwitz hindurchgefahren waren, hatte ich keine Ahnung gehabt, dass ich nie wieder dorthin zurückkehren würde.

Aufgrund meines neuen Status' als politischer Gefangener wurde ich zum Aufseher über unsere kleine Baracke ernannt. Ich erhielt die Erlaubnis, warm zu duschen, und bekam einen separaten Schlafplatz zugeteilt. Auch in Auschwitz gab es Duschen; wir hatten sie am Tag unserer Ankunft benutzen dürfen. Danach aber bestand unsere einzige Waschgelegenheit darin, dass man uns befahl, in einen der schmutzigen Tümpel auf dem Gelände zu springen. Doch in einem schmutzigen Tümpel wird niemand wirklich sauber.

Nachdem ich im Bergbau-Lager geduscht hatte, bekam ich saubere Kleider ausgehändigt. An jenem Abend war auch meine Essensration das erste Mal, seit ich nach Auschwitz gekommen war, so bemessen, dass ich nicht genauso hungrig vom Tisch aufstand, wie ich gekommen war. Als ich sah, wo ich schlafen sollte, stand meine Gefühlswelt köpfe. Statt mich auf eine schmale Holzpritsche zwingen zu müssen, hatte ich nun eine eigene Koje mit einer richtigen Matratze!

Als ich an jenem Abend die Augen schloss, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, dass ich vielleicht eine Überlebenschance hatte.

Ich wusste allerdings auch, dass diese gering war, denn jeden Tag wurden Dutzende von jungen Männern wie ich, die zu erschöpft zum Arbeiten waren, auf Lastwagen verladen und weggebracht. Ich wusste, dass sie zu den Gaskammern transportiert wurden. Die Arbeit in der Kohlemine war sehr gefährlich. Jederzeit konnte ich von einem der Aufseher erschossen werden.

Trotzdem hatte ich nun das erste Mal einen Funken Hoffnung. Durch meinen neuen Status als politischer Gefangener und durch die erhöhte Essensration hatte ich eine grössere Chance zu überleben. Und vielleicht gelang es mir ja durch irgendein Wunder, so lange am Leben zu bleiben, bis der Krieg vorbei war.

In jener ersten Nacht ausserhalb von Auschwitz konnte ich nicht schlafen. Immer wieder dachte ich an meine Gebete, wie ich damals nach meiner Auspeitschung in der Schlammgrube zu Gott geschrien hatte. Vielleicht hatte Gott meine Gebete ja erhört, indem er mich aus der einen Grube herausgeholt und in die andere hineingebracht hatte – nur dass jene eben eine Kohlegrube war. Ich war mir nicht sicher, ob meine Gebete wirklich beantwortet worden waren, aber ich schwor mir, dass ich nie wieder so etwas Simples wie saubere Kleidung, Wollsocken und Lederschuhe für selbstverständlich halten würde.

Der Himmel kommt manchmal in ganz kleinen Dingen zu uns.^{60, 61, 62}

39. | Bröckelndes Fundament

«Ich musste tun, was er sagte,
sonst würde ich sterben.»
– *Joe Rubinstein* –

Jawischowitz (Aussenlager von Auschwitz)

Gerade als ich endlich einen Funken Hoffnung verspürte, zerbrach meine Welt ein weiteres Mal. Ich hatte schon zuvor gesehen, dass KZ-Aufseher weibliche Häftlinge vergewaltigten oder auch männliche Gefangene missbrauchten. Normalerweise geschah dies im Verborgenen, wenn sie dachten, dass niemand es sah – doch an einem solchen Ort gibt es kaum etwas, das unbemerkt bleibt. Viele der härtesten Häftlinge, die irgendwie die Kraft gefunden hatten, die täglichen Prügel, Folter und Hunger zu überstehen, stürzten sich in den Elektrozaun, nachdem sie missbraucht worden waren. Mit den inneren Bildern dieses Verbrechens leben zu müssen, war mehr, als sie ertragen konnten.

Ich hatte zu den Glücklichen gehört, die Auschwitz-Birkenau verlassen konnten, ohne von Aufsehern oder anderen Gefangenen sexuell missbraucht worden zu sein. Das konnte man von vielen anderen nicht sagen, die in Schlafsälen zusammen mit Hunderten von Männern übernachteten mussten, die sich alle verzweifelt an ihr Leben klammerten.

Ich hatte Leichen transportieren müssen, hatte gesehen, wie Kinder totgeschlagen wurden, hatte vom grausamen Schicksal meiner Familie erfahren und unvorstellbare Entbehrungen auf mich nehmen müssen. Als ich Auschwitz endlich verlassen durfte, dachte ich, es könne nichts Schlimmeres geben als das, was ich erlebt hatte. Doch ich irrte mich. Bald schon würde ich herausfinden, dass nichts schlimmer ist, als die Achtung vor sich selbst zu verlieren.

Der Mann, der mich missbrauchte, war der mächtigste Häftling im Lager des Kohlebergwerks. Er war der oberste Aufseher, und selbst die SS-Leute fürchteten ihn. Wenn dieser Mann etwas wollte, konnte niemand ihm widersprechen. Wirklich niemand. – Und eine Zeitlang war das, was er wollte, ich.

Es war ihm ganz egal, dass ich selbst zum Aufseher über eine der Baracken ernannt worden war. Für ihn war ich trotzdem nur ein bedeutungsloser Häftling. Ich hatte keine andere Wahl – ich musste mich ihm fügen oder sterben.

Nach der ersten Nacht stand ich allein weinend unter der Dusche. Als das Wasser sich um meine Füße herum sammelte und dann im Abfluss verschwand, stellte ich mir vor, wie mein Körper ebenso fortgespült wurde – ich hätte alles darum gegeben, wieder rein und heil zu werden. *Würde ich jemals wieder eines von beiden sein?*

Der Tod wäre für mich leichter zu ertragen gewesen als dieses Gefühl, dass das Fundament meines Lebens fortgerissen wurde, dass meine Unschuld und meine Würde zerschmettert waren. Zu sterben schien mir einfacher zu sein, als den Rest meines Lebens zu versuchen, das alles zu vergessen und mir selbst zu vergeben.

Jede Nacht dachte ich darüber nach, ob ich mich nicht lieber umbringen sollte, statt diesem brutalen Kerl wieder ausgeliefert zu sein. Das Einzige, was mich davon abhielt, mir das Leben zu nehmen, war der Gedanke daran, dass mein Tod den endgültigen Sieg des Bösen bedeutet hätte, dass dann der letzte Rest meiner selbst und meiner Familie vernichtet wäre. Jemand musste dies alles überleben. Jemand musste sie besiegen.

Und so stand ich jeden Morgen, wenn ich aufwachte, vor derselben Entscheidung – es zuzulassen, dass die Erinnerung an all dies mich zerstörte, oder mich durchzukämpfen und mir selbst Frieden und Freude zu gestatten. Jeden Tag entschied ich mich neu für das Leben. ^{63. 64. 65}

40. | Perfekter Glanz

«Er sagte mir, es könne einem manchmal das Herz brechen,
sogar ihnen als Soldaten.»

– *Joe Rubinstein* –

Es gefiel ihm, wie ich seine Schuhe polierte. Der deutsche Offizier wohnte ausserhalb des Bergarbeiter-Lagers, und ich wurde an zwei Tagen in der Woche von der Grubenarbeit freigestellt, um für ihn Aufgaben zu erledigen. Für einen Häftling ist es selten von Vorteil, wenn er für etwas ausgewählt wird. Ich hatte mich immer nach Kräften bemüht, ja nicht aufzufallen. Nie ein mürrisches Gesicht machen, nie zu laut reden, besser für sich allein bleiben.

Als wir noch nicht lange im Bergarbeiter-Lager waren, erhielt eine Gruppe von uns den Befehl, die Stiefel der deutschen Offiziere zu putzen, während sie auf der Strasse standen. Jeder von uns bekam einen Lappen und Schuhcreme. Ich hatte in Herrn Nagels Werkstatt gelernt, Schuhe zu polieren, und wusste genau, wie man sie zum Glänzen bringt. Als ich fertig war, schaute der kleine schwarzhaarige Offizier mit dem markanten Kinn eine ganze Weile seine glänzenden Stiefel an. Dann fiel sein Blick auf das rote Dreieck auf meiner Hemdbrust, an dem mein Status als politischer Gefangener zu erkennen war. Er befahl mir, am nächsten Tag wiederzukommen und nicht nur seine Stiefel, sondern auch sein Quartier sauber zu machen.

Die ganze Nacht über machte ich mir Sorgen, ob er wohl wusste, was der oberste Aufseher mit mir gemacht hatte. *Bitte, Gott! Nicht auch noch dieser Mann!*

Am nächsten Morgen sah ich die Wachposten am Tor mit Unbehagen an. Ich hatte zwar die Erlaubnis zu passieren, aber ich fürchtete mich trotzdem. Die Männer waren berüchtigt dafür, dass sie Menschen willkür-

lich töteten. Ich holte tief Luft und betete, dass sie mich nicht erschossen. Ohne Zwischenfall konnte ich das Gelände verlassen.

Zu meiner grossen Erleichterung wurde bald deutlich, dass ich tatsächlich nur zum Arbeiten bei dem Offizier war. Mehrere Monate lang verliess ich nun mehrmals pro Woche das Lager, um in seinem Privatquartier sauber zu machen. Von Anfang an hatte ich den Eindruck, dass er ein freundlicher Mann war. Manchmal sieht man das einem Menschen sofort an. Er wurde nie laut mir gegenüber und bedrohte mich auch sonst in keiner Weise. Stattdessen wies er mich höflich an, verschiedene Aufgaben zu erledigen. Oft bedankte er sich bei mir und sagte mir immer wieder, seine Schuhe und Stiefel hätten noch nie so gut ausgesehen.

In Auschwitz stellte ich fest, dass es mir sehr leichtfiel, andere Sprachen zu lernen. Von Anfang an war mir klar gewesen, dass die Fähigkeit, Befehle zu befolgen, über Tod oder Leben entscheiden konnte. So hatte ich notwendigerweise auch Deutsch gelernt; zumindest konnte ich es verstehen, wenn auch nicht so gut sprechen.

Während ich arbeitete, sass der Offizier meistens an seinem Schreibtisch und las oder schrieb. Eines Morgens, als ich gerade seine Fussböden gesäubert hatte, sagte er zu mir:

«Du bist ein netter junger Mann. Du gehörst eigentlich nicht hierher.»

Dann nahm sein Gesicht einen seltsamen Ausdruck an, als hätte er über etwas nachgedacht und sei nun zu einem Entschluss gekommen.

«Du siehst für mich nicht wie ein Jude aus, also werde ich dich auch nicht wie einen behandeln.»

Ich erwiderte nichts darauf. In der darauffolgenden Zeit schenkte er mir immer wieder etwas zu essen und fragte mich nach meiner Familie. Ich erzählte ihm lediglich, dass ich einen Zwillingsbruder hatte und meine Mutter als Witwe allein fünf Kinder grossgezogen hatte. Dabei belies ich es.

Die Häftlinge mussten immer ihre Kopfbedeckung abnehmen, wenn

sie einen Offizier grüssten oder an ihm vorübergingen, und so hatte ich eines Nachmittags gerade meine Mütze abgenommen, um mich von ihm zu verabschieden, als er zu mir sagte:

«Du solltest nicht an diesem Ort sein.»

Da konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Ohne nachzudenken rief ich wütend: «Aber ich bin hier, weil Ihr Volk mich hierher verfrachtet hat!»

Das Lächeln wich aus dem Gesicht des Offiziers. Sein Blick verdunkelte sich. Ich hielt die Luft an, denn ich wusste, dass er mich für eine solche Bemerkung einfach erschiessen konnte. Dennoch war ich froh, es gesagt zu haben.

«Mir gefällt das nicht», meinte er schliesslich, «was wir euch Juden antun ... wegen eurer Religion. Ich kann es nicht fassen, dass Deutsche so etwas tun. Es ist nicht recht.»

Ich wusste, dass er seine Worte ernst meinte, denn auch er konnte für eine solche Äusserung erschossen werden. Wer etwas gegen den Führer sagte, hatte sein Leben verwirkt.

Er schaute mir direkt in die Augen und fügte hinzu:

«Manchmal bricht es einem das Herz, sogar uns Soldaten.»⁶⁶

41. | Eine Chance auf Freiheit

«Er wollte mir Kleidung bringen
und mir zur Flucht verhelfen.»
– *Joe Rubinstein* –

Kohlemine Brzeszcze bei Auschwitz

Ich kannte nicht einmal seinen Namen, aber er war bereit, sein Leben für mich zu riskieren. Er war ein armer Grubenarbeiter, ein Pole, klein und stämmig, ungefähr fünfunddreissig Jahre alt, mit hellbraunen Haaren und dicht zusammengewachsenen Augenbrauen. Um den Hals trug er eine dicke Kette mit einem kleinen, mattsilbernen Kreuz. Er bekreuzigte sich immer, bevor er den ersten Bissen seines Mittagessens zu sich nahm. Die Vorschrift, keinen Kontakt zu den Häftlingen zu haben, ignorierte er und teilte sein Brot mehrmals mit mir, wobei er mich nach meiner Familie fragte und mir von seiner erzählte, während wir assen.

Er war offensichtlich arm, und dass er sein kostbares Essen an mich verschenkte, musste für ihn ein grosses Opfer sein. Sein ganzes Leben lang hatte er schon in der Grube gearbeitet, ebenso wie sein Vater vor ihm. Er sagte mir, er sei schockiert über den Zustand der Häftlinge, die im Bergwerk arbeiten mussten, und konnte nicht fassen, was er da zu sehen bekam. Aber er fühlte sich auch hilflos und hatte keine Möglichkeit, etwas dagegen zu tun.

Ich arbeitete mittlerweile bereits seit einem Monat in dem Kohlebergwerk. Wir waren zur Mittagspause mit dem Aufzug nach oben gefahren, und ich hatte gerade meinen Helm abgesetzt. Seine Frau hatte mir ein mit Tomaten und Gurken belegtes Brot gemacht, und als er es mir reichte, hielt er plötzlich inne. «Morgen», flüsterte er, «bringe ich dir Kleider mit, und dann kannst du mit mir hier rausgehen. Du kannst dich bei mir zu Hause verstecken.»

Ich war mir nicht sicher, ob ich ihn richtig verstanden hatte. «Was?»

Er nickte und flüsterte: «Morgen.»

Mein erster Gedanke galt meinem kahl rasierten Kopf. «Das geht nicht», sagte ich und deutete darauf. «Sie werden mich erkennen.»

«Nein, ich bringe dir einen anderen Helm mit, der so aussieht wie meiner. Sie werden es nicht merken.»

Ich wusste, dass der Mann es ernst meinte, und hatte den Eindruck, ihm vertrauen zu können. Dennoch konnte ich sein Angebot nicht annehmen. Es war zu riskant für ihn und seine Familie – und auch für mich.

Ich schüttelte den Kopf. «Nein ... Ich kann das nicht.»

«Du musst. Ich habe das schon zu oft gesehen. Die Männer kommen hier so kräftig an wie du, und irgendwann sind sie es nicht mehr. Und dann, peng, sind sie tot.» Er deutete mit Zeigefinger und Daumen einen Kopfschuss an.

«Aber deine Frau ... deine Familie?»

«Sie sind damit einverstanden. Wir müssen es tun.»

Schnell schaute ich mich nach allen Richtungen um, ob jemand uns hören konnte. Wie konnte ich ihm nur klarmachen, dass ich nicht für den Tod seiner Familie verantwortlich sein wollte? Wie sollte ich ihm erklären, dass ich ihm selbst zwar vertraute, dass aber andere davon erfahren könnten, die uns dann verrieteten?

«In Radom», flüsterte ich, «als die Nazis kamen, da gingen sie zuerst zu unseren Nachbarn und Freunden – Leute, die wir schon unser ganzes Leben lang kannten – und forderten sie auf, ihnen alle jüdischen Familien zu nennen. Sie hatten keine Wahl... das weiss ich. Wenn sie nicht geantwortet hätten, wären sie schwer bestraft worden. Aber ich sehe immer noch das Gesicht meiner Mutter vor mir, als sie erfuhr, dass unsere Freunde uns verraten hatten. Wie kann ich den Fremden hier vertrauen, wenn ich nicht einmal denen vertrauen konnte, die ich schon mein ganzes

Leben lang gekannt habe? Nein, ich kann das nicht tun. Es liegt alles in Gottes Händen. Ich riskiere es lieber, weiter im Lager zu bleiben.»

«Falls du deine Meinung änderst», erwiderte er mit entschlossenem Blick, «dann komm zu mir. Mein Angebot steht.»

Wieder schüttelte ich den Kopf. «Ich kann nicht, aber ich danke dir. Und bitte», flüsterte ich, «bete für mich ... für uns alle.»

Vor dem Krieg hätte ich nie gedacht, dass die Arbeit in einer Kohlemine ein Weg zum Licht sein könnte, doch wenn man sich in einem Tunnel befindet und überall von Finsternis umgeben ist, dann leuchtet selbst das kleinste Licht ganz hell. Dieser Mann mit seinem Versprechen der Freiheit und mit seinem Zeugnis von der Liebe Gottes wurde zu einem warmen Licht in meinem Innern, zu einem Hoffnungsstrahl, dem ich folgen konnte.⁶⁷

42. | Pierre

«Die Häftlinge halfen einander.»

– Joe Rubinstein –

«**D**u wirst erschossen, wenn sie dich erwischen.»
Seine Ehrlichkeit war das, was ich an Pierre am meisten

mochte. Gerade war er mit einem Handtuch, das er in kühles Wasser getaucht hatte, in die Baracke zurückgekehrt. Er faltete es sorgfältig zusammen und legte es mir auf die Stirn. Schon seit dem Aufwachen am Morgen hatte ich dröhnende Kopfschmerzen, die durch die Arbeit in der Mine nicht besser geworden waren.

Draussen war es dunkel, und wir hatten noch zwei Stunden frei, bis wir schlafen gehen mussten. Pierre war mein Freund in einer Zeit, in der ich dringend einen brauchte. Mein einziger Freund, seit ich nach Auschwitz gekommen war. Er war zwei Jahre älter als ich, hatte einen dunklen Teint und passend dazu dunkle Augen. Pierre war Franzose und Jude. Er arbeitete mit mir in der Mine und wohnte in derselben Baracke. Wir hatten uns schnell angefreundet und sprachen Jiddisch miteinander. Weil er meinen Namen nicht gut aussprechen konnte, nannte er mich «Upe».

Beunruhigt schaute er sich um, ob jemand unsere Unterhaltung mit angehört hatte. Er machte sich immer Sorgen, weil ich so offen meine Meinung sagte. Er war überzeugt, dass uns irgendwann Spitzel hören würden, die nur darauf warteten, irgendeine Übertretung von uns zu melden.

Gerade hatte ich ihm erzählt, dass ich in der Nacht zuvor Kartoffeln aus dem Vorratsraum bei der Küche gestohlen hatte, und bot ihm eine an. Obwohl ich eine höhere Stellung innehatte und mir die Aufsicht über un-

sere Baracke übertragen worden war, hatte Pierre recht: Wenn man mich erwischte, würde ich erschossen werden.

In der Nacht davor, als ich im Dunkeln wartete, bis ich zum Vorratsraum schleichen konnte, lauschte ich auf den Chor der schnarchenden Männer und dachte an die Nächte, in denen ich mich in Radom aus dem Ghetto hinausgestohlen hatte, um etwas zu essen zu besorgen. Genau wie damals klopfte mein Herz auch jetzt so wild, dass ich es deutlich spüren konnte. Irgendwann tat ich dann so, als müsste ich zur Toilette, und holte mir einige der ältesten Kartoffeln, die am wenigsten vermisst werden würden. Ich ass ein paar davon und sparte die anderen auf, um sie den Männern in unserer Baracke zu geben, die sie am dringendsten zu brauchen schienen.

Ich sagte zu Pierre, ich hätte sie genommen, weil ich Hunger hatte, und das stimmte auch. Doch es gab noch einen wichtigeren Grund dafür: Ich wollte wissen, dass es immer noch etwas in meinem Leben gab, das ich ein Stück weit beeinflussen konnte.

Wie gern wollte ich meine Kopfschmerzen loswerden, um mit Pierre Karten spielen zu können. Er hatte ein Kartenspiel aus weggeworfenen Kartonstücken gebastelt, die er über Wochen gesammelt hatte. Mit kleinen Kohlestücken malte er die Zahlen und Symbole darauf. Oft mussten wir die Karten neu beschriften, weil sie immer wieder Flecken bekamen.

Das war jedoch nicht das einzige Spiel, das Pierre gefertigt hatte. Am liebsten spielte er nämlich Dame. Auch hier stellte er das Spielbrett aus Karton her und malte die Felder mit Kohle. Kieselsteine wurden zu Spielfiguren.

Als ich das erste Mal mit Pierre spielte, merkte ich plötzlich, dass ich lachte. Überrascht hielt ich inne und fragte mich, wann ich das letzte Mal solche Töne von mir gegeben hatte. Es musste vor meiner Gefangennahme gewesen sein. Ich hatte ganz vergessen, wie gut sich das anfühlte.

Dann dachte ich an meine Familie.

Pierre sah meinen veränderten Gesichtsausdruck und fragte mich, woran ich gerade dachte.

«Wie kann ich mich amüsieren, wenn sie tot sind?», sagte ich.

«Upe», sagte er und erinnerte mich plötzlich an Ansel, «du bist es deiner Familie schuldig, dass du dir dein Lachen und deine Fröhlichkeit bewahrst. Gott will nicht, dass du die ganze Zeit in Trauer lebst, und sie würden es auch nicht wollen.»

Ich wusste, dass er recht hatte, aber es tief im Herzen zu glauben, war schwieriger.

Pierre war nicht einmal einen ganzen Tag in Auschwitz gewesen, als er direkt zum Lager der Bergarbeiter geschickt wurde. Er fragte mich, ob wir im KZ Spiele gespielt hätten. Ich verschluckte mich fast vor Verwunderung über diese Frage. «Auschwitz ist kein Lager, wo man spielen kann», entgegnete ich, «Auschwitz ist ein Vernichtungslager.»

Eine Woche nach dem Tag mit den Kopfschmerzen warteten Pierre und ich gerade auf den Aufzug, der uns in die Grube hinunterbringen sollte, als er mir plötzlich ins Ohr flüsterte, er habe am Tag zuvor Flugzeuge der Alliierten über das Lager fliegen sehen. Dabei habe er innerlich gedacht: «Los, werft eure Bomben ab!»

Uns allen war klar, dass die Alliierten irgendwann die Lager bombardieren würden. Es war nur eine Frage der Zeit. Obwohl das wahrscheinlich unser Todesurteil bedeutet hätte, gab es nicht einen einzigen Häftling, der nicht froh darüber gewesen wäre. Wenn eine Bombe es verhinderte, dass der nächste Zug in Auschwitz eintraf, dann wäre es uns das wert gewesen. Keiner von uns konnte verstehen, warum ein so riesiger Komplex wie Auschwitz noch nicht bombardiert worden war. Die Alliierten mussten doch wissen, dass diese Kohlemine der Unterstützung der Nazis diene.

Warum ist das Lager noch nicht bombardiert worden oder wenigstens die Eisenbahnschienen? Sind das nicht normalerweise die ersten Ziele in einem Krieg? Inzwischen muss doch irgendjemand wissen, was hier vor sich geht!

Die einzige Erklärung, die ich dafür finden konnte, war, dass die Alliierten das Bergarbeiter-Lager für ein Kriegsgefangenen-Lager hielten und nicht ihre eigenen Leute umbringen wollten.

Sonntags blieb die Kohlemine geschlossen, und so konnten wir eine Stunde länger schlafen. Ich sass gerade in der Essensbaracke und nippte an meinem Kaffee, als Pierre sich mir gegenüber hinsetzte. Plötzlich riss er die Augen weit auf vor Entsetzen. «*Merde!*», schimpfte er auf Französisch und fuhr dann auf Jiddisch fort: «Du bist gelb!»

Ich sah auf meine Arme und Beine hinunter und merkte, dass er recht hatte. Dann beschrieb er mir mein gelbes Gesicht und die dunklen Ränder um meine Augen. Ein SS-Soldat kam an unserem Tisch vorbei, sah mich an und befahl mir, mich zum Lagerhospital zu begeben. Das Herz sank mir in die Hose. Ich wusste, was es bedeutete, wenn man krank wurde. Pierre wusste es auch. Sein betroffenes Gesicht sprach Bände. Er zuckte mit den Schultern und lächelte mir schwach zu. Ich tat dasselbe. Als ich ging und meinen guten Freund zurückliess, hatte ich dasselbe traurige Gefühl wie damals, als ich meine Familie hatte verlassen müssen.⁶⁸

43. | Krankheit und Rettung

«Die Gestapo beobachtete uns und befahl dem Arzt:
,Dem da helfen Sie nicht.)
Sie wollten, dass wir nur die Jüngeren behandelten.»
– *Joe Rubinstein* –

Sein Name war Dr. Stephen Bozchski, ein polnischer Arzt katholischen Glaubens, und er rettete mir das Leben. Er war klein, blond und gutaussehend und hatte ein gewinnendes Lächeln. Er setzte mir das Stethoskop auf die Brust und hörte meine Lungen ab. Aus der Nähe betrachtet waren die Falten in seinem Gesicht tiefer, als ich zunächst gedacht hatte, und er sah müde aus – zu müde für einen Mann, der erst in den Vierzigern war.

Ich sagte ihm, dass ich mich gar nicht krank fühlte. Nachdem er meine ganze Geschichte seit meiner Verhaftung gehört hatte, erklärte er mir seine Theorie: Da mein Körper sich schon so lange daran gewöhnt hatte, zu viel zu arbeiten, nicht angemessen ernährt zu werden und keinen ausreichenden Schlaf zu bekommen, merkte ich gar nicht, dass ich schwer krank war. Er gab mir eine übelriechende Arznei zu schlucken und verliess dann das Zimmer. Im Hinausgehen sagte er mir noch, ich müsse die Nacht über da bleiben.

Es wurde eine lange Nacht.

Überall hörte man Geräusche: Wagen, die umhergeschoben wurden, Füsse, die in den Gängen hin und her schlurften. Manchmal hörte ich in einem anderen Zimmer jemanden stöhnen und husten. Ich fragte mich, ob ich am Morgen erfahren würde, dass ich für die Rückkehr nach Auschwitz «selektiert» worden sei. Das hätte bedeutet, dass sie mich in die Gaskammern schickten. Immer wieder redete ich mir ein, es ginge mir gut genug, dass ich Weiterarbeiten konnte.

Ich hatte keine Ahnung, wie schlecht es mir wirklich ging, bis ich am

nächsten Morgen versuchte, von meinem Krankenbett aufzustehen. In meinem Kopf hämmerte es, und ich hatte Schmerzen in der Brust.

Als der Vorhang zu meinem Zimmer geöffnet wurde, blieb mir vor Schreck fast das Herz stehen, weil ich dachte, es sei die Gestapo, die mich dort erwartete. Doch es war nur Dr. Bozchski. Er hatte eine lange Spritze dabei und erklärte mir, er wolle Flüssigkeit aus meinen Lungen absaugen. Es war eine schreckliche Prozedur, bei der ich würgte, schwitzte und den Doktor innerlich bat, sofort damit aufzuhören. Als er endlich fertig war, seufzte er tief und sagte:

«Ich bin Pole und du auch. Du bist ein netter junger Mann. Wenn du zur Mine zurückgehst, wirst du entweder an dieser Lungeninfektion sterben, oder sie erklären dich für arbeitsuntauglich. In jedem Fall bist du tot. Ich habe mit ihnen über dich gesprochen und gesagt, dass ich einen Assistenten brauche. Ich habe ihnen erklärt, dass du ein politischer Gefangener bist und ich zu wenig Personal habe. Sie haben meiner Bitte zugestimmt.»

Ich sah den Arzt verständnislos an und hatte keine Ahnung, was er damit meinte.

«Du bleibst also hier im Hospital und wirst mein Assistent. Ich verspreche dir, dass du nie wieder in diese Mine zurückmusst. Dafür werde ich sorgen.»

Nun musste ich ganz schnell lernen. Der Arzt hielt nämlich Wort, nahm mich unter seine Fittiche und brachte mir alles bei, was ich wissen musste, um ihm zu helfen. Es dauerte ein paar Wochen, doch allmählich kam ich wieder zu Kräften und wurde gesund. Mit der Zeit wurde deutlich, dass ich nicht der Einzige war, den der Arzt gerettet hatte.

Obwohl das Hospital extra für die Behandlung von Bergarbeitern vorgesehen war, kam es oft vor, dass die SS uns sagte, wen der Doktor behandeln durfte und wen nicht. Wenn die SS-Leute jemanden für zu alt oder zu krank hielten, dann wurde er «selektiert» und auf einen Lastwagen verladen.

Einmal wurde der Arzt angewiesen, einen Mann nicht zu versorgen, der mit einer schlimmen Beinverletzung zu uns gekommen war. Ich folgte dem Arzt in den Behandlungsraum. Er wartete, bis der Aufseher hinausgegangen war. Dann reinigte er blitzschnell die Wunde, öffnete die Haut, so weit er konnte, streute ein antibiotisches Pulver hinein und nähte die Wunde wieder zu. Das alles dauerte kaum mehr als zwei Minuten. Dann forderte der Arzt den Mann auf, sofort zu gehen, weil er sonst nach Birkenau geschickt und getötet werden würde.

Nachdem ich mehrere Monate bei dem Arzt gearbeitet hatte, teilte er mir mit, er glaube, dass bei der Erlaubnis für mein endgültiges Verbleiben bei ihm jemand mit viel Einfluss im Bergarbeiter-Lager seine Finger im Spiel gehabt habe. Ich kannte nur zwei Personen, die hierfür infrage kamen: der Mann, der mich missbraucht hatte, und der deutsche Offizier, dem es so gefallen hatte, wie ich seine Schuhe polierte. Ich habe nie herausgefunden, wer diese Entscheidung getroffen hat und ob mein Status als politischer Gefangener hierfür von Bedeutung war. Wer auch immer für die Entscheidung verantwortlich war, sie hat mir jedenfalls das Leben gerettet. Zu meiner grössten Erleichterung sah ich keinen der beiden Männer jemals wieder.

Ich war dankbar, dass die meisten Patienten, die wir behandelten, nur kleinere Verletzungen aufgrund ihrer Arbeit im Bergwerk hatten. Ich verbrachte viel Zeit damit, kleine Kohlestücke aus Kniewunden herauszuholen. Das Hospital war klein, aber sauber und effizient, und es gab immer viel zu tun.

Nachts schlief ich unbeaufsichtigt auf einem Feldbett in einer Abstellkammer, die nicht grösser war als ein Schrank. Ich durfte die Mahlzeiten gemeinsam mit dem übrigen Personal einnehmen und nahm rasch wieder ein wenig von dem Gewicht zu, das ich seit meiner Gefangennahme verloren hatte. Der Arzt untersuchte mein linkes Ohr und bestätigte, was ich bereits befürchtet hatte – ich hatte mein Gehör auf dieser Seite für immer verloren. Wieder ein Stück mehr, das die Nazis mir genommen hatten.⁶⁹

44. | Immer weiter

«Wieder brachten sie mich einfach fort.»

– Joe Rubinstein –

Sie holten mich wieder genau wie damals, wie Monster in der Nacht. Ich wachte auf, als sich zwei SS-Leute im Hospital über mein Feldbett beugten und mir befahlen mitzukommen. Von dem Arzt hatte ich erfahren, dass der Krieg für Deutschland keinen guten Verlauf nahm. Ich zeigte den beiden Männern mein Abzeichen und meine Tätowierung und wies sie darauf hin, dass ich ein politischer Gefangener sei. Doch sie erwiderten nur, ich sei immer noch ein Jude.

Ich sah meine Kleider auf dem Stuhl liegen und meine Schuhe auf dem Fussboden. Ohne zu fragen, schnappte ich mir alles und schlüpfte in meine Hosen und Schuhe, bevor ich das Zimmer verliess. Dann zog ich mir Hemd und Jacke über mein Unterhemd und folgte den bewaffneten Männern. Ich war entschlossen, diesmal alles mitzunehmen, was ich mitnehmen konnte.

Es war zwar Sommer, aber immer noch kühl. Ich merkte, wie mir die Luft aus den Lungen wich und sich alles um mich zu drehen begann, als ich darüber nachdachte, wohin sie mich wohl bringen würden. Ich konnte doch nicht wieder nach Auschwitz zurück! *Oh Gott, bitte! Überallhin, nur nicht dorthin!*

Als wir vom Hospital wegfuhrten, befand sich ausser mir nur noch eine Handvoll weiterer Männer auf dem Lastwagen. Meine Gedanken waren düster, weil man mich zwang zu gehen, ohne dass ich Dr. Bozchski hätte danken oder mich von ihm verabschieden können. Ich sah die Baracken des Aussenlagers und fragte mich, wie es Pierre wohl ging und wo er war.

Seit meiner Erkrankung vor mehreren Monaten hatte ich ihn nicht wiedergesehen. Beide Männer waren für mich so etwas wie Familie gewesen.

Ich spürte einen Kloss im Hals. Wie damals, als ich aus meinem Zuhause in Radom verschleppt wurde, war ich tieftraurig darüber, dass ich nicht AufWiedersehen sagen konnte.⁷⁰

45. | Lajas Tränen

«So denke ich immer an sie.»

– *Joe Rubinstein* –

Die Räder des Lastwagens gaben ein rhythmisches, summendes Geräusch von sich, das mich an damals erinnerte, als das Rattern der Eisenbahnwaggon in meinen Ohren gedröhnt hatte. Während ich mich wieder auf einer Reise ins Ungewisse befand, musste ich an all die Menschen denken, die ich damals in der Schlange gesehen hatte, nachdem sie aus dem Zug ausgestiegen waren – die schwangere Frau, den Mann mit den Krücken, den Jungen, der in die Hosen gemacht hatte, und das kleine Mädchen mit den braunen Augen und dem durchdringenden Blick.

Innerlich wusste ich, dass sie und alle anderen, die an jenem Tag in der Schlange gestanden hatten, Auschwitz nie mehr verlassen hatten. Ich kämpfte gegen das Gefühl der krank machenden Leere und Trauer an, das mich zu verschlingen drohte. Die tränenerfüllten Augen des kleinen Mädchens hatten sich mir tief eingeprägt, ebenso wie die Blicke der vielen Kinder, deren Tod ich hatte mit ansehen müssen.

Sie alle erinnerten mich an die Tränen eines anderen Mädchens ...

Ich hatte nie begriffen, warum sie weinte.

Ich war ein Jugendlicher auf dem Weg zum Erwachsenwerden gewesen, und ihre Tränen ärgerten mich.

Wenn ich an meine kleine Schwester dachte, dann fielen mir immer ihre Tränen ein. Für mich war sie eine «Heulsuse» gewesen. Vielleicht war sie als einziges Mädchen unter uns ja auch ein bisschen verwöhnt und benutzte ihre Tränen, um das zu bekommen, was sie wollte.

Manchmal fragte ich mich, ob sie selber überhaupt gewusst hat, warum sie weinte.

Vielleicht weinte sie über den Verlust ihres Vaters, den sie nie wirklich gekannt hatte. Mutter hatte uns erzählt, dass Tatta sich immer eine Tochter gewünscht hatte, und als sein Wunsch endlich in Erfüllung ging, wurde er krank und starb. Er konnte das kleine Mädchen, nach dem er sich sehnt hatte, nicht mehr kennen lernen. Vielleicht waren Lajas Tränen ja eher die unseres Vaters, die aus ihr herausströmten.

Wenn Laja überlebt hätte, so fragte ich mich, hätte sie dann später mit mir gemeinsam über ihre Kindheitskapriolen gelacht? Wie sie ihre Tränen einsetzte, um ihren Willen zu bekommen? Das hätte mir gut gefallen.

Manchmal stellte ich mir vor, wie sie wohl gewesen wäre als die junge Frau, die sie nie sein würde. Ich glaube, sie wäre sehr hübsch geworden, so wie unsere Mutter.

Vielleicht waren Lajas Tränen ja die Tränen von uns allen: die unserer Familie, der Juden, all der Länder, die unter dem Terror der Nazis litten, der Soldaten, die gegen sie kämpften, all das Leid, das noch kommen sollte. Hatte sie das alles irgendwie geahnt?

Ich betete darum, dass ich Laja eines Tages im Himmel wieder treffen würde. Ich sehnte mich so sehr danach, sie zu sehen, wenn sie lächelte.⁷¹

46. | Ein unaufmerksamer Lehrer

«Er unterrichtete nicht, er schlief.»

– Joe Rubinstein –

Konzentrationslager Buchenwald, Weimar, Deutschland

Ich war voller Schweiß und Dreck. Alle paar Minuten dröhnte es in meinem noch gesunden Ohr von Dynamit-Explosionen.

Nachdem ich aus dem Hospital weggeholt worden war, hatte man mich ins Konzentrationslager Buchenwald gebracht, über dessen Eingang der Schriftzug prangte:

«JEDEM DAS SEINE».

Jeden Tag wurde unsere erschöpfte Arbeitsbrigade in einen Steinbruch gebracht, wo wir Steinbrocken ausgraben, transportieren und zerkleinern mussten. Die zur Verfügung stehenden Hacken, Schaufeln und Schubkarren benutzten wir abwechselnd. Es war eine zermürbende Arbeit. Ständig hatte ich Rücken- und Schulterschmerzen.

Der Staub, der durch die Explosionen entstand, war schlimmer als Kohlenstaub. Er war so dick, dass er meine Nase verstopfte und in meinem Mund eine dicke Paste hinterliess. Und da wir bei der Arbeit nicht genug Wasser zum Trinken erhielten, blieb er in meinem Rachen kleben. Ständig versuchte ich ihn auszuspucken. Ein vergeblicher Kampf. Die Staubkörner kratzten in meinen Augen, sodass ich bei jedem Wimpernschlag Schmerzen hatte.

Das Essen war zwar besser als in Auschwitz, und die Rationen waren grösser, aber mit dem Essen im Hospital war es nicht zu vergleichen. Rasch magerte ich wieder ab, doch nach ein paar Wochen des Steinschleppens bildeten sich immerhin kräftige Muskeln. Meine Haut nahm eine dunkelbraune Farbe an, nachdem ich in der Zeit direkt nach der Ankunft einen Sonnenbrand gehabt hatte. Ständig hatte ich mit Wunden, ver-

brannten Lippen zu kämpfen. Manchmal musste ich allerdings unwillkürlich lächeln, wenn ich daran dachte, was Anszel wohl sagen würde, wenn er sehen könnte, wie ich Steine schleppte, bis meine Hände bluteten. Er hätte es nie für möglich gehalten, dass sein fauler Bruder zu einer solchen Arbeit fähig war.

Trotz meiner Müdigkeit kam mir eine lustige Erinnerung. Ich dachte nämlich an jemand anderen, der wirklich faul gewesen war. Der Mann war mein Lehrer an der jüdischen Schule in Radom gewesen, ein junger Rabbi, vielleicht Mitte zwanzig, der einen langen Bart hatte und öfter schlief als unterrichtete. Während seine Klasse von knapp fünfzig Schülern schweigend Texte las, schlief er. Und auch als wir an unseren Pulten sassen und mathematische Gleichungen lösten, schlief er. Selbst als wir keine Lust mehr hatten, zum Spielen nach draussen gingen und fast eine Stunde später zurückkehrten, schlief er immer noch.

Ich hatte keine Ahnung, warum er schlief. Hatte er gesundheitliche Schwierigkeiten, ein Alkoholproblem, oder arbeitete er nachts? Hat er sich einfach gelangweilt? Ich wusste es nicht.

Meine Mutter und andere Eltern beschwerten sich bei der Schulleitung, doch nichts änderte sich. Die Jahre verstrichen, und unser Lehrer schlief weiter. Bald schon hatte auch ich die Schule satt. Als der Mann schliesslich durch eine andere Lehrkraft ersetzt wurde, hatte ich jegliches Interesse an einer formalen Schulbildung verloren. Danach interessierte ich mich nur noch für das, was ich mir selbst beibringen konnte.

Der einzige Lichtblick in meinem Schulalltag war der Spass, den Chaim und ich hatten, weil die anderen uns meistens nicht voneinander unterscheiden konnten. Selbst unseren besten Freunden gelang das nicht.

Wir hätten in unserer Klasse ein regelrechtes Chaos anrichten und auch unseren Lehrer ziemlich durcheinanderbringen können, der nie wusste, wen von uns er vor sich hatte. Allerdings war das gar nicht nötig, weil die tägliche Verwirrung im Klassenzimmer ohnehin schon gross genug war, um uns reichlich Unterhaltung zu bieten.⁷²

47. | Weit weg von daheim

«Die Anlagen waren so stark befestigt, dass ich mich fragte,
ob Hitler sich hier versteckte.»

– *Joe Rubinstein* –

Der Lastwagen verlangsamte seine Fahrt und hielt an. Wir waren stundenlang unterwegs gewesen, und ich fühlte mich steif und wund.

Ich schaute mich um. Nichts als kahle Felder umgaben uns auf dem Feldweg. Ich hatte keine Ahnung, wo wir uns befanden, und auch nicht, wo ich eigentlich in den letzten paar Wochen gewesen war. Die Soldaten stiegen aus, um abwechselnd ihre Notdurft zu verrichten. Das hätte ich auch gern getan.

Bis zum Tag davor war eine grosse Gruppe von uns in einer unterirdischen Bunkeranlage untergebracht gewesen. Es waren massive Betonbunker, und das ganze Gelände war von schwerer Artillerie umgeben. Wir schliefen auf Feldbetten und assen in kalten Bunkern. Nur selten durften wir nach draussen gehen. Bei diesen seltenen Gelegenheiten standen wir da und sahen zu, wie grosse Raketen auf Lastwagen verladen wurden. Ich wollte mir lieber nicht vorstellen, welchen Schaden solche Bomben anrichten konnten. Wir hatten nichts zu tun, also standen wir nur herum, stampften mit den Füssen, um uns warm zu halten, und sahen zu, wie Kräne die schwere Verladearbeit erledigten.

Es war einer der seltenen Fälle, in denen ich mich nach mehr Arbeit sehnte, dann hätte ich mich wenigstens bewegen können. Es war merkwürdig, dass sie uns dort hinstellten, ohne dass wir etwas zu tun hatten. Es ergab keinen Sinn, aber ich hatte es auch schon lange aufgegeben, die Nazis verstehen zu wollen. Es war mir mittlerweile egal.

Und dann wurden wir eines Tages ohne weitere Erklärung aufgefordert, in einen Lastwagen zu steigen, und wurden weggebracht.

Als ich den einsamen Feldweg entlangblickte und darauf wartete, dass die Soldaten zurückkamen, erinnerte ich mich an eine Begebenheit, die ich lange Zeit vergessen hatte. Ich war damals noch klein und ging noch nicht zur Schule. Mein Vater kam auf einem seiner Zugpferde unsere Strasse entlanggeritten. Mutter und ich liefen aus dem Haus, um ihn zu begrüßen. Es kam selten vor, dass er ritt, statt auf einem seiner Wagen zu fahren. Obwohl ich die Pferde meines Vaters gern aus sicherer Entfernung beobachtete, fürchtete ich mich vor ihnen, wenn sie näherkamen. Tante kannte meine Furcht und war entschlossen, sie mir auszutreiben. Ich versteckte mich hinter meiner Mutter und schaute vorsichtig hinter ihrem Rock hervor.

Plötzlich beugte sich mein Vater herunter, packte mich am Mantelkragen und schwang mich durch die Luft, bis ich vor ihm auf dem riesigen Pferd landete, die kurzen Beine nach links und rechts ausgestreckt. Ich hatte furchtbare Angst, was man mir offenbar ansehen konnte. Mutters Gesicht nahm eine seltsam dunkelrote Farbe an, die sich vom Nacken her ausbreitete. Sie zog mich so rasch wieder vom Pferd herunter, dass ich kaum merkte, was geschah, und dann schimpfte sie mit meinem Vater in einem Ton, den ich bei ihr nie zuvor gehört hatte, und sagte ihm, er solle so etwas nie wieder tun.

Ich rannte ins Haus zurück, erleichtert darüber, dass meine Mutter mich gerettet hatte. Erst viel später wurde mir klar, dass dies das einzige Mal gewesen war, dass ich mit meinem Vater auf einem Pferd gesessen hatte. Ich habe viele schöne Erinnerungen an das Beisammensein mit meinem Vater, meiner Mutter und meiner Familie. Ich wünschte mir, ich könnte das noch einmal durchleben. Es sind Momente, nach denen ich mich zurücksehne.

Es war mir nicht vergönnt, meinen Vater alt werden zu sehen. Ich wünschte, er hätte lange genug gelebt, um mich durch meine Teenager-Jahre zu begleiten – um mir beizubringen, wie man ein Mann wird, mich auf all das vorzubereiten, was kommen sollte.

Ich wünschte, ich könnte wieder da draussen an der belebten Strasse mit meiner Mutter stehen und zusehen, wie Tatta hoch oben auf seinem Wagen mit seinem Pferdegespann angefahren kam, die Zügel fest um seine dicken Finger geschlungen. Ich erinnerte mich noch genau an den rhythmischen Klang der Hufeisen auf dem Kopfsteinpflaster. Ich wünschte, es wäre wieder so. Ich wünschte, Tatta würde mich fragen, ob ich zu ihm hochklettern und ein Stück mitfahren wollte. «Ja, oh ja», hätte ich dann geantwortet.^{73,74}

43. | Und dann war es vorbei

«Der Himmel schien sich zu öffnen.

Ich sagte: ‚Ich bin frei!›⁴

– *Joe Rubinstein* –

Theresienstadt / Terezin, Tschechoslowakei

*6. Mai 1945**

«**D**as ist ein Trick», war Hermans Überzeugung. «Wenn wir rausgehen, werden sie uns erschossen.»

Meine neuen Freunde, die Häftlinge Herman Finkelstein und Max Manheim, hatten gute Gründe, skeptisch zu sein. Wir hatten es ja schon erlebt: Wachposten, die einem Häftling die Mütze vom Kopf rissen, sie zum Tor hinauswarfen, ihm befahlen, die Mütze zurückzuholen, und ihn dann erschossen, weil er angeblich fliehen wollte. Und während der Schuss immer noch durch die Luft hallte, lachten die SS-Leute ganz unverfroren. Alle wussten, dass solche Dinge schon passiert waren.

Ich schaute nach oben auf die Reihe der Wachtürme, die das Konzentrationslager und Ghetto Theresienstadt umgaben, wo ich in den letzten Wochen inhaftiert gewesen war. Gestern hatten wir gesehen, wie die SS das Lager verliess. Es war aber nicht sicher, dass wirklich alle gegangen waren. Die Türme schienen verlassen zu sein, aber Herman war misstrauisch, ob sich die SS-Leute nicht irgendwo versteckten, bereit, uns alle niederzumähen, sobald wir auch nur einen Schritt nach draussen machten.

Am Pfosten des geöffneten Tores flatterte ein Plakat im Wind, das uns in deutscher Sprache mitteilte, wir seien frei und könnten das Lager verlassen.

Vor ein paar Tagen war das Rote Kreuz eingetroffen, aber es war immer noch nicht klar, wer hier eigentlich die Verantwortung hatte. In der Ferne konnten wir Gefechtslärm hören; man hatte uns gesagt, dass sowjetische

Truppen anrückten. Ein paar tschechische Polizisten gingen auf dem Gelände umher, schienen aber kein Interesse daran zu haben, uns am Gehen zu hindern.

Viele Häftlinge waren zu krank, um das Lager zu verlassen, und es gingen Gerüchte um, das Lager werde unter Quarantäne gestellt. Wenn das passierte, dann würde es mich auch treffen. Denn ich war so krank wie nie zuvor in meinem Leben. Mein Körper war schwach, erschöpft und wurde von so schweren Hustenanfällen geschüttelt, dass ich nicht wusste, wie lange ich noch leben würde.

Jeden Tag hatte ich den Eindruck, dass ein weiterer Teil von mir seine Funktionen einstellte. Ich fragte mich, ob es sich so anfühlte, wenn man einen langsamen Tod starb, Stück für Stück. Ich musste hier raus!

Mir wurde ganz elend, wenn ich nur daran dachte, ins Lagerhospital eingeliefert zu werden, selbst wenn dieses nun vom Roten Kreuz geführt wurde. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dort unter den Sterbenden zu liegen. Das hatte ich schon viel zu lange getan.

Ich wollte durch diese Tore rausgehen, aber auch ich konnte es nicht glauben, dass wir wirklich die Freiheit besaßen, das zu tun. Schon seit ein paar Tagen hörten wir, dass die Sowjets nahe herangerückt waren. Ein anderer Häftling hatte uns erzählt, dass der Lagerkommandant, Karl Rahm, den Befehl erhalten habe, uns alle zu töten, ihn aber verweigert hätte. Ich wusste nicht, ob ich das glauben sollte.

Anders als Herman war Max überzeugt, dass das Ganze kein Trick war, nicht nach dem, was wir gestern bei den SS-Leuten beobachtet hatten. Wir waren gerade aus unserer Baracke herausgekommen, als ich Max rufen hörte:

«Seht mal, was die da machen!»

Drei SS-Männer standen beim Tor und zogen sich Zivilkleidung über ihre Uniformen an. Ich hatte keine Ahnung, was sie damit bezweckten, aber Max flüsterte:

«Es ist vorbei. Die fliehen, damit sie nicht verhaftet werden.»

Ich konnte es nicht fassen. Es war einfach zu schön, um wahr zu sein.

Stunden später schaute ich das offene Tor an und sagte mit schwacher Stimme: «Ich weiss nicht, ob ich die Kraft zum Gehen habe.»

Max legte seinen Arm um meine Schultern. «Wir helfen dir.»

Und so gingen wir einfach durch das Tor hinaus. Es war vorbei. Und wir waren frei. *Aber frei, um was zu tun? Frei, um wohin zu gehen?*

Seit sechs Jahren, seit der Invasion Polens, hatte ich davon geträumt, frei zu sein. Ich hatte ständig dafür gebetet, es mir gewünscht, erhofft und herbeigesehnt. Und jetzt, wo es so weit war, war ich zu schwach und zu krank; es war mir alles gleichgültig.

Wäre ich mehr bei Kräften gewesen, hätten mich vielleicht Furcht und Sorge gepackt. Ich hätte mich vor dieser Freiheit gefürchtet – davor, dass sie nicht echt war, und davor, *dass* sie es war.

Wir drei gingen schweigend und hörten nur das Geräusch unseres Atems. Niemand ging mit uns. Ich lauschte auf Gewehrschüsse.

Vielleicht kommen sie vom Wachturm herunter oder hinter einem Baum hervor oder aus einem nahegelegenen Haus? Was wird die Bevölkerung denken, wenn sie Häftlinge in gestreifter Kleidung sieht, die unbewachtfrei herumlaufen? Werden sie auf uns schiessen?

Wir hatten keine Antwort auf diese Fragen; wir gingen einfach immer weiter. Schliesslich überquerten wir eine Brücke und kamen dann ins Zentrum der nahegelegenen Stadt Litomefice.^{75, 76}

* Geschätztes Datum.

49. | Aus der Asche zum Leben

«Er sagte: ‚Nehmt, was immer ihr möchtet.

Wir schulden euch weit mehr als das.‘»

– *Joe Rubinstein* –

Litomefice, Tschechoslowakei

Nehmt, was immer ihr möchtet, wir schulden euch weit mehr als das

Der Ladenbesitzer sprach schnell und sah sich dabei nervös in seinem Geschäft um. Er war ein kleiner Mann mit schütterten braunen Haaren, und sein grauer Anzug war sorgfältig gebügelt.

Der Schreck, den der Mann an den Tag gelegt hatte, als wir nur wenige Augenblicke zuvor in seinen Laden hereingestolpert kamen, hatte sich schnell in Furcht verwandelt. Was auch immer er während des Krieges über die Konzentrationslager gewusst hatte, jetzt konnte er ihre Existenz jedenfalls nicht mehr leugnen – nicht, wenn plötzlich drei Häftlinge im Eingang seines Ladens vor ihm standen.

Wir waren halb verhungert und trugen gestreifte Kleidung, die schmutzig war und stank. Offensichtlich wussten weder er noch wir, was wir tun sollten. Wir starrten einander an wie wilde Tiere, die nicht wissen, ob sie kämpfen oder fliehen sollen. Dann aber tat der Ladenbesitzer den ersten Schritt und bot uns an, alles mitzunehmen, was wir haben wollten.

Ich hatte den Laden nicht betreten wollen, aber Max hatte darauf bestanden und war offenbar zu allem entschlossen. Er sagte, wir bräuchten Hilfe und müssten diese auch bekommen. Er meinte, die Leute vor Ort seien inzwischen so verängstigt, dass sie alles tun würden, um uns zu helfen. Ich war mir nicht so sicher, ob sie nicht eher versuchen würden, uns zu töten. Doch die Reaktion des Ladenbesitzers zeigte mir, dass Max vielleicht recht hatte.

Sagte der Mann, wir dürften alles nehmen, was wir wollten, weil er befürchtete, wir würden seine Kundschaft vergraulen? Oder weil er dachte, wir könnten uns an ihm rächen? Ihn zur Rechenschaft ziehen, weil er das schweigend geduldet hatte, was sich hier direkt vor seiner Haustür abgespielt hatte? Oder hatte er ein schlechtes Gewissen?

Vielleicht war es von allem ein bisschen. Was auch immer seine Beweggründe waren, ich wollte auf jeden Fall möglichst schnell wieder weg von ihm und seinen mitleidigen Blicken. Entsetzt betrachtete ich mich in dem grossen Ankleidespiegel des Geschäftes. *Kein Wunder, dass er Angst vor uns hat!* Ich sah völlig verdreht und verkommen aus. Und mein Anblick war mit dem der hungernden, ausgemergelten Häftlinge von Auschwitz zu vergleichen, die ich immer als «bis auf die Knochen abgemagert» beschrieben hatte. Nun sah ich also genauso aus. Noch erschreckender als meine abgemagerte Gestalt waren jedoch meine Augen mit ihrem traurigen, durchdringenden Blick.

Was ist aus dem fröhlichen, unschuldigen jungen Mann geworden, der damals aus Radom verschleppt wurde?

Die Gestalt, die mich aus dem Spiegel anstarrte, hatte nichts mehr mit ihm gemeinsam.

Ich fand einen Anzug, der so aussah, als ob er mir passen könnte. Als ich meine gestreifte Hose und mein Hemd zu Boden fallen liess, fühlte ich mich wie eine Schlange, die sich häutet. Ich liess die alten Kleider auf einem Haufen zurück und versetzte ihnen noch einen Tritt, bevor ich die Umkleidekabine in einem lose schlackernden braunen Anzug verliess. Ich nahm den kleinsten Gürtel, den ich finden konnte, zog ihn bis zur letzten Öse zu und musste feststellen, dass er immer noch zu locker sass.

Der Ladenbesitzer öffnete seine Kasse und gab jedem von uns Geld. Ich schaute ihm nicht ins Gesicht, denn ich war plötzlich sehr zornig auf ihn. Als sich ein paar Augenblicke später die Ladentür hinter uns schloss, biss ich die Zähne zusammen und zog mir meinen neuen Hut tief ins Gesicht. Ich wollte nur noch weg aus dieser Stadt und all das Gift hinter mir lassen, mit dem die Nazis mich verseucht hatten seit dem Tag, an dem sie

in mein Leben einmarschiert waren. Sie würden nichts mehr von mir bekommen. Ich war nicht länger ihr Gefangener.

Max hatte recht gehabt, was die Reaktion der Leute betraf: Alle, denen wir begegneten, fürchteten sich vor uns und boten uns an, was immer wir wollten.

Max besorgte uns ein kostenloses Zimmer in einem kleinen Hotel. Ich musste fast weinen, als ich das Bett mit der Matratze und der sauberen Wäsche sah. Nachdem ich geduscht hatte, liess ich mich in die weichen Kissen sinken und war eingeschlafen, noch bevor ich über all das nachdenken konnte, was an jenem Tag passiert war.

Ich schlief fast zwölf Stunden.

Als ich wieder aufwachte, wanderte mein Blick an der unebenen Zimmerdecke entlang. Ich lauschte immer wieder, ob auf der Strasse die Sirenen der Nazis heulten, die mit gezückten Gewehren kamen, um mich zurückzuholen. Wenn sie das täten, würde ich nicht mitkommen. Diesmal würden sie mich erschiessen müssen. Denn es war nichts mehr von mir übrig, was ich ihnen hätte geben können.⁷⁷

Bildteil zu Teil 2

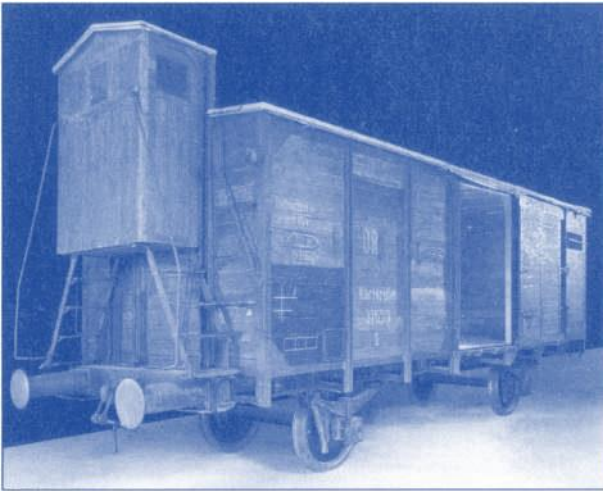
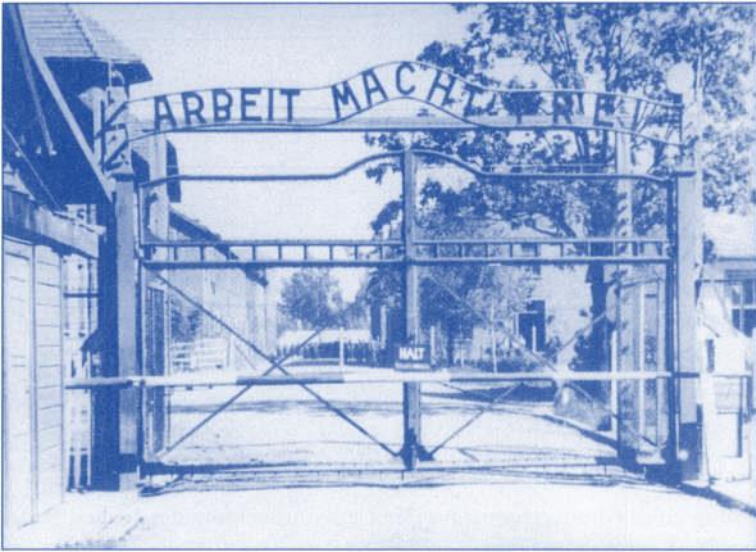


Abbildung eines Güterwaggons aus der Dauerausstellung des United States Holocaust Memorial Museum

Der Triebwagen ist ein Karlsruher Modell, einer von mehreren Arten von Güterwagen, mit denen Juden in Ghettos und Konzentrationslager deportiert wurden. Washington D.C., 19. Juni 1991.



Mitglieder des «Ordedienst» (jüdische Polizei) helfen Gefangenen beim Einstieg in einen Deportationszug im Durchgangslager Westerbork (Niederlande). 1943-1944.



Haupteingang des Konzentrationslagers Auschwitz: «Arbeit macht frei» *Institut Pamieci Narodowej* (übers.: «Institut für Nationale Erinnerung», Polen), Freitag, 11. Mai 1945 bis Dienstag, 15. Mai 1945. Auschwitz, Polen.



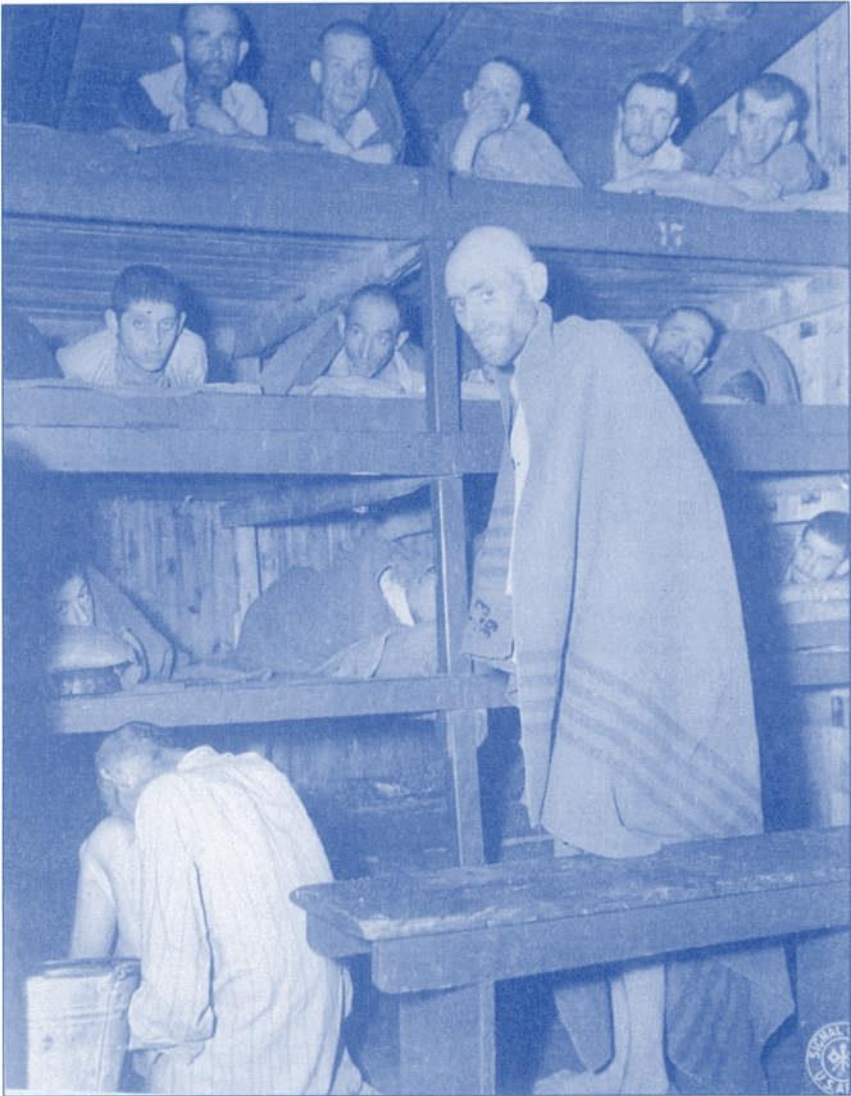
Das Konzentrationslager Auschwitz nach der Befreiung 1945. Auschwitz, Polen. Aus einem unbekanntem russischen Archiv.



Baracken des Konzentrationslagers Auschwitz II
Montag, 29. Januar 1945. Auschwitz, (Oberschlesien) Polen.



Das schneebedeckte Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau kurz nach der Befreiung
Januar 1945. Auschwitz, Polen. Aus einem unbekanntem russischen Archiv.



Überlebende liegen in mehrgeschossigen Gestellen in einer Baracke im befreiten Konzentrationslager Buchenwald.

Mittwoch, 11. April 1945. Buchenwald, Deutschland (Thüringen)



Juden aus der Karpatenukraine warten auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau auf die Selektion.

1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Juden aus der Karpatenukraine warten auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau auf die Selektion.

1. Mai 1944. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Jüdische Frauen und Kinder aus der Karpatenukraine warten auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau auf die Selektion.

1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Jüdische Männer aus der Karpatenukraine warten auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau auf die Selektion.

1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Zwei jüdische Brüder aus der Karpatenukraine warten auf der Rampe in Auschwitz-Birkenau auf die Selektion. Abgebildet sind Israel und Zelig Jacob, neun und elf Jahre alt. Sie wurden kurz nach ihrer Ankunft vergast.

Montag, 1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Jüdische Frauen und Kinder aus der Karpatenukraine, die in Auschwitz-Birkenau zur Tötung selektiert wurden, gehen in Richtung der Gaskammern.

1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Jüdische Frauen und Kinder aus der Karpatenukraine, die in Auschwitz-Birkenau zur Tötung selektiert wurden, warten, bis sie zu den Gaskammern gebracht werden.

1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Juden aus der Karpatenukraine, die in Auschwitz-Birkenau zur Tötung selektiert wurden, warten, bis sie zu den Gaskammern gebracht werden.

1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Gutterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Jüdische Frauen und Kinder aus der Karpatenukraine, die in Auschwitz-Birkenau zur Tötung selektiert wurden, gehen in Richtung der Gaskammern.

1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Guterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Jüdische Frauen und Kinder aus der Karpatenukraine, die in Auschwitz-Birkenau zur Tötung selektiert wurden, gehen in Richtung der Gaskammern.

1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Das stammt aus: I. Gutman & B. Guterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



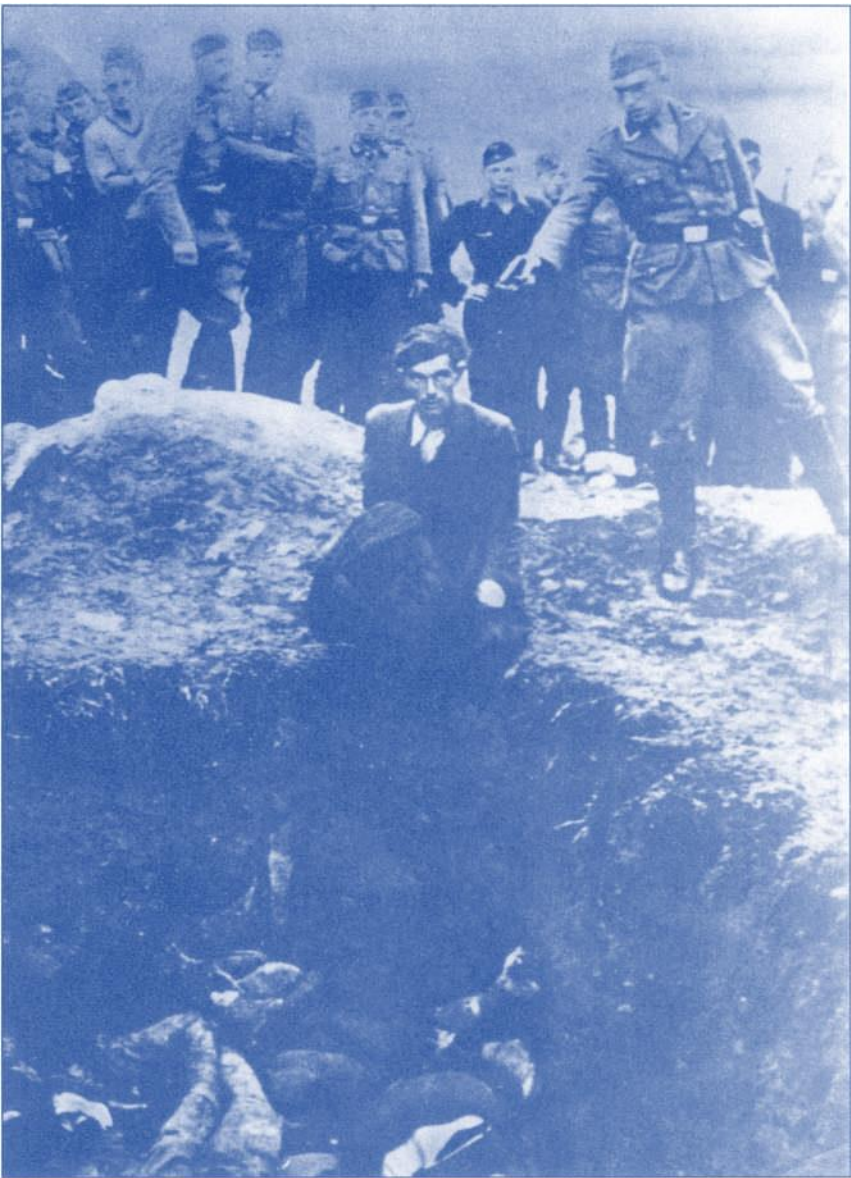
Juden aus der Karpatenukraine werden in Auschwitz-Birkenau selektiert; im Hintergrund ist eine Gruppe von Juden zu sehen, die auf dem Weg zu den Gaskammern und dem Krematorium ist.

Montag, 1. Mai 1944. Auschwitz, Polen. Foto und Untertitel mit freundlicher Genehmigung des U.S. Holocaust Memorial Museum. Das Foto stammt aus: I. Gutman & B. Guterman (Hgg. i. A.): «The Auschwitz Album: The Story of a Transport», 2002. Infos unter: https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/index.asp (Zugriff am 17.07.19).



Blick auf den gemauerten Eingang zur ehemaligen Gaskammer im Hauptlager von Auschwitz (Auschwitz I). Im Hintergrund befindet sich ein Gebäude, das von der Gestapo als regionale Zentrale genutzt wurde.

Auschwitz, Polen. April 1945.



Deutsche Soldaten der Waffen-SS und des Reichsarbeitsdienstes sehen zu, wie ein Mitglied einer Einsatzgruppe einen ukrainischen Juden erschießt, der am Rand eines mit Leichen gefüllten Massengrabes kniet.

1941-1943, Winnyzja, (Podolien; Winnyzja) Ukraine.



Totengräber entladen Leichen aus einem Karren in ein Massengrab auf dem Friedhof des Warschauer Ghettos.

19. September 1941. Warschau, Polen.



Koffer, die den ins KZ Auschwitz Deportierten gehörten. Das Foto wurde aufgenommen, nachdem das Lager von der sowjetischen Armee befreit worden war.

Auschwitz, Polen, nach Januar 1945.



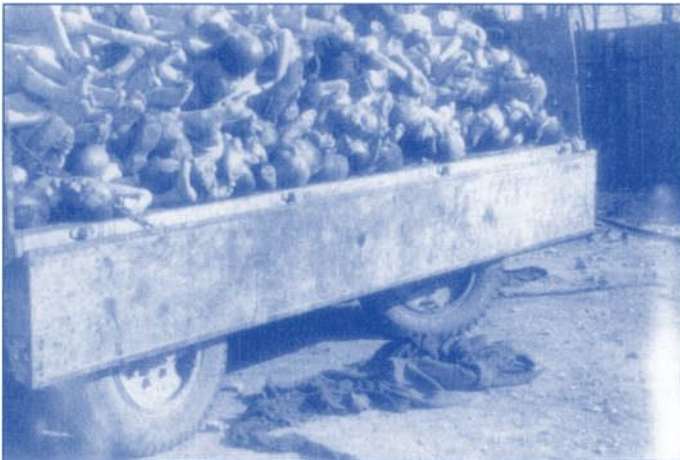
Beschlagnahmte Schuhe von Häftlingen des Konzentrationslagers Majdanek, mit Erläuterungen zu sehen auf der zweiten Etage der ständigen Ausstellung des United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C.

Freitag, 3. November 1995. Washington, DC.



Deutsche Bürger betrachten einen hoch mit Leichen beladenen Wagen in dem gerade befreiten Konzentrationslager Buchenwald (Bildausschnitt).

April 1945. Buchenwald, Deutschland (Thüringen). Das Foto wurde dem Museum von Patricia A. Yingst zur Verfügung gestellt.



Ein hoch mit Leichen beladener Wagen am Krematorium des Konzentrationslagers Buchenwald (Bildausschnitt)

April 1945. Buchenwald, Deutschland (Thüringen).



Leichen im befreiten Konzentrationslager Dachau (Bildausschnitt) Freitag, 4. Mai 1945. Dachau, Deutschland (Bayern).

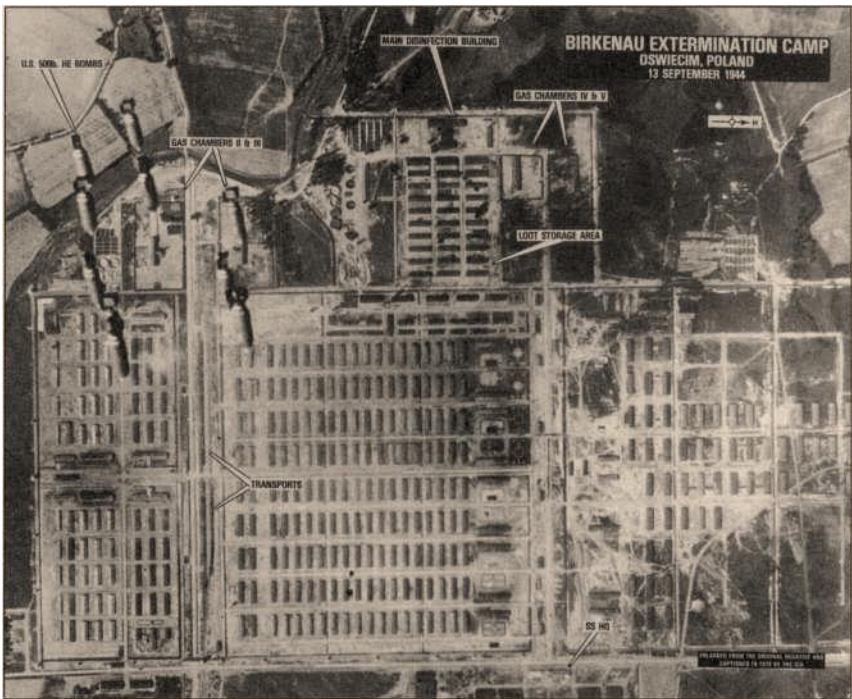
Weitere Quellen: Muzeum Niepodleglosci (übers: «Museum der Unabhängigkeit», Warschau, Polen); Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes; Zydowski Instytut Historyczny imienia Emanuela Ringelbluma (übers.: «Jüdisches Historisches Institut Emanuel Ringelblum», Warschau, Polen).



Leichen von Gefangenen liegen im Konzentrationslager Nordhausen zum Massenbe-
gräbnis bereit.

11. April 1945 bis 15. April 1945. Nordhausen, Deutschland (Thüringen).

(rein medizinisch nicht möglich...)



Luftbild des Konzentrationslagers Auschwitz II (Birkenau), aufgenommen von einem Aufklärungsflugzeug, während Bomben auf die Krematorien II und III abgeworfen werden.

13. September 1944. Mission: 464 BG:4M97; Massstab: 1:23.000 Zoll; Höhe: 23.000 Fuss.



General Dwight D. Eisenhower und General Troy Middleton bei einem Rundgang durch das gerade befreite Konzentrationslager Ohrdruf. General Troy Middleton war der oberste General des XVIII. Corps, Third U.S. Army. Donnerstag, 12. April 1945. Ohrdruf, Deutschland (Thüringen)



Ein zwölfjähriges jüdisches Mädchen liegt nach ihrer Befreiung im Bett im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Abgebildet ist Helena Rabbie. Sie wurde am 8. September 1933 in Amsterdam geboren und starb in Bergen-Belsen am 24. April 1945, elf Tage nach der Befreiung.

TEIL 3

Voll Zuversicht hoffte ich auf den HERRN;
und er wandte sich mir zu und hörte meinen Hilfeschrei.
Ich war in eine verzweifelte Lage geraten –
wie jemand, der bis zum Hals
in einer Grube voll Schlamm und Kot steckt!
Aber er hat mich herausgezogen und auf festen Boden gestellt.
Jetzt haben meine Füße wieder sicheren Halt.
– *Psalm 40,2.3* –

50. | Wohin?

«Als ich freigelassen wurde,
fühlte ich mich wie neugeboren.»

– Joe Rubinstein –

Litomefice, Tschechoslowakei

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt. Ich hatte keine Familie, kein Geld, kein Zuhause, keinen Besitz, und ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Ich stand an einer Strassenecke in einem Land, über das ich nichts wusste.

Seit die Nazis vor fast sechs Jahren in Polen einmarschiert waren, hatte es in meinem Leben keinen Bereich mehr gegeben, über den ich selbst hatte bestimmen können. Man hatte mir gesagt, was ich anziehen, was ich essen und wo ich mich aufhalten sollte. Und nun gab es plötzlich so viele Entscheidungsmöglichkeiten, dass ich mich dadurch regelrecht gelähmt fühlte.

Es ist schon seltsam, wie die einfachsten Entscheidungen den grössten Einfluss auf unser Leben haben können. Ich hatte die Wahl zwischen Herman und Max. Ein kurzer Moment sollte über den weiteren Verlauf meines Lebens bestimmen.

Beide Männer wünschten sich, dass ich mit ihnen kam, und beide wollten nach Deutschland: Herman nach Frankfurt und Max in seine Heimatstadt Duisburg-Hamborn. Ich überlegte, nach Radom zurückzukehren, aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dort zu stehen, wo wir gelebt hatten – wo unsere Familie eigentlich sein sollte. Wenn ich nur daran dachte, wurde mir schon schwindelig und ich bekam kaum noch Luft. Es gab nichts mehr für mich in Radom. Rückkehr war keine Option. Einen solchen Schmerz würde ich einfach nicht bewältigen können. Er würde mich regelrecht umbringen, da war ich mir ganz sicher.

Meine einzige Überlebenschance bestand nun darin, die Flucht nach vorne anzutreten. Denn zurück konnte ich nicht mehr. Meine Furcht und mein innerer Widerstand gegen eine Heimkehr nach Polen waren in diesem Moment so gross, dass ich bereit war, das eigentlich Unvorstellbare in Betracht zu ziehen: bewusst nach Deutschland zu gehen. Mich genau dorthin zu begeben, wo das Ungeheuer lauerte, das so viel von mir und meinem Leben verschlungen hatte – so viel, dass in mir nicht einmal genug Furcht übriggeblieben war, um mich von diesem Vorhaben abschrecken zu lassen.

Herman, der etwas jünger war als ich, war ein brillanter Mann; vor dem Krieg war er Mathematiker gewesen. Er hatte zwar ebenso wie ich kein Geld, aber er hatte grosse Pläne: Er wollte eine eigene Textilfirma gründen, genau wie sein Vater.

Max war ein geselliger Mann von ungefähr vierzig Jahren, der sein ganzes Leben in Duisburg-Hamborn verbracht hatte. Er wollte dort eine Schuhfabrik eröffnen, weil er der Meinung war, dass die kriegsmüde Bevölkerung in der Stimmung war, sich hochwertige Schuhe zu kaufen. Er sagte, er habe viel Erfahrung im Geschäftsleben gesammelt und sei überzeugt, dass wir beide ein gutes Team abgeben würden – ich mit meinem Wissen über Schuhdesign und er mit seinem Geschäftssinn.

In meinem Kopf war ein Gedanke aufgekeimt, der immer stärkere Wurzeln bildete: irgendwohin weit weg von Europa zu ziehen, in ein Land, aus dessen Städten noch nie Züge zu Nazi-Konzentrationslagern abgefahren waren. Doch da ich keinen Pfennig besass, hatte ich keine Ahnung, wie ich das verwirklichen konnte. Innerlich spürte ich, dass ich mir selbst etwas beweisen musste – ich durfte nicht zulassen, dass meine Furcht mir meine Zukunft verbaute. Ich hatte in der Vergangenheit schon viel zu lange in Furcht gelebt.

Ich musste schnell Arbeit finden, egal welche, und hier sah ich bei Max die grössten Chancen.

Herman war mit meiner Entscheidung gar nicht einverstanden. Während Max mit einem Busfahrer sprach, um uns eine Mitfahrgelegenheit

zu sichern, flüsterte Herman mir zu: «Warum gehst du mit diesem alten Mann mit?»

Ich zuckte mit den Schultern und erklärte ihm, dass ich Max mochte und er einen guten Plan für mich hatte. Herman war überzeugt, dass ich einen Fehler machte. Er war immer noch verärgert, als wir einander die Hand schüttelten und versprachen, in Kontakt zu bleiben. Dann stieg ich mit Max in einen Bus, der uns nach Westdeutschland bringen sollte, in die Nähe von Düsseldorf.

Als wir losfahren, schaute ich mich nach Herman um, der am Bordstein stand und mit wachsender Entfernung immer kleiner wurde. Ich fragte mich, was wohl aus uns werden würde, wo unser Leben doch so zerstört worden war. *Was sollte aus uns allen werden, die wir eine so finstere Zeit durchlebt hatten? Wie sollten wir jemals wieder heil werden?*⁷⁹

51. | Ganz von vorn anfangen

«Ich wollte nur das gute Leben wieder zurück,
das Gott mir geschenkt hatte.»

– *Joe Rubinstein* –

Die «Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen» (UNRRA) stellte uns, die wir aus den Konzentrationslagern kamen, Nahrungsmittel und Unterkünfte zur Verfügung. Sie koordinierte die Registrierung der Überlebenden, um Familien wieder zusammenzuführen. Meine Angehörigen waren jedoch auf keiner ihrer Listen zu finden. Ich erhielt überall dieselbe Antwort: dass meine Familie höchstwahrscheinlich im Vernichtungslager Treblinka umgekommen sei.

Ich bekam eine kleine Wohnung zugeteilt und erhielt etwas Geld, um mir Essen zu besorgen, und so begann ich mich körperlich allmählich wieder zu erholen. Um bald mit der Gründung unseres Geschäftes beginnen zu können, wollte ich mit Max in Kontakt bleiben. Doch jedes Mal, wenn ich das Thema aufbrachte, erhielt ich zur Antwort: «Ich arbeite dran.»

Irgendwann stellte sich heraus, dass Max' Pläne für die Gründung einer Schuhfabrik von seinem Interesse an seiner neuen Freundin überlagert worden waren.

Ich suchte überall nach Arbeit, doch ohne Erfolg. Wie so viele andere europäische Städte war auch Duisburg-Hamborn durch den Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogen worden. Etliche Gebäude waren durch alliierte Bombenangriffe beschädigt oder zerstört worden. Unternehmen, die vor dem Krieg florierten, existierten nicht mehr, und durch die zahlreichen zurückkehrenden Soldaten gab es mehr Arbeitssuchende als Arbeitsplätze.

Niemand war erpicht darauf, einen polnischen Juden einzustellen, der keine offizielle Berufsausbildung hatte und schlecht Deutsch sprach.

Viele Deutsche gingen uns Juden aus dem Weg, weil sie fürchteten, wir könnten uns an ihnen rächen. Andere wiederum fühlten sich schuldig, man konnte ihnen ihre Reue ansehen. Ich trug nur langärmelige Hemden, um meine Tätowierung zu verbergen. Auf diese Weise hatte ich es etwas leichter.

Manche Dokumente aus den Konzentrationslagern wiesen mich als «Josef Rubinstein» aus. Der Name Josef gefiel mir, und so benutzte ich ihn fortan weiter.

In der Wohnung neben mir lebte ein Deutscher. Er wusste, dass ich in Auschwitz gewesen war, und eines Tages hielt er mich an und fragte mich, wie es dort gewesen sei. Ich sah ihn verständnislos an.

Wie es dort war? Wo soll ich beginnen?

Ich merkte, dass der Mann es ehrlich meinte, doch mir fehlten einfach die Worte. Also sagte ich ihm die Wahrheit:

«Es war die Hölle.»

Der Mann senkte den Blick, dann schaute er mich wieder an. «Ich schäme mich so sehr für das, was wir getan haben.» Er schwieg einen Moment und fügte dann hinzu: «Wir sind nicht alle Mörder.»

Natürlich war mir das auch klar, und ich war froh, es aus seinem Mund zu hören. Trotzdem wusste ich nicht, was ich erwidern sollte.⁷⁹

52. | Unfassbar

«So war das Leben niemals gedacht.»

– *Joe Rubinstein* –

Ich hatte viel Zeit, über das Schicksal meiner Familie in Treblinka nachzudenken. Nach und nach brachte ich immer mehr Einzelheiten über die Liquidierung beziehungsweise Auflösung der Radomer Ghettos in Erfahrung.

«Auflösung» – das war so ein sauberes und ordentliches Wort; ganz nach dem Geschmack der Nazis. Von aussen betrachtet, sauber und ordentlich, und innen mit dem Gestank des Todes verpestet. Allein schon dieses Wort machte mich ganz krank.

Mein Zwillingsbruder Chaim und mein älterer Bruder Anszel mit seiner Frau Marscha und ihrem kleinen Sohn wurden wahrscheinlich am 5. August 1942 aus dem kleineren Radomer Ghetto deportiert, zusammen mit fast 6.000 anderen Juden. Sie mussten in den Zug nach Treblinka einsteigen, wo sie dann innerhalb von zwei Stunden nach ihrer Ankunft vergast wurden.

Mein jüngerer Bruder Abram, meine kleine Schwester Laja und meine Mutter wurden wahrscheinlich zwischen dem 16. und dem 18. August 1942 zusammen mit etwa 20.000 weiteren Männern, Frauen und Kindern aus dem grösseren Ghetto abtransportiert.

Bei der Räumung der beiden Ghettos spielten sich Szenen ab, die schlimmer waren als jede Hölle, die man sich vorstellen kann – Hunde bellten, Schüsse knallten, die Menschen schrien und weinten. Ich konnte den Gedanken daran kaum ertragen. Und so furchtbar das alles auch war – was sie im Zug erwartete, war noch schlimmer, ja, schlimmer noch als

das, was ich erlebt hatte. Ihre Züge waren noch voller als der, mit dem ich nach Auschwitz gebracht worden war. Ein unerträglicher Gedanke.

Der Mitgefangene aus Radom hatte recht gehabt. Treblinka war nur aus einem einzigen Grund geschaffen worden: zur Vernichtung. Und diese musste so schnell und gründlich wie möglich vonstattengehen.

Der Zug meiner Familienangehörigen kam damals an einem Bahnsteig an, an dem Ampeln mit duftenden Blumen im Wind schwingen. Der angebliche Umsteigebahnhof war so detailreich inszeniert wie in einem Hollywood-Film; er besass sogar einen Fahrkartenschalter, eine unechte Bahnhofsuhr, Schilder, die auf andere Fahrziele verwiesen, sowie Plakate mit Abfahrts- und Ankunftszeiten.

Manche, die mit dem Zug ankamen, wurden von freundlich lächelnden SS-Leuten begrüßt, die ihnen mitteilten, sie bekämen jetzt eine warme Dusche, frische Kleider und eine warme Mahlzeit. Dann würden sie zu ihren Unterkünften gebracht, wo sie für die deutsche Kriegsindustrie arbeiten würden. Meine Mutter hat ihnen wahrscheinlich geglaubt, hat gedacht, dass sie nur bleiben müsste, bis der Krieg vorbei war, und ihre Familie dann wieder mit nach Hause nehmen dürfte.

Als sie den Zug verliessen, waren ihre Beine wahrscheinlich schwach und gaben nach; die Kinder weinten und wollten getragen werden. Also nahmen die Mütter und Väter ihre Kinder auf den Arm, obwohl sie selbst kaum noch die Kraft zum Gehen aufbringen konnten.

Man sagte ihnen, sie sollten ihre Sachen kennzeichnen und sich merken, wo sie sie abgelegt hatten. Dann sollten sie sich ausziehen. Mutter und Laja waren wahrscheinlich entsetzt darüber, dass sie nun nackt vor den anderen dastanden. Vielleicht drückte man ihnen sogar ein Stück Seife in die Hand.

Im Duschaum richteten sie ihre Blicke bestimmt nach oben auf die Brauseköpfe und warteten sehnsüchtig darauf, endlich sauber zu werden.

Bevor die Türen geschlossen wurden, schickte man noch viel mehr Menschen hinein. Alle versuchten, ihre Blösse zu bedecken. Wenn es keinen Platz mehr zum Stehen gab, wurden hereinkommende Kinder auf bereits anwesende Kinder geworfen.

Dann hörten sie seltsame Geräusche und fragten sich, ob es das Wasser war, das die Leitungen füllte. Ungeduldig warteten sie. Einen Augenblick lang verstanden sie nicht, was passierte. Bis das Gas ihre Lungen füllte, hatten sie keine Ahnung, dass alles nur eine Täuschung gewesen war. Doch dann fing das Ersticken, die Schreie, die Rufe und die Gebete an. Menschen kletterten auf die anderen hinauf, um an die noch verbleibende Luft heranzukommen. Die unter ihnen wurden erdrückt.

Nachdem alles vorbei war und das Gas sich verflüchtigt hatte, öffnete man die Türen wieder.

Es gibt auch Berichte darüber, wie es war, wenn die Nazis es eiliger hatten. Dann trieben sie die Menschen mit Peitschen an, damit sie schneller in die Gaskammern liefen. Dann wurden die Männer zuerst vergast, während ihre Mütter, Ehefrauen und Kinder nackt draussen warteten, die Schreie hörten und wussten, dass sie die Nächsten sein würden.

Ich erfuhr, dass in den Gaskammern von Treblinka alle zwei Stunden 3.000 Menschen umgebracht werden konnten, maximal 22.000 innerhalb von vierundzwanzig Stunden. Der Tod trat durch Ersticken ein sowie durch eine Vergiftung mit Kohlenmonoxid. Die Kammern waren so überfüllt, dass beim Öffnen der Türen viele der Toten noch aufrecht dastanden. Tote Mütter sollen immer noch die Leichen ihrer Kinder im Arm gehalten haben – Mütter, so wie meine.

Als ich in Auschwitz Leichen abtransportieren musste, wurden sie in riesige Gruben geworfen und dann mit Erde zugeschüttet. Später wurde das Töten noch effektiver organisiert. Die Leichen wurden in Gruben verbrannt und später in Krematorien.

In Treblinka wurden die Leichen meiner Brüder, meiner Schwester und meiner Mutter wahrscheinlich in riesige mit Holz ausgelegte Gruben ge-

worfen, mit Benzin überschüttet und angezündet. Zwölftausend Menschen konnten so in einem einzigen gewaltigen Inferno verbrannt werden. Die Gruben von Treblinka brannten rund um die Uhr. Hinterher wurde die menschliche Asche – auch diejenige meiner geliebten Familie – mit Sand vermischt und über mehrere Quadratkilometer verteilt.*⁸⁰

* Anmerkung der Autorin: Es hat viele Versuche gegeben, die genaue Anzahl der Opfer des Todeslagers Treblinka zu berechnen. Da die Nazis jedoch die meisten relevanten Daten zerstört haben, wird es wohl nie möglich sein, eine exakte Zahl festzulegen. Nach neuesten Forschungen kann man jedoch davon ausgehen, dass dort zwischen Juli 1942 und August 1943 insgesamt fast 900.000 Juden ermordet wurden.⁸¹

53. | Die Schrecken der Vergangenheit wegtanzen

«Ich wollte all das Grauen einfach wegtanzen.»

– Joe Rubinstein –

Ich nannte ihn Sig, und er nannte mich Upe. Siegfried Kline war der beste Freund, den ich je gehabt hatte, und doch erzählte ich ihm nichts von dem, was ich während des Krieges erlebt hatte. Sigs Mutter stammte aus Norwegen, und sein verstorbener Vater war Deutscher gewesen. Sie hatten während des Krieges in Deutschland gelebt, und Siegfried war zur Schule gegangen.

Als ich ihn kennen lernte, arbeitete er für die Regierung.

Sig lebte bei seiner verwitweten Mutter, die sehr um mein Wohlergehen besorgt war, nachdem sie vom Schicksal meiner Familie erfahren hatte, und mich jeden Sonntag zum Mittagessen einlud. Manchmal trug sie ihre traditionelle norwegische Kleidung und kochte Speisen aus ihrer Heimat. Ich hatte gedacht, dass ich es nie wieder erleben würde, mit einer Familie gemeinsam zu essen. Es bedeutete mir so viel, dass ich es kaum in Worte fassen konnte.

Ich wusste, dass Siegfried mich gerne gefragt hätte, was ich in den Konzentrationslagern erlebt hatte. Aber er merkte, dass ich noch nicht bereit war, ihm Einzelheiten davon zu berichten. Und Siegfried war ein Freund, dem es mehr um mich ging als um seine eigene Neugier. Das war etwas, das ich sehr an ihm mochte – ebenso wie die Tatsache, dass es immer lustig mit ihm war. Denn ich war durchaus bereit, mich ein wenig zu amüsieren. Damit war ich nicht der Einzige. Überall wollten die jungen Leute endlich die Schrecken des Krieges hinter sich lassen. Unsere Generation hatte ja die meiste Zeit ihrer Jugend und ihres jungen Erwachsen-

seins als eine Tragödie erlebt. Wir hatten es satt und wollten endlich wieder lachen und alles vergessen.

Unser Lieblingsort war ein Tanzclub namens «Rinehoff». Am Freitag- und Samstagabend war die Tanzfläche dort voller junger Leute, die sich zu den Klängen einer Liveband austobten. Sig und ich waren in der Regel auch dabei und tanzten jeden Abend mit einem anderen Mädchen.

Manchmal wanderte mein Blick durch die überfüllten Tanzclubs, und ich wunderte mich, dass wir, die wir im Krieg auf gegnerischen Seiten gestanden hatten, nun hier als junge Männer und Frauen zusammenkamen und uns amüsierten. Es herrschte viel Fröhlichkeit und Begeisterung in den Clubs, und es war, als ob sich eine aufgestaute Energie endlich entladen konnte. Wir alle schienen es zu spüren – das Gefühl, dass wir die Vergangenheit nicht ändern konnten. Und nun wollten wir etwas von der Sorglosigkeit unserer verlorenen Jugend wieder zurückhaben. Wir alle hatten viel nachzuholen.

Früher hatte ich dem Tanzen nie zu viel Bedeutung beigemessen, aber jetzt konnte ich die Freude, die ich dabei empfand, gar nicht mehr unterdrücken. Das Tanzen wurde für mich zu einer Art Ventil und zu einem persönlichen Triumph. Es war der Beweis, dass meine Freude und meine immer schon vorhandene Liebe zum Leben immer noch da waren, obwohl die Nazis mir so viel von dem genommen hatten, was ich liebte. Siegfried sagte oft zu mir, Tanzen sei das Beste, was ich tun könne, und ich glaube, er hatte recht.

Ich war so froh, einen Freund wie Siegfried zu haben. Nie zuvor hatte ich mich mit jemandem so tief verbunden gefühlt, abgesehen von meinen Brüdern.

Ich tanzte Foxtrott, Jitterbug und am allerliebsten Wiener Walzer.

Wohin ich auch ging, überall wollten die Mädchen unbedingt mit mir tanzen, und jeden Abend lachte Sig und fragte mich: «Upe, was hast du, was ich nicht habe?»

«Keine Ahnung», erwiderte ich, «aber egal, was es ist, ich bin froh drum!»

«Der lächelnde Joe», witzelte Sig. «So nennen dich alle hier.»

«Ich weiss ... und das gefällt mir», sagte ich grinsend. Ja, es gefiel mir wirklich sehr.

«Ich weiss nicht, wie du das schaffst», meinte Sig plötzlich mit einem ernststen Gesichtsausdruck. «Wie du immer noch lächeln kannst – nach all dem, was du in den Lagern erlebt hast.»

Ich sagte ihm, was ich tatsächlich dachte: «Wenn sie mir die Freude nehmen, dann haben sie mir alles genommen. Das kann ich nicht zulassen.»



Einmal nahm ich an einem Freitagabend, statt tanzen zu gehen, eine Einladung zum Essen von Max Manheim an. Als wir nach der Mahlzeit das überfüllte Restaurant verliessen, gingen wir an einem Tisch vorbei, an dem eine laute Gruppe von jungen deutschen Männern sass, die wie ehemalige Soldaten aussahen. Soldaten erkannte ich immer sofort. Damit hatte ich jede Menge Erfahrung.

Offensichtlich hatten sie schon einiges getrunken. Der stämmigste von ihnen, ein breitschultriger Mann, pöbelte uns an:

«Hey, ihr jüdischen Jungs – seht ihr diese leckere Ente hier?»

Er nahm die Platte hoch, die die Kellnerin gerade auf den Tisch gestellt hatte. Darauf befand sich ein schöner, noch ganz unberührter Entenbraten, der mit gekochten Kartoffeln garniert war.

«Ich will euch mal eine Frage stellen, über die ihr ganz genau nachdenken müsst.» Er grinste und zwinkerte seinen Freunden zu. «Ihr könnt mit dieser leckeren Ente alles machen, was ihr wollt. Aber es gibt dabei einen Haken: Das, was ihr mit der Ente macht, werde ich anschliessend mit euch machen! Also, wie sieht's aus?»

Es war eine dumme Frage, offensichtlich dazu gedacht, uns zu demütigen und einzuschüchtern. Vermutlich erwartete er von uns, dass wir so etwas sagten wie: «Komm, lass den doch reden», und uns dann verzogen.

Doch Max war nicht in der Stimmung. Er ging auf den Mann zu, der

die Platte in der Hand hielt, und schaute ihm direkt in die Augen. Dann streckte er die Zunge heraus und leckte die Ente ab.

Angewidert liess der Mann die Platte auf den Tisch fallen. Ich hielt die Luft an und rechnete schon damit, dass uns jemand die Faust ins Gesicht schlagen würde. Doch mit einem Mal konnte ich mich nicht mehr beherrschen und fing laut an zu lachen. Max stimmte ein. Er legte mir den Arm um die Schultern, und wir verliessen das Lokal, brüllend vor Lachen. Hinter uns hörte ich den Mann am Tisch noch rufen:

«Einmal Jude, immer Jude!»

Doch das kümmerte mich überhaupt nicht. Nie mehr würde ich mich von solchen brutalen Kerlen einschüchtern lassen. Diese Zeiten waren vorbei.⁸²

54. | Ein Abend, der alles veränderte

«Ich dankte Gott immer wieder für mein neues Leben.»

– *Joe Rubinstein* –

Siegfried und ich standen vor einem Restaurant in der Weseler Straße und unterhielten uns, als sich plötzlich eine Hand leicht auf meine Schulter legte.

Ich drehte mich um und erblickte einen älteren Mann mit schütterem dunklem Haar, einer runden Nickelbrille und grauem Anzug. «Ich habe zufällig Ihren Akzent gehört», sagte er mit Begeisterung in der Stimme. «Kommen Sie aus Polen?»

Diese Frage hätte mich normalerweise dazu veranlasst wegzugehen. Denn trotz allem, was passiert war, gab es immer noch Leute, die sich gegenüber jedem, der aus Polen kam, offen feindselig verhielten. Bei diesem Mann jedoch hörte ich einen vertrauten Akzent.

Ich bejahte seine Frage und stellte mich vor. Er lachte und sagte, mein Name gefiele ihm, denn er selbst heiße auch Joe.

Joe Gusenda war in Kiewo, Polen, geboren und aufgewachsen. Er hatte ein freundliches Gesicht und ein angenehmes Auftreten. Ich mochte ihn auf Anhieb.

Wir unterhielten uns kurz. Er fragte nach meiner Herkunft, und ich erzählte ihm, dass ich den Krieg in Konzentrationslagern verbracht hatte. Sein Gesicht wurde ernst. «Und Ihre Familie?», fragte er dann. Ich spürte, dass er meine Antwort bereits ahnte.

«Alle tot.»

Immer noch fiel es mir schwer zu glauben, dass diese beiden einfachen, schrecklichen Worte wirklich stimmten.

Sein Gesichtsausdruck verwandelte sich in eine Mischung aus Mitleid

und Traurigkeit, aber es liess sich auch ein heftiger Zorn darin ausmachen. Dieser war auch vorher schon da gewesen; ich hatte ihn bis zu diesem Augenblick nur nicht bemerkt. Ich fragte mich, woher er kam.

«Josef», fuhr er mit heiserer Stimme fort, «ich möchte Sie gern morgen Abend zu mir nach Hause einladen. Meine Frau ... nun, sie ist eine ausgezeichnete Köchin.»

Als er mein Zögern spürte, legte er mir den Arm um die Schultern und fügte fröhlich hinzu: «Ausserdem habe ich eine hübsche Tochter.»

Rasch schrieb er seine Adresse auf ein Stück Papier, und am nächsten Abend klopfte ich an die Tür einer schönen Wohnung im Erdgeschoss der Grillostrasse Nummer 11.

Der Mann hatte falsch gelegen. Seine Tochter war nicht nur hübsch ... sie war einfach umwerfend! Ich konnte gar nicht aufhören sie anzusehen, und ich konnte nicht aufhören zu lächeln. Egal ob ich versuchte, ihre Eltern anzuschauen oder den Fussboden oder die Zimmerdecke – immer musste ich lächeln. Und sie bemerkte es. Sie lächelte zurück – ein wunderbares Lächeln, durch das ihre schönen braunen Augen strahlten.

Irene war zwanzig Jahre alt und hatte langes gewelltes dunkles Haar, das sie seitlich hochgesteckt hatte. Sie trug einen schwarzen Rock und eine weisse Bluse, die trotz wiederholter Bemühungen hinten immer wieder aus dem Bund herausrutschte. Ihr Gesicht war freundlich und offen.

Als ich ihre roten Schuhe sah, wusste ich, dass es um mich geschehen war, denn wenn eine Frau solche modernen, raffiniert geflochtenen Ledersandalen trug, dann war sie genau mein Typ. Mit ihren langen Beinen und schlanken Armen war einfach alles an Irene elegant und geschmeidig und dabei ganz bescheiden und angenehm.

Ich sprach ihren Vater mit «Herr Gusenda» an, doch er bestand darauf, dass ich ihn Joe nannte und seine Frau Anna. Sie hatten eine schön möblierte Wohnung mit einer Glasvitrine, in der sich zierliche Kristall- und Porzellanfiguren befanden. Es war ein warmes und einladendes Zuhause.

Ich mochte Irenes Lachen, und sie lachte viel. Wie stolz ihre Eltern auf ihre wunderbare Tochter waren und wie sehr sie sie liebten, war offenkundig. Wir verbrachten den ganzen Abend miteinander und erzählten uns viele Erlebnisse. Die drei sprachen fließend Polnisch, Deutsch und Französisch, und Irene hatte in der Schule sogar Englisch gelernt.

Irenes Vater war als junger Mann ein ausgezeichnete Schwimmer gewesen und hatte auch Irene für diesen Sport begeistern können. Als junges Mädchen besuchte sie einmal ihre Grossmutter in Polen. Dort gab es in der Nähe einen grossen See, und Irene durchschwamm ihn regelmässig in seiner ganzen Länge. Das aber jagte ihrer Grossmutter Angst ein. Als sie ihre Enkelin das erste Mal dabei erwischte, ermahnte sie sie mit strengen Worten:

«Ich werde deinem Vater sagen, was du gemacht hast!»

Darüber konnte Irene nur lachen, denn sie wusste genau, dass es ja ihr Vater gewesen war, der sie überhaupt dazu angespornt hatte.

Auf meine Bitte hin erzählten mir Joe und Anna noch mehr Geschichten von Irene. Als sie zwölf war, stand sie zusammen mit ihrem Vater am Rheinufer, als plötzlich ein Junge flussaufwärts ins Wasser fiel und von einem starken Strudel nach unten gezogen wurde. Ohne zu zögern, sprang Irene in den Fluss, packte den Jungen, hatte aber nicht genug Kraft, um mit ihm ans Ufer zu schwimmen. Bald schon gerieten beide in der starken Strömung in Gefahr. Nun sprang auch Irenes Vater ins Wasser, und es gelang ihm, Irene festzuhalten, während sie den Jungen festhielt. Gemeinsam schafften sie es auf diese Weise bis zum Ufer.

Ich staunte über diese Geschichte, denn dieser Junge hätte auch ich sein können. Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, watete ich in einen tiefen Teich, der voller Seerosen war. Ich weiss nicht, warum ich das tat, denn ich konnte noch nicht schwimmen und geriet in Panik, als sich die Wurzeln der Pflanzen um meine Beine wickelten. Ich konnte gar nicht so schnell reagieren, wie ich unter Wasser gezogen wurde. Wenn nicht ein

älterer Nachbarsjunge rasch eingegriffen hätte, indem er in den Teich sprang und mich herauszog, wäre ich wohl ertrunken.

Irenes Eltern erzählten mir noch eine weitere Geschichte, in der Irene etwas schier Unfassbares getan hatte. Sie war ungefähr dreizehn Jahre alt und gehörte einem Schwimmverein an. Einige seiner Mitglieder hatten sich vorgenommen, den Ärmelkanal zu durchschwimmen. Irene hatte sich einen dicken schwarzen Schwimmanzug angezogen, um sich vor dem kalten Meerwasser zu schützen. Sie schaffte die Hälfte der Strecke bis zur englischen Küste; dann war sie so erschöpft, dass sie in das Rettungsboot klettern musste, das sie begleitete. Einer jungen Frau aus der Gruppe gelang es jedoch tatsächlich, den ganzen Kanal zu durchqueren.

Nachdem ich von dieser Begebenheit gehört hatte, wusste ich sofort, dass Irene die richtige Frau für mich war – lustig, kühn und unerschrocken. Die Eltern erzählten eine Geschichte nach der anderen über Irene, und ich konnte gar nicht genug davon bekommen.

Anna berichtete mir von einem Bombenangriff, vor dem sie zusammen mit allen Bewohnern des Hauses in den Keller geflüchtet waren. Irene behauptete voller Überzeugung, sie könne Rauch riechen. Doch da die anderen nichts rochen, war niemand bereit, den Schutzraum nur auf das Wort einer Jugendlichen hin zu verlassen.

Unerschrocken wie Irene war, lief sie – sehr zum Kummer ihrer Eltern – die Treppen hinauf und sah, dass das Gebäude in Flammen stand. Das Wohnhaus neben ihnen war von einer Bombe getroffen worden, und das Feuer hatte nun auf ihr Haus übergegriffen. Irene rannte zurück in den Keller und schrie, alle sollten sofort das Haus verlassen. Wäre Irene nicht gewesen, erzählte Anna, hätten sie wahrscheinlich alle nicht überlebt. Aber so konnte sich jeder in Sicherheit bringen.

Ich sah mich in der Wohnung um, die voller Fotos und Erinnerungsstücke war, und wurde von Gefühlen überwältigt. Der enge Zusammenhalt dieser Familie erinnerte mich an meine eigene Familie. Ich hatte ganz vergessen, wie sich das anfühlte, vor allem das Lachen und das gegenseitige Neckeln, das man in dieser Ungezwungenheit nur in einer Familie vorfin-

det, die sich nahesteht. Ich vermisste diese Nähe, die mit einer solchen gegenseitigen Liebe einhergeht, und sehnte mich nach ihr zurück. Wie ich dort so sass, spürte ich, dass ich wieder ein Teil all dessen sein wollte – ein Teil einer Familie, ein Teil des Lebens. Ich brauchte mehr als die Oberflächlichkeit fröhlicher Tanzveranstaltungen, um die tiefe Leere in meinem Leben zu füllen. Ich brauchte Liebe.

Wir verbrachten Stunden miteinander und lachten und weinten. Ich erzählte ihnen alles über meine Familie und auch ein paar wenige Dinge aus der Zeit in den Todeslagern, über die ich ja noch mit niemandem gesprochen hatte. Sie waren entsetzt und schockiert.

Irenes Vater wiederum erzählte mir noch mehr aus seiner Kindheit in Kiewo. Er war achtzehn, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Polen war in mehrere Gebiete aufgeteilt, die von Deutschland, Russland und Österreich-Ungarn annektiert worden waren. Während des Krieges musste er in der deutschen Armee dienen und wurde verletzt, als eine Kugel seinen Fuss durchschlug. Eine teilweise Behinderung blieb danach zurück.

Nach dem Krieg konnte er keine Arbeit finden; niemand war bereit, ihn einzustellen. Da stiess er auf einen Zeitungsartikel über eine Kohlemine in Nordfrankreich, die Arbeiter suchte. Erst kurz davor hatte er Anna Nas-krent geheiratet, und sie trafen gemeinsam die Entscheidung, nach Lallaing in Frankreich zu ziehen, das nahe der belgischen Grenze lag. Dort wurden auch ihre Kinder, Walter und Irene, geboren.

Lange Zeit hatte Irenes Vater davon geträumt, Schneider zu werden, doch ihm fehlte das Geld dafür. Er nahm eine weitere Arbeit in einer Elektrofirma an. Tagsüber war er in der Kohlemine beschäftigt, und nachts in der Elektrofirma. Abends entwarf er Kleidungsstücke. Nach mehreren anstrengenden Jahren, in denen er in zwei Berufen gearbeitet hatte, hatte die Familie genug Geld gespart, um ein Schneidergeschäft zu eröffnen. Die besten Chancen dafür sahen sie in Duisburg-Hamborn, wo

Irenes Mutter geboren worden war. Also zogen sie im Jahr 1930 nach Deutschland, als Irene fünf Jahre alt war und Walter sieben.

Alles entwickelte sich gut, bis die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) an die Macht gelangte. Von Anfang an hatten Joe und Anna den Nazis misstraut, doch sie glaubten, dass diese in der Minderheit waren und dass besonnenere Köpfe die Oberhand behalten würden.

Als Walter alt genug war, schrieb er sich an der Universität von Beuten ein, die in Polen nahe der deutschen Grenze lag. Nach der Invasion Polens wurde er nach Duisburg-Hamborn zurückgeschickt. Joe und Anna waren am Boden zerstört, als sie von der Invasion erfuhren. Überraschend kam dies für sie jedoch nicht. Anna hatte noch kurz davor ihre Familie in Polen besucht. Als sie nach Hause kam, erzählte sie Joe, sie habe dort deutsche Soldaten gesehen, die sich als Zivilisten verkleidet hatten. Woher sie denn wisse, dass es Deutsche gewesen seien, fragte ihr Mann. Darauf erwiderte sie nur, das könne sie nicht so genau sagen, sie habe es einfach gemerkt.

Der Krieg war verheerend für Irene und ihre Familie. Zwei von Irenes Cousins, die als Piloten bei der polnischen Luftwaffe waren, wurden bei verschiedenen Einsätzen abgeschossen, von den Deutschen gefangen genommen und hingerichtet.

Schliesslich holte Anna ein Foto von Walter und reichte es mir. Bisher hatten sie mir noch nicht erzählt, was mit ihm geschehen war. Ich sah es ihnen jedoch an, dass es etwas Schlimmes gewesen sein musste. Anna hatte denselben Gesichtsausdruck, den ich auch schon am Tag zuvor bei ihrem Mann beobachtet hatte, als wir uns das erste Mal begegneten – eine Mischung aus Wut und Trauer.

Auf dem Bild war Walter ein gutaussehender dunkelhaariger Jugendlicher, der Irene recht ähnlich sah. Als ich das Foto genauer betrachtete, merkte ich, dass Irene plötzlich ganz still geworden war. Ihre Augen waren voller Tränen, und sie mochte das Bild ihres Bruders nicht ansehen.

Dann erzählte mir Joe eine Geschichte, die mir auf unheimliche Weise

bekannt vorkam; so bekannt, dass sich mein Magen zusammenkrampfte und meine Hände feucht wurden.

Die Familie hatte seit mehreren Jahren in lauter Wohnlage über dem Herrkommer Restaurant gelebt. 1943 veränderte ein Klopfen an der Tür ihr Leben genauso, wie es meines verändert hatte. Wie ich öffnete Walter die Tür.

Ich sah auf meine Hände und fragte mich, ob seine wohl ebenso gezittert hatten wie meine, als er nach der Türklinke griff.

Zwei Gestapo-Männer in schwarzen Uniformen standen da und fragten, ob er Walter Gusenda sei. Sie teilten ihm mit, er sei verhaftet und müsse mit nach Berlin kommen.

Ich sah alles vor meinem geistigen Auge genau vor mir. Irene war damals nicht zu Hause gewesen, und ich war dankbar, dass sie nie zwei Nazi-Soldaten im Eingang ihrer Wohnung gesehen hatte.

Joe fragte, was seinem Sohn vorgeworfen werde, und erhielt zur Antwort, Walter sei gesehen worden, wie er sich mit jemandem unterhielt, der die Regierung ausspionieren sollte. Walter wurde verhaftet und als Spion angeklagt.

Ein ganzes Jahr lang führten Joe und Anna einen unermüdlichen, quälenden Kampf, um Walter aus dem Gefängnis freizubekommen. Da Anna die einzige deutsche Staatsbürgerin in der Familie war, durfte nur sie ihren Sohn im Gefängnis besuchen. Es wurde ihr zweimal erlaubt. Eines Abends klopfte die Gestapo ein weiteres Mal an die Tür, um der Familie mitzuteilen, dass Walter zum Tode verurteilt worden war. Anna erhielt die Erlaubnis für einen letzten Besuch und eilte nach Berlin. Als sie ankam, sah sie ihren Sohn an einem Baum im Hof des Gefängnisses hängen. Er war erst einundzwanzig Jahre alt.

Später vertraute mir Irene an, dass der Tod ihres Bruders ihre Eltern fast zerbrochen hätte. Sie sagte mir, an jenem ersten Abend mit mir seien die beiden so glücklich gewesen, wie sie sie seit diesem Schicksalsschlag nicht mehr erlebt hatte.

Als ich spät am Abend ihre Wohnung verliess, war ich von Gefühlen

überwältigt. Ich musste immerzu an Irene denken und an all das, was ihre Familie durchgemacht hatte.

Und auch das Gebet, das Irenes Vater vor dem Essen gesprochen hatte, ging mir nicht mehr aus dem Sinn. Er hatte Gott für das Leben unserer verstorbenen Angehörigen gedankt und dafür, dass Gott mich am Leben erhalten hatte.

Während er sprach, öffnete ich die Augen und blickte auf meine Hände, die ich im Schoß gefaltet hatte – Hände, die mehr ertragen hatten, als ich für möglich gehalten hätte. Zum allerersten Mal ging mir auf, dass mein Überleben ein Grund zum Feiern war. Ich hatte so verzweifelt versucht, nicht mehr an alles zu denken. Doch nun erkannte ich durch Irenes Familie, dass es mehr gab, wofür ich dankbar sein konnte, als für mein pures Überleben. Ich war dankbar, dass ich die Chance auf ein neues Leben bekam.

Ich hatte keine Ahnung, wodurch und warum ich immer noch am Leben war. Ich war dem Tod so oft nur knapp entgangen. Viele kleine Dinge waren passiert, die mir das Leben gerettet hatten – wie zum Beispiel, dass der Mann, der mich damals tätowierte, sich entschied, ein auf dem Kopf stehendes «V» auf meinem Arm anzubringen anstelle eines Dreiecks. Selbst meine Verschleppung aus dem Ghetto hatte auf verschlungenen Wegen dafür gesorgt, dass ich am Leben blieb, während fast alle anderen aus dem Ghetto umkamen.

Dass ich Leichen transportieren und in der Kohlemine arbeiten musste, hatte zur Folge gehabt, dass ich etwas mehr zu essen bekam. Die Schlammgrube zu entdecken, nachdem ich fast zu Tode gepeitscht worden war; in der Kohlemine krank zu werden und dem Arzt zu begegnen, der mir das Leben retten würde, indem er dafür sorgte, dass ich nicht mehr in die Mine zurück musste – all diese Dinge und vieles mehr retteten mir das Leben. So viele Kleinigkeiten, eine nach der anderen, mussten zusammenkommen, und das fast jeden Tag nach meiner Gefangennahme, damit ich überlebte.

War das alles nur reines Glück, oder waren hier Wunder am Werk? Und wenn es Wunder waren, warum geschahen sie dann nur für mich und

nicht für die anderen? Ich hatte es doch nicht mehr verdient zu leben als sie. Auf diese Fragen hatte ich keine Antworten.

Grossvater pflegte zu sagen: «Wir können Gottes Wege nicht voll und ganz verstehen, aber was auch immer geschieht, alles liegt in seinen Händen.» Als Irenes Vater an jenem Abend das Tischgebet sprach, erinnerte sein Gebet mich an die Gebete meines Grossvaters. Zum ersten Mal wurde mir klar, dass der Krieg wahrhaftig vorüber war, in jeder Hinsicht.

Und so begann meine Reise zurück ins Leben und mein Werben um Irene. Es sollte sich noch herausstellen, dass sie sehr lustig sein konnte und viel Freude am Tanzen hatte.⁸³

55. | Von der Verzweiflung zur Liebe

«Er sagte mir, ich sei so lange gefangen gewesen,
nun solle ich doch das Leben geniessen.»

– *Joe Rubinstein* –

Du kannst doch jetzt nicht heiraten! Endlich bist du aus dem Lager freigekommen. Du solltest lieber das Leben noch ein bisschen länger geniessen ... mit mir ... und Spass haben!»

Sig lachte über seine eigenen Worte. Und da er bei mir offensichtlich nichts erreichen konnte, entschied er sich für eine andere Taktik. «Was soll ich jetzt freitagabends machen? Und ausserdem sind doch alle Mädchen verrückt nach dir!»

«Ich meine es ernst, Sig. Ich brauche deinen Rat. Ich bin Jude. Und sie ist Katholikin. Was ist, wenn ...»

«Joe.» Siegfried hatte sein Bier abgestellt und sah mir direkt in die Augen. «Wenn ihr euch liebt, dann spielt das keine Rolle. Das bekommt ihr schon hin.» Siegfried hatte Walter vor dem Krieg gekannt, aber Irene hatte er nie kennen gelernt. Obwohl er nun spasseshalber gegen unsere Pläne protestierte, hatte er sich doch von Anfang an für uns gefreut.

Zwei Jahre zuvor, kurz nach dem Abend, an dem ich ihre Familie das erste Mal besucht hatte, gingen Irene und ich gemeinsam zum Tanzclub – ihre Nachbarin als Anstands dame im Schlepptau. Bei dieser ersten Verabredung trug Irene ein hellblaues Kleid mit einem weit schwingenden Rock und einer dunklen Satinschleife auf dem Rücken.

Sie hatte dazu passende Schuhe an mit hohen Absätzen und schmalen Riemen um die Ferse.

Siegfried und seine Begleiterin trafen sich mit uns im Club. Als die beiden Damen zur Toilette gingen, beugte sich Siegfried zu mir und fragte

mich strahlend: «Joe, im Ernst, wie machst du das bloss? Sie ist schön. Sie kann tanzen, und ihre Beine ... nun ja, die sind einfach unbeschreiblich!»

Ich nahm einen Schluck Bier und konnte das Lächeln, das sich über mein ganzes Gesicht ausbreitete, kaum unterdrücken. «Ich weiss», antwortete ich, «und ich sage dir jetzt was: Ich werde diese Frau heiraten!»

Und das tat ich auch. Mit dem Segen ihrer Eltern wurden Irene und ich am 27. September 1947 in Duisburg-Hamborn getraut, und Siegfried war unser Trauzeuge. Da keiner von uns beiden die Religion des anderen annehmen wollte, konnten wir nicht in einer Synagoge oder in einer katholischen Kirche heiraten. Das war zwar nicht die Hochzeit, von der wir beide immer geträumt hatten, als wir jung waren, aber der Krieg hatte vieles verändert.

Der Priester der katholischen Gemeinde hatte zu Irene gesagt, sie werde aus der Kirche ausgeschlossen, weil sie einen Juden heiratete. Das brach ihr fast das Herz. Aber Irenes Eltern liessen sich nicht abhalten, uns zum Standesamt zu begleiten, wo sie den Eingang mit herrlichen weissen Blumen schmückten. Siegfrieds Mutter war ebenfalls dabei und auch einige Angehörige von Irenes Familie sowie Freunde. Irene sah wunderschön aus in ihrem goldfarbenen Kleid mit dem lang herabwallenden Rock, der bis zum Boden reichte.

Kurz vor der Trauung stand ich im Waschraum vor dem Spiegel in meinem schwarzen Nadelstreifenanzug, den Irenes Vater selbst für mich geschneidert hatte. Nur wenig erinnerte noch an den blassen, dünnen Mann, der zwei Jahre zuvor Theresienstadt den Rücken gekehrt hatte. Auch der schreckliche Husten und die Müdigkeit, die mich seit meiner Inhaftierung geplagt hatten, gehörten dank Irenes Vater endlich der Vergangenheit an. Kurz nach unserem ersten gemeinsamen Abendessen bei ihnen zu Hause hatte er dafür gesorgt, dass ich von einem Facharzt behandelt wurde, der feststellte, dass ich unter Tuberkulose litt.

Wie ist es nur möglich, dass ich bis heute überlebt habe? So oft schon

wäre ich beinahe gestorben. So oft schon hätte ich ... Ich blinzelte und kämpfte gegen die Tränen an, die mir in den Augen brannten.

Ich versuchte, diese Gedanken zurückzudrängen. Stattdessen erhob ich meinen Blick zu Gott und sprach ein Dankgebet für mein Leben. Ich betete für meine Mutter und fragte mich, was sie wohl gedacht hätte, wenn sie mich so sehen könnte. Sie wäre zwar nicht glücklich darüber gewesen, dass ich eine Frau heiratete, die keine Jüdin war, aber wenn sie Irene kennen gelernt hätte, hätte sie sie ganz bestimmt gern gehabt und sich gefreut, dass ich die Liebe meines Lebens gefunden hatte.

Ich sah mein Spiegelbild an und erkannte, dass der Kummer sich tief in meinen Blick hineingegraben hatte, ein Kummer, den ich nie hatte wegtanzen können. Ich beugte mich nach vorne und schaute meine Augen genauer an, die viel zu viel hatten sehen müssen. Ich konnte nicht erkennen, wo genau sich dort meine Traurigkeit verbarg, doch sie blickte mir immer wieder entgegen, sobald ich mich ein Stück entfernte. Ich lächelte mein Spiegelbild an und hoffte, dass Irene nur mein Glück sehen würde, wenn sie mich anschaute.

Als ich hinausgehen wollte, durchzuckte mich einen kurzen Moment lang die Hoffnung, ich könnte meinen Zwillingsbruder Chaim als meinen Trauzeugen erblicken, wenn ich durch die Tür trat. Mein kleiner Bruder Abe würde mich fest umarmen und mir gratulieren, und mein grosser Bruder Anszel würde mir auf die Schulter klopfen und mir sagen, dass ich ein guter Ehemann werden würde – jetzt, da ich meine Faulheit überwunden hatte.

Mutter, Anzeis Frau Marscha und meine Schwestern Laja wären auch da, und Freudentränen würden in ihren Augen glitzern. Ich schloss die Augen und drängte diese Gedanken zurück. Ich wollte keinen enttäuschten Gesichtsausdruck haben, wenn ich meine Braut begrüßte.

Als Irene und ich unser Eheversprechen ablegten, wussten wir beide, dass wir eine Entscheidung zu treffen hatten. Wir konnten von nun an

entweder in dem Kummer, der Wut und der Verzweiflung der Vergangenheit leben, oder wir konnten mit Freude vorwärtsgehen.

Wir entschieden uns für die Freude.

Nach der Trauung begaben wir uns alle zum Restaurant Rinehoff, wo wir assen, feierten und tanzten.

Unsere Verbindung war für uns beide ein neuer Anfang – der Wiederaufbau unserer Familie aus der Asche unseres Lebens.

Unser Hochzeitstag war ein schöner Herbsttag, so wie meine Mutter ihn geliebt hätte. Ich spürte ihre Gegenwart und die meiner Brüder und meiner Schwester überall. Irene sagte mir später, dass sie auch Walter gespürt hätte. Ich wusste, dass Gott bei uns war, als wir dort standen und uns an den Händen hielten, denn nur er konnte ein so ungewöhnliches Paar wie uns zusammengeführt haben – eine deutsche Katholikin und einen polnischen Juden, die ihre beiden Leben in Liebe und Gnade miteinander verbanden, dort, in dem stillen Raum zwischen der Nacht und einer neuen Morgendämmerung.^{84, 85}

56. | Touché!

«Ich wusste gleich, wer er war.»

– *Joe Rubinstein* –

Ich wusste gleich, wer der Verkäufer war, oder besser gesagt, «was» er war. Ich erkannte es in dem Moment, als er auf mich zuing. Ich sah es an seinem Gang, an der Art, wie er seine Lippen schürzte, und an dem offenkundigen Gefühl der Überlegenheit, das in seinem Blick lag. Seine Schultern hielt er gerade, aber, so vermutete ich, nicht mehr ganz so gerade wie früher.

Ich wünschte, Herman Finkelstein wäre bei mir gewesen und hätte diesen arroganten Fremden gesehen. Es hätte Herman sicherlich gefallen mitzuerleben, wohin sein grosszügiges Geschenk mich geführt hatte. Er hätte es nie für möglich gehalten.

Vor ein paar Monaten hatte Herman uns in Duisburg-Hamborn besucht, um Irene kennenzulernen. Wir waren erst seit zwei Monaten verheiratet, und mir war es sehr wichtig, dass die beiden sich einmal trafen. Ich erkannte Herman kaum wieder. Er war nicht mehr der dünne, geschwächte Häftling, der mir geholfen hatte, das Konzentrationslager zu verlassen. Er hatte wieder zugenommen und sah in seinem Anzug und seinem teuren Pelzmantel richtig elegant aus.

Nun strahlte er uns an und konnte es kaum erwarten zu erzählen, dass er sein Versprechen, in Frankfurt eine Textilfabrik zu gründen, wahr gemacht hatte. Inzwischen hatte er sich sogar schon ein gewisses Vermögen erworben. Darum lauteten seine ersten Worte, nachdem er uns herzlich umarmt hatte: «Warum hast du damals nicht auf mich gehört? Du könntest jetzt ein wohlhabender Mann sein!»

Das stimmte. Wenn ich mit ihm gegangen wäre, hätte ich nun zwar

viel Geld gehabt, aber ich hätte meine Frau nicht kennen gelernt. Also bereute ich meine Entscheidung nicht. Wir hatten zwar nicht viel Geld, aber dafür war ich durch Irene in meinem Leben überreich beschenkt.

Irene hatte bei ihrer Mutter Kochen gelernt. Nun assen wir gemeinsam einen ausgezeichneten Lammbraten, und Herman versuchte uns zu überreden, nach Frankfurt zu ziehen und bei ihm zu arbeiten. Ich antwortete ihm, wir seien noch nicht bereit, Irenes Eltern hier zurückzulassen.

Wie damals kurz nach dem Krieg wollte er mich unbedingt dazu bringen, meine Meinung zu ändern. Als er merkte, dass er damit keinen Erfolg hatte, drückte er mir ein Bündel Geldscheine in die Hand und bestand trotz all meiner Proteste darauf, dass ich es behielt. Er sagte, er habe gehört, dass es eine grosse Nachfrage nach Damenstrümpfen gebe und dass diese seit dem Krieg knapp geworden waren. Er nannte mir eine Kleidungsfabrik in Frankfurt und riet mir, dorthin zu gehen und mit dem Geld, das er mir gegeben hatte, Strümpfe zu erwerben. Diese sollte ich dann in Duisburg-Hamborn verkaufen.

Ich befolgte seinen Rat. In Hut und Anzug ging ich von Haus zu Haus, eine Tasche mit meinen Waren in der Hand, und klopfte an die Türen fremder Leute.

Hermans Instinkt erwies sich als goldrichtig: Die Nachfrage nach Strümpfen war enorm. Bald erkannte ich, dass ich ein Auto haben musste, um meine Waren effektiver verkaufen zu können. Ich selbst hatte jedoch keinen Führerschein. Als ich eine Annonce für ein Auto las, heuerte ich daher einen Chauffeur an und nahm ihn mit, um den Wagen zu besichtigen.

Es war eines der schönsten Fahrzeuge, die ich je gesehen hatte; es erinnerte mich an Herrn Kiekleskis Opel damals in Radom. Ich konnte es selbst kaum fassen, dass ich tatsächlich genug Geld verdient hatte, um es mir leisten zu können. Die Ironie des Ganzen bestand jedoch darin, dass ich, als ich den Besitzer erblickte, sofort wusste, warum der Wagen so

günstig war. In seiner Branche waren die Zeiten nämlich schwierig geworden, um es gelinde auszudrücken. Viele mit seinem Beruf waren entweder geflohen oder sassen im Gefängnis. Ich fragte mich, ob er den Wagen verkaufen musste, weil er das Land verlassen wollte.

Als ich in meinem neuen Auto davonfuhr, grinste ich vor mich hin und dachte daran, was der Verkäufer für ein Gesicht gemacht hatte, als er meinen Namen auf dem Kaufvertrag las. Er hatte mich kurz angeschaut und erkannte wahrscheinlich in diesem Moment, dass er sein kostbares Gefährt einem Juden überlassen hatte.

Als der Wagen losfuhr, fiel mir Max wieder ein, wie er damals die Ente abgeleckt hatte. Ich fing an zu lachen und konnte gar nicht wieder aufhören. Obwohl Hitler sich so viel Mühe gegeben hatte, uns zu vernichten, war es ihm nicht gelungen. Wenn er doch nur lange genug gelebt hätte, um zu sehen, wie ein polnischer Jude in einem Auto davonfuhr, das er gerade einem seiner früheren Generäle abgekauft hatte – ein schwarzer Mercedes, der in der Sonne glänzte!⁸⁶

57. | Überall – nur nicht in Deutschland

«Die deutsche Regierung bot uns Geld an,
wenn wir dablieben.»

– *Joe Rubinstein* –

Überall, nur nicht in Deutschland», war Irenes und meine Entschei-

dung, als der Arzt bestätigte, dass sie schwanger war. Wir wollten in Deutschland kein Kind grossziehen. So glücklich wir darüber waren, ein Baby zu bekommen, so vorsichtig waren wir auch. Wir hatten nur wenig Kapital. Aber wir wussten, dass wir uns dadurch nicht davon abhalten lassen durften zu gehen. Fehlendes Geld war für meine Mutter ein Hindernis gewesen, sodass sie Polen vor dem Krieg nicht verlassen hatte. Geld hin oder her, ich würde einen Weg finden, um meine Familie zu beschützen. Was auch immer ich dafür tun musste.

Obwohl alle versuchten, uns vom Gegenteil zu überzeugen, wussten wir, dass es wieder passieren konnte. Die Geschichte – so viel hatten wir gelernt – neigt dazu, sich zu wiederholen. Die Saat des Judenhasses war tief in den Boden Europas hineingepflanzt, und Saatkörner haben die Eigenschaft, lange unter der Erde zu schlafen und unentdeckt zu bleiben, bis sie eines Tages zum Leben erwachen und ihre Wurzeln ausbreiten. Manchmal dauert es tausend Jahre, bis die Geschichte sich wiederholt, manchmal nur eine kurze Zeit. Wir jedenfalls wollten es nicht darauf ankommen lassen.

Ich hatte mir geschworen, mein Leben nicht in Furcht zu verbringen. Andererseits wollten wir aber auch nicht leichtfertig handeln. Mein Leben war verschont worden. Das von Irene auch. Nun lag es an uns, einen Ort zu finden, wo unsere Familie neu anfangen konnte. Wir waren uns einig, dass unser Kind auf keinen Fall in Deutschland aufwachsen würde.

Die Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen

bot uns an, nach Australien auszuwandern, aber Irene und ich wollten lieber nach Amerika.

Siegfried hatte beschlossen, nach Norwegen zurückzukehren. Er fragte uns, ob wir nicht mitkommen wollten, doch wir hatten vor abzuwarten, bis über unseren Einreiseantrag für die USA entschieden worden war. Das allerdings liess lange auf sich warten.

Ich verkaufte weiterhin Strümpfe, wollte aber unbedingt auch Schuhe herstellen. Irenes Vater kannte jemanden in Düsseldorf, der Leder verkaufte, und er überliess mir einen Bereich seines Büros zu Hause, um dort Schuhe und Stiefel zu entwerfen und anzufertigen. In seiner Freizeit half er mir beim Nähen. Bald schon hatten wir so viele Bestellungen, dass wir sie gar nicht alle ausführen konnten. Ich merkte, dass ich mit der Herstellung von Schuhen in Deutschland gut hätte leben können.

Das Jahr 1949 war ein Jahr der Wunder. Im Mai wurde unser Sohn geboren. Wir gaben ihm den Namen «Chaim-Moni», im Gedenken an meinen Zwilling Bruder und meinen Grossvater Mendel. Sein Spitzname lautete «Mannie». Als ich ihn das erste Mal im Arm hielt und ihm in die Augen schaute, konnte ich ihn durch den Schleier meiner Tränen hindurch kaum erkennen. Ich war voller Ehrfurcht und Staunen, dass dieses kleine Kind mein Sohn war.

Irene und ich weinten und sprachen viele Dankgebete, dass wir den Krieg überstanden hatten und nun diesen Augenblick erleben durften. Ich hätte alles darum gegeben, wenn meine Mutter und meine Geschwister unseren Sohn hätten sehen können. Sie hätten ihn geliebt und er sie.

Im Jahr 1949 erhielten wir auch endlich die Nachricht, dass unsere Einreise in die USA genehmigt wurde. Das machte unsere Freude vollkommen. Es würde zwar noch mehrere Monate dauern, bis wir abreisen durften, doch wir liessen uns dadurch nicht entmutigen. Wir hatten ja jetzt ein Ziel – das Land unserer Träume. Als die deutsche Regierung von unserer bevorstehenden Auswanderung erfuhr, bot man uns Geld an, wenn wir bleiben würden. Doch nichts auf der Welt hätte uns noch dazu bringen können, unsere Meinung zu ändern.⁸⁷

58. | Wechselnde Gezeiten

«Ich konnte nicht glauben, dass er hier war.

Ich sagte zu ihm: ‚Sie haben mir das Leben gerettet.›»

– *Joe Rubinstein* –

Geblendet vom hellen Lichtspiel der Sonne auf den Wellen des Ozeans, schaute ich auf. Ich blinzelte – und da stand er. Ein Mann aus einer anderen Zeit und einem anderen Ort, ein Mann, der mir das Leben gerettet hatte.

Es gibt Zufälle im Leben, die so unwahrscheinlich sind, dass man sie kaum glauben kann. Und ein solcher ereignete sich auf dem Schiff, das Irene, unseren Sohn und mich in die Freiheit bringen sollte.

Drei Monate zuvor hatten wir tränenreich von Irenes Eltern Abschied genommen und ihnen versprochen, sie nachzuholen, sobald wir in Amerika Fuss gefasst hatten. Daraufhin reisten Irene und ich nach Wentorf in der Nähe von Hamburg, wo wir zusammen mit vielen anderen heimatlos Gewordenen, sogenannten «Displaced Persons», auf unsere Ausreise warteten.

Obwohl wir dort längere Zeit bleiben mussten, konnte nichts unsere Vorfreude dämpfen, nicht einmal die Tatsache, dass wir uns eine winzige Wohnung mit einem anderen jungen Ehepaar teilen mussten. Die einzige Möglichkeit, wie wir unsere Schlafquartiere voneinander trennen konnten, war ein dünnes Betttuch, das wir lose zwischen uns aufgehängt hatten.

Endlich kam der Tag unserer Abreise, ein schöner Herbstmorgen. Es war noch ungewöhnlich warm für diese Jahreszeit, als wir sechszwanzig Passagiere ein Schiff bestiegen. Ich hatte Mannie auf dem Arm und Irene an meiner Seite, und so standen wir an der Reling der «USAT General R.M. Blatchford», eines amerikanischen Marineschiffes, das noch

bis vor Kurzem Soldaten statt Zivilisten befördert hatte. Als die Schiffs-sirene laut in meinen Ohren dröhnte, wurde mir fast schwindelig vor Freude darüber, dass wir bald in Amerika leben würden.

Nach mehreren Tagen in Bremerhaven, wo unsere Unterlagen bearbeitet wurden und weitere Passagiere an Bord kamen, sahen wir nun schweigend zu, wie Deutschland immer kleiner wurde und schliesslich am Horizont verschwand.

Wie widersprüchlich dieses Land doch war. Ein Land von immenser Schönheit, das einige der brilliantesten Denker der Welt hervorgebracht hatte. *Was war mit seinem Volk geschehen? Wie konnten so viele von ihnen ihre Menschlichkeit verlieren? War es Hitler irgendwie gelungen, fast die gesamte Bevölkerung zu hypnotisieren, sodass sie Gottes Gebot missachteten – einander zu lieben? Wird der Mensch niemals dazulernen?*

Mein Grossvater erklärte mir einmal, es gebe in jedem Menschen zwei einander entgegengesetzte Neigungen, eine zum Guten und eine zum Bösen, und Gott habe jedem von uns eines der grössten Geschenke gegeben, die man sich vorstellen kann – die Freiheit, uns zu entscheiden.

Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich voller Zorn war gegenüber Gott, weil er anscheinend so gleichgültig war und die Nazis nicht früher aufhielt. Doch nun, als Deutschland allmählich aus meiner Sicht verschwand, klärte sich auch etwas in meinen Gedanken, und es kehrte ein Friede bei mir ein, wie ich ihn schon lange nicht mehr gespürt hatte. Ich bekam förmlich eine Gänsehaut, und das nicht, weil es kalt gewesen wäre. Ich begann zu begreifen, was mein Grossvater mir eigentlich hatte sagen wollen.

Wie konnte ich Gott für sein Geschenk der Freiheit Vorwürfe machen? Ich hatte doch immer geglaubt, dass unser Schicksal in Gottes Hand liegt und dass alles so kommt, wie es kommen muss. Nun verstand ich, dass dies ganz besonders dann galt, wenn er uns die Freiheit und die Macht gab, uns zu entscheiden.

Der Preis für die Entscheidung der Nazis war der Tod meiner Familie und Millionen anderer Menschen – der Tod des Guten in so vielen Bereichen der Welt. Es hatte Zeiten gegeben, in denen ich zuließ, dass sich schreckliche Gedanken in meinem Kopf einschlichen und mir einredeten, Gott liebe meine Familie nicht so sehr, dass er sie retten wollte.

Doch Grossvater hatte recht, nicht wahr? Weil Gott uns liebt, lässt er sogar zu, dass Böses geschieht, denn ohne Freiheit gibt es kein Leben. Hatte ich das nicht in den Lagern gelernt? Waren meine Gebete dann überhaupt von Bedeutung?

Plötzlich stand mir die Antwort auf diese Frage ganz klar vor Augen. Mit jeder Faser meines Wesens wusste ich, dass Gott meine Gebete gehört hatte. Jedes einzelne. Und jedes Gebet von uns allen. Die Gebete meiner Geschwister; die Gebete derer, die in den Ghettos und Lagern verhungert waren; die Gebete der Männer, Frauen und Kinder, die man in einen Viehwaggon hineingepfercht hatte; die Gebete des Grossvaters, der in der Gaskammer erstickte; die des jungen Mannes, der eine eiskalte Nacht auf einem offenen Lastwagen verbringen musste und nur seinen Pyjama anhatte; die Gebete meiner Mutter, die starb, immer noch auf ihren Sohn wartend, der nie wieder zurückkommen würde. Obwohl keiner von uns vor den Folgen der bösen Entscheidungen anderer verschont geblieben war, waren wir nie allein gewesen.

Hatte Gott es Hitler und den Nazis erlaubt, so lange zu überleben, als Lektion für die Welt? Damit die Welt im grössten und schrecklichsten Massstab Zeuge dessen werden konnte, was geschieht, wenn eine ganze Gesellschaft sich für das Böse entscheidet? Damit wir ein für alle Mal sehen konnten, dass das Böse im Grunde immer nur das Eine hervorbringt: nämlich den Tod? Und dass das Böse und der Tod nur durch Gott und seine Liebe überwunden werden können?

Ich wusste keine Antwort auf diese Fragen, aber als ich auf das kleine Kind in meinen Armen blickte, dachte ich über all das nach.

Die Nazis waren das Extrem – aber was ist mit unseren kleinen, alltäglichen Entscheidungen? Gott hat uns deutlich gemacht, dass wir uns an

ihn wenden sollen, wenn wir Richtig und Falsch voneinander unterscheiden müssen. Er gibt uns die Antworten, manchmal durch unser Gewissen. Waren die Nazis deshalb so lange erfolgreich, weil sie gelernt hatten, mehr als nur Menschen zu töten; weil sie gelernt hatten, den Weckruf ihres Gewissens zu überhören, das doch in jeden von uns hineingewoben ist?

Manche hatten einfach ihre Gefühle ignoriert, und andere hatten ihre Schuld gerechtfertigt, indem sie ihr einen anderen Namen gaben – den Hass auf die Juden. Doch das Ergebnis war dasselbe: Die Nazis hatten die Kunst der eigenen Gewissenstötung, der eigenen Moralzerstörung, bis zur Perfektion gebracht. Unwillkürlich fing ich an, für die Menschen in Deutschland zu beten: Nie wieder. Nie wieder.

Ein paar Tage später standen Irene und ich an der Reling und hielten Ausschau nach Walen. Seit Beginn unserer Seereise hatten wir mehrere dieser gewaltigen Kreaturen entdeckt, und wir wollten unbedingt noch mehr von ihnen sehen.

Die Frauen und Kinder waren an Bord getrennt von den Männern untergebracht. Irene berichtete mir, was am Abend zuvor passiert war, nachdem sie Mannie zu Bett gebracht hatte. Darüber musste sie so sehr lachen, dass es eine Weile dauerte, bis sie mir die ganze Geschichte erzählt hatte.

Hohe Wellen hatten das Schiff schon den ganzen Abend über hin und hergeworfen, und uns allen war davon noch immer ein wenig schlecht. Als das Schiff von einer besonders grossen Welle erfasst wurde, neigte sich Mannies Kinderbett so stark, dass er, fest eingepackt in seine Decke, herausplumpste und über den Boden kullerte.

Am nächsten Tag ging ich über das Schiffsdeck und suchte Irene. Immer noch musste ich kichern, wenn ich daran dachte, wie Mannie aus seinem Bettchen hinausgeschaukelt worden war. Als ich aufsah, erblickte ich plötzlich ein bekanntes Gesicht. Wir entdeckten einander fast im selben Moment. Ich riss erstaunt die Augen auf. Er brauchte ein bisschen länger, bis er mich erkannte; denn ich war nicht mehr der kahl geschorene, dünne

Häftling, den er damals im Hospital des Bergarbeiterlagers kennen gelernt hatte.

Dr. Stephen Bozchski und ich hatten nicht damit gerechnet, dass wir uns jemals wiedersehen würden. Und hier standen wir nun an Deck des Schiffes, beide aus einem Leben fliehend, das weit zurückzuliegen schien. Wir waren so überrascht, dass wir vollkommen sprachlos waren. Als wir schliesslich unsere Worte wiederfanden, bekamen wir sie gar nicht schnell genug heraus.

Wie ist das möglich ... nach der langen Zeit... ausgerechnet auf diesem Schiff... dass wir einander hier wiederfinden ... jetzt... beide auf dem Weg in die Freiheit? Es war einfach unfassbar.

Der Doktor erzählte mir, er sei völlig niedergeschlagen gewesen, als er ins Hospital kam und erfuhr, dass sie mich mitgenommen hatten. Er stellte Nachforschungen an, was mit mir passiert war, doch ohne Erfolg. Also fürchtete er – und musste wohl fest davon ausgehen –, dass ich den Krieg nicht überlebt hatte. Ich sagte ihm, dass ich nicht mehr leben würde, wenn er nicht gewesen wäre, und wir wussten beide, dass das stimmte.

Es war ein wunderbares Wiedersehen. Endlich konnte ich ihm danken, was ich schon so lange hatte tun wollen. Eine Stunde später war ich so stolz wie nie zuvor, als ich dem Mann, der mir das Leben gerettet hatte, meine Frau vorstellen konnte. Ich fragte ihn, auf ein weiteres Wunder hoffend, ob er etwas über Pierre wisse, der damals mit mir im Bergarbeiterlager gewesen war. Doch der Doktor hatte nie von ihm gehört und wusste nicht, was aus meinem Freund geworden war.

Während wir unsere Reise fortsetzten, standen der Arzt und ich dort auf dem Deck und beobachteten die Wellen, die sich in der Ferne auftürmten. Wir sprachen über die Zeit im Hospital und darüber, wie es gewesen war, unter der Nazi-Herrschaft zu arbeiten. *War dies alles wirklich passiert?* Es fühlte sich an, als sei es an einem weit entfernten Ort in einer weit zurückliegenden Zeit geschehen, eine surreale Erinnerung, die immer in kleinen Stücken und Teilen zurückkam, ein Albtraum, der stets am Rand meines Gedächtnisses brodelte.^{88, 89}

59. | Heraus aus der Dunkelheit

«Ich konnte es nicht glauben, dass ich überlebt hatte
und nun auf amerikanischem Boden stand.»

– *Joe Rubinstein* –

Wir knieten nieder und pressten unsere Lippen auf den Boden der Freiheit. Dieser Kuss war das Erste, was Irene und ich taten, nachdem wir das Schiff verlassen hatten. Beide konnten wir es kaum fassen, dass wir uns nun tatsächlich auf amerikanischem Boden befanden. Wir waren ausser uns vor Freude.

An unserem ersten Abend in Amerika organisierte Irene einen Babysitter, eine Freundin, die sie auf dem Schiff kennen gelernt hatte. Dann gingen wir von unserem Hotel in der 27th Street zur 42nd Street, um den Times Square zu besichtigen. Noch etwas wackelig auf den Beinen von der langen Überfahrt, konnten wir kaum all das aufnehmen, was wir vor uns sahen. Im Gehen dachte ich an all das zurück, was seit dem Tag passiert war, an dem die Nazis in mein Leben eingebrochen waren.

Wie ist es nur möglich, dass ich jetzt hier in New York bin, mit meiner Frau und meinem Sohn? Als ich die Gesichter der Fremden betrachtete, die in den überfüllten Strassen an uns vorübergingen, hatte ich den Eindruck, dass sie sich eigentlich nicht von den Gesichtern unterschieden, die ich aus meiner Jugend, damals in einer weit entfernten Stadt namens Radom, kannte.

Radom – ein so schöner Ort, der durch Hass und Bosheit zerstört wurde.

Als wir so Hand in Hand miteinander gingen, fing ich unwillkürlich für all die Menschen um mich herum zu beten an – dass sie niemals ein solches Unheil treffen würde.

Am Times Square angekommen, staunten Irene und ich mit grossen Augen über die Wolkenkratzer, die sich rund um uns erhoben. Erst flüsterten wir, dann lachten wir:

«Wir sind frei. Wir sind frei!»

Bald schon wurden Jubelschreie daraus. Es war uns ganz egal, wie wir aussahen oder wie wir uns anhörten; es kümmerte uns auch nicht, dass uns die Tränen übers Gesicht liefen. Kurz darauf mündeten unsere Jubelrufe in einen Tanz.⁹⁰

60. | Wenn es nur ein einziges Foto gäbe

«Sie holten mich von zu Hause weg.

Ich sah meine Familie nie wieder.»

– *Joe Rubinstein* –

In jeder Wohnung, die ich betrete, hängen sie an den Wänden oder am Kühlschrank, oder sie stehen auf den Regalen.

Meine Enkelkinder schicken sie mit dem Handy oder dem Computer hin und her. Mein Sohn und seine Frau besitzen ganze Alben voll. Was an den Wänden oder in den Alben keinen Platz mehr findet, das wird in Schachteln aufbewahrt. Überall besitzen Menschen sie: Tausende und Abertausende von Fotos, auf denen die Zeit stillsteht, Erinnerungen an geliebte Menschen, an gemeinsam verbrachte Momente, an ihre Kinder, an Mütter und Väter, Grosseltern und Geschwister. Fast jeder Tag ihres Lebens wurde dokumentiert, und sie sind dankbar dafür. Sie besitzen so viele Bilder, dass sie sie selten ganz genau anschauen, bevor sie sie für die künftige Betrachtung abheften.

Auch wir haben welche, von Irene, ihren Eltern und ihrem Bruder, von unserem Sohn und unseren drei Enkelkindern. Es sind kostbare Abbildungen des Lebens, das wir gemeinsam aufgebaut haben.

Das Foto jedoch, an das ich am häufigsten denke – und für das ich fast alles hergeben würde –, ist eines, das es nie gegeben hat. Es ist ein Familienfoto aus meiner Kindheit, das ich so gern heute meinem Sohn und den Enkeln zeigen würde. Ich stelle mir oft vor, wie es wohl aussehen würde, wenn es ein solches Foto gegeben hätte.

Seine Ecken wären wahrscheinlich abgenutzt, weil ich es so oft in die Hand genommen und betrachtet hätte, weil ich mir jedes Detail und die Atmosphäre jenes Augenblickes eingepägt hätte, versucht hätte, meine

Familie festzuhalten, so wie sie damals war, in jener Zeit, als wir noch nicht ahnten, was kommen würde; als unsere grösste Sorge darin bestand, uns entscheiden zu müssen, ob wir nach dem Essen lieber Fussball oder Verstecken spielen wollten.

Ich stelle mir dieses Foto meiner Familie so vor: Wir stehen vor unserem kleinen Haus, und das Kleid meiner Mutter flattert im Wind. Der gut aussehende Ansel lächelt mit gepflegten weissen Zähnen in die Kamera und strahlt den Charme eines Hollywood-Stars aus. Chaim, der mir so ähnlich ist, lächelt ebenfalls, doch bei genauerer Betrachtung haben seine Augen einen ernsteren Blick als meine. Abe pikst Laja mit dem Finger in die Schulter, weil er wissen will, ob sie gleich ein wütendes Gesicht macht. Lajas Augen sind rot vom Weinen.

Wenn ich an das Foto denke, das nie existiert hat, dann möchte ich so gern noch einmal spüren, wie es damals in unserer Familie war – die Liebe zueinander, das Lachen, die Unschuld. Manchmal werde ich auch wütend, wenn ich mir dieses Foto vorstelle – ich spüre eine tiefe Frustration, die man mit Worten nicht beschreiben kann. Ich möchte mein jüngeres Ich anschreien, mich selbst warnen und alle anderen auch, damit wir ins Haus zurücklaufen, alles schnappen, was wir tragen können, und Polen verlassen, selbst wenn es zu Fuss wäre.

Auf diesem nicht vorhandenen Foto blicke ich zur Seite, ein wenig über Chaims Schulter hinweg. *Warum kann ich nicht sehen, was auf uns zukommt? Warum höre ich nicht auf die Schreie, die bereits jetzt in meinem Kopf gellen? Was stimmt denn nicht mit dem Jungen, der ich einst war? Hör mir doch zu! Leg dein Lächeln ab. Geh fort. Geh fort. Geh fort!*

Herr Nagel versuchte uns zu warnen, doch ich war einfach zu unbedürftlich. Wenn ich es doch nur gewusst hätte! Wenn ich gewusst hätte, dass ich an dem Tag, als ich unser Haus verlassen musste, die Tür zu einem Bereich meines Lebens schliessen würde. Eine Tür, die nie wieder geöffnet werden konnte.

Und jetzt ist alles weg: meine Kindheit, meine Unschuld, meine Fami-

lie auf dem Foto, das es nie gab. Meine Hände sind leer, denn es gibt kein solches Foto, das ich anschauen könnte. Alles, was bleibt, sind Erinnerungen – Erinnerungen, deren Einzelteile von meinem vierundneunzig Jahre alten Kopf zusammengewürfelt werden. Manche dieser Erinnerungen sind nur Fragmente, und manche sind vollständig; andere sind einfach weg, sie treiben sich am Rand meines Bewusstseins herum, ärgern mich und lassen mich wissen, dass sie da sind, sich aber nicht herbeirufen lassen.

Es gibt viele Dinge, an die ich mich so gern vollständig erinnern würde, und viele, die ich am liebsten ganz vergessen würde. Mein Gedächtnis ist ein Rätsel. Denn das, was ich am liebsten vergessen würde, kann ich nicht vergessen, und das, woran ich mich so gern erinnern würde, fällt mir nicht mehr ein. Wie zum Beispiel das Gesicht meiner Mutter – ich kann es nicht fassen, dass es mir nicht gelingt, mich ganz genau daran zu erinnern. Jahrelang habe ich versucht, es mir ins Gedächtnis zurückzurufen, und doch kann ich es nicht deutlich vor mir sehen.

Sie war schön, das weiss ich, sehr schön sogar. Ihr seidiges, langes Haar war tiefschwarz, und sie hatte sanfte, dunkelbraune Augen.

Doch die Bilder von ihr, die vor meinem inneren Auge auftauchen, haben mehr mit der Wärme zu tun, die sie ausstrahlte, als mit ihrem tatsächlichen Aussehen: wie sie in unserem Ofen Brot backt, Kartoffelpuffer auf dem Herd brät, wie sie mich mit einer warmen Umarmung umfängt.

Was würde ich darum geben, wenn ich nur ein einziges Bild von ihr hätte, von irgendeinem von ihnen, von meiner Familie.⁹¹

61. | Träume und Albträume

«Ich habe immer noch Albträume,
dass ich wieder dort bin.»
– *Joe Rubinstein* –

Manchmal werde ich auch heute noch nachts wach, reisse die Augen auf und schaue mich im Dunkeln um. Dann schlägt mein Herz so schnell, dass ich spüre, wie es in meiner Brust pulsiert. Ich weiss nicht, ob ich wache oder träume. Die Schreie, die ich gehört habe, gellen immer noch in meinen Ohren.

Dann spüre ich Irenes warme Hand, die sich auf meine legt. Sie flüstert: «Es ist alles gut, Joe. Du bist in Sicherheit. Es war nur ein Traum.»

Ich atme tief durch und versuche, mein Zittern zu dämpfen. Ich friere, weil mir der Schweiß herunterläuft. Er schien so real, mein Albtraum – wie immer-, so real, dass mein Magen vor Hunger schmerzt und ich den Gestank dieses Ortes namens Auschwitz riechen kann, wo der Tod allgegenwärtig war. Ich höre immer noch die Schreie und das Stöhnen um mich herum, die keiner hörte, der uns hätte helfen können, an einem Ort, an dem die Realität weitaus schlimmer war als jeder Albtraum, den mein Gehirn sich ausmalen kann.

Fast sieben Jahrzehnte sind seither vergangen, und immer noch träume ich von jenem schrecklichen Ort und jener furchtbaren Zeit. In letzter Zeit sind diese Albträume jedoch seltener geworden. Sie sind glücklicheren Träumen gewichen – in denen ich wieder daheim in Polen bin bei meiner Familie und ihre Gesichter mir ganz nahe sind. Ich wache auf und merke, wie ich die Hand nach ihnen ausgestreckt habe, um sie zu berühren.⁹²

62. | Das erste Licht der Morgendämmerung

«Was ist im Leben das Wichtigste? Für mich ist es die Familie.

Sie ist alles, was von dir bleibt. Heute bist du hier; wo du morgen bist, das weisst du nicht. Du darfst nicht vergessen, was das Leben ist ... es ist in dir ... du hast nichts anderes. Du hast

Bilder in deinem Kopf. Du musst dich an die guten Dinge erinnern. Was bleibt dir sonst noch? Du musst dir das gute Leben, das du hattest, genau einprägen. Du musst ein gutes Leben führen. Wenn jemand aus der Familie gehen muss, hinterlässt er manches, an das man sich erinnern kann, und davon zehren wir.

Von den guten Dingen.»

– *Joe Rubinstein* –

An einem dunklen, eiskalten Wintermorgen rollte ein einsamer Lastwagen aus dem Ghetto von Radom, Polen, und brachte einen vor Kälte zitternden jungen Mann, der nur Unterhemd und Pyjamahose trug, von dem einzigen Zuhause weg, das er je gekannt hatte. Dieser Junge war ich. Er kehrte nie wieder nach Radom zurück und ist seit dem Krieg auch nicht mehr in Polen gewesen. Ich habe nie den Wunsch dazu verspürt; es gab ja schliesslich nichts mehr, wohin ich hätte zurückkehren können. Meine Familie war mein Zuhause gewesen, und sie waren alle nicht mehr da.

Auch die Furcht hat mich davon abgehalten, wieder dorthin zu gehen. Ich habe überlebt, indem ich versuchte, diese Erinnerungen auf Abstand zu halten, mein Herz und meinen Verstand davor zu schützen, dass sie unter der Last meines Schmerzes zusammenbrachen. Und doch will ich meine Familie nicht vergessen. Und ich will auch nicht, dass die Welt vergisst, was passiert ist. Ich möchte nicht, dass mein Sohn, meine Enkel und ihre Kinder in den folgenden Generationen irgendwann nichts mehr

über die Familie, die Geschichte und die Verbindungen wissen, die auch ihnen genommen wurden.

Ich frage mich, was ich wohl sehen und empfinden würde, wenn ich heute durch die Strassen von Radom ginge. Mein Körper ist alt geworden. Die Beine, die einst über die Felder und Weiden meines Vaters rannten, sind inzwischen schwach. Mein Herz schlägt nicht mehr so gleichmässig wie früher. Auf meiner Haut sind dunkle Flecken zu sehen. Und doch frage ich mich:

... Sind die Wiesen meines Vaters immer noch so grün? Ist noch etwas geblieben von den Orten, die ich früher kannte, von den Strassen, auf denen ich Fussball spielte? Würde ich die Strassenecke wiederfinden, wo meine Mutter ihren Stand hatte und Früchte aus unserem Garten verkaufte? Kommen mir die Gesichter der Leute, denen ich begegne, bekannt vor? Gibt es noch eine Spur von jemandem, den ich kannte, von ihrer Liebe, ihrer Freundschaft, ihrem Verrat?

Könnte irgendetwas noch so sein wie damals, als ich ein Junge war? Wären die Sterne noch immer die gleichen?

Wenn ich dorthin zurückkehren würde, weiss ich nicht, ob ich mit dem fertigwerden würde, was dann auf mich zukommt – all die quälenden Fragen, die mit «Was wäre gewesen, wenn ...» anfangen.

Wenn die Nazis aufgehalten worden wären, bevor sie ihre Kriegsmaschinerie aufbauen konnten ... Wenn wir Polen doch nur vorher verlassen hätten ... Wenn ich meine Familie hätte warnen können ... Wenn meine Mutter und meine Geschwister sich irgendwo hätten verstecken können ... Wenn ich nur diese Tür nicht geöffnet hätte ... Wenn ...

Könnte ich wirklich mit diesem reissenden Strom von Fragen umgehen, der dann über mich hereinbrechen würde – Fragen, deren Beantwortung ich schon lange aufgegeben habe?

Warum ist all das passiert? Warum habe ich überlebt, während meine Familie und so viele andere umgebracht wurden?

Diese Fragen und solche, die mit «Was wäre, wenn ...» beginnen, habe ich aufgeschoben bis zu dem Tag, an dem ich vor Gott stehe und die Antworten bekomme. Bis dahin gibt es keine Antworten, also sind die Fragen

geblieben, sind tief in mir begraben, sie schlummern dort und sind versiegelt, damit sie mich nicht auffressen können, bis nichts mehr von mir übrig ist, wie die Gebeine derer, die in den Gruben von Auschwitz begraben sind.

Wenn ich durch die Strassen von Radom ginge, würden mich Sehnsucht und Verlangen dann so überwältigen, dass ich daran zerbreche? Würde mein Kopf geradezu explodieren durch die Flut der Erinnerungen? Würde die quälende Furcht wieder in mir aufsteigen so wie damals, als ich das Hämmern an der Tür hörte, das alles verändern sollte?

Oder würde ich vielleicht ihr Lachen im Wind hören, das Lachen meiner Brüder, meiner Schwester, meiner Mutter und meines Vaters – ein Lachen, das früher diesen Ort erfüllte und mich durch alle Zeiten hindurch festhielt –, das mich daran erinnert, dass das Böse nicht gewonnen hat?

Ich stelle mir vor, wie ich an den Gräbern Solomons, meines Vaters und meiner Grosseltern stehe; Gräber, die wohl immer noch dort sind, die im festen Erdboden liegen und durch die Grabsteine gekennzeichnet sind, für die meine Mutter so lange gespart hat; Gräber an einem Ort, der real war und ist – ein Ort, wo Namen in Stein gemeisselt sind, eine bleibende Erinnerung, ein greifbarer Ort, an dem deutlich wird, dass dies alles nicht nur ein ferner Traum war. Zu wissen, dass meine Kindheit real war, dass es meine Familie wirklich gab, dass nicht alles ausradiert wurde durch diese monströse Flutwelle, die uns voneinander getrennt und weggespült hat.

Es ist irgendwie seltsam zu wissen, dass es einen Ort gibt, der das Leben eines Bruders bezeugt, den ich nie gekannt habe. Und dass es keinen solchen Ort für meine Mutter, Anszel, Abram, Laja und Chaim gibt. Manchmal frage ich mich, wohin ihre Asche wohl geweht wurde.

Hat sie den Weg gefunden zu den grünen Wiesen von Radom oder auf eine Bergwiese in Colorado oder in einen Wald mit mächtigen Bäumen? Oder ist sie in der Luft, die ich atme; sind sie alle bei mir, ja, vielleicht sogar ein Teil von mir, gerade jetzt?

Manchmal gehe ich in Gedanken zu jenem Friedhof in Radom und tue so, als ob sie alle dort die letzte Ruhe gefunden hätten. Ich sage ihnen, dass ich sie nicht vergessen habe, dass wir, obwohl der Tod uns getrennt und die Ereignisse uns auseinandergerissen haben, doch am Ende triumphiert haben. Wir haben triumphiert, weil die Liebe, die wir geteilt haben, das Licht ihres Lebens, überlebt hat. Sie lebt weiter in mir und in meiner Liebe zu Irene – sie lebt weiter in unserem Sohn und seiner Frau Julie – und sie lebt weiter in unseren drei Enkelkindern. Die Liebe unserer Familie wird noch viele Generationen weiterleben.

Ich sage es ihnen, der Familie, deren Gesichter ich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen habe. Aber ich glaube, sie wissen es schon. Denn vor langer Zeit zog Er sie in seine sanften Arme, der Eine, der auch bei mir war, als ich mich in der Grube des Todes befand, der mit mir geweint hat, der mich geheilt hat. Es sind die Arme Dessen, der die Gebete des verzweifelten jungen Mannes gehört hat, als er um die Toten weinte, die er in seiner Karre schob; es sind die Arme Dessen', der auch dort war und all diese Menschen nach Hause getragen hat. Unsere unaussprechliche Trauer ist auch die Seine.

Ich stelle mir gern meine Familie dort mit mir zusammen auf dem Friedhof von Radom vor, wie wir die guten Zeiten unseres gemeinsamen Lebens feiern, nicht mit Tränen und Schmerz, sondern geheilt durch die Umarmung der Gnade, Reinheit und Freude Gottes ... Seiner Liebe.

Ich stelle mir gern meine Familie dort mit mir zusammen auf dem Friedhof vor, wie sie mich dabei beobachtet, wenn ich Kerzen der Liebe auf ihren Gräbern anzünde, einer Liebe, die gross genug ist, um uns alle zu wärmen.⁹³

Epilog: Goldene Spuren

«Es ist ein Wunder, dass ich noch hier bin. Wenn ich manchmal darüber nachdenke, kann ich es selbst kaum glauben. Ich bin so glücklich, noch am Leben zu sein und eine wunderschöne Frau und eine Familie zu haben.»

– *Joe Rubinstein* –

Als ich in New York ankam, konnte ich praktisch kein Englisch. Irene hatte es zwar in der Schule gelernt, aber ihr deutscher Akzent war so stark, dass die meisten Amerikaner sie kaum verstehen konnten. Unsere erste Wohnung wurde uns von der Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen zur Verfügung gestellt.

Wir waren dankbar, ein Dach über dem Kopf zu haben, doch die kleine, heruntergekommene Wohnung in der Sackman Street lag so nahe an den Bahnschienen, dass unser Bett wackelte und die Fensterscheiben zitterten, wenn ein Zug vorbeifuhr. Unter diesen Umständen konnte man nachts kaum schlafen.

Nach ein paar Nächten flehte Irene mich an, sie nach Deutschland zurückzubringen. Sie tat mir furchtbar leid, weil sie so weit weg von zu Hause war und sich sowohl an ihr Dasein als junge Mutter gewöhnen musste als auch an die neue Umgebung, wo alles so seltsam und fremd war. Ich wusste, wie sehr sie ihre Eltern vermisste und wie gross ihr Heimweh war. Aber ich war fest entschlossen, nie mehr zurückzukehren.

Es gelang uns, einen Bruder meiner Mutter ausfindig machen, der vor Jahren nach New York ausgewandert war; der andere Bruder war verstorben. Elliot und seine liebe Frau Norma hatten drei Söhne. Alle drei waren als Soldaten im Krieg gewesen, auch Sol, der schon bald ein guter Freund von mir wurde. Ich war glücklich, endlich Verwandte aus Polen gefunden zu haben. Nach dem Krieg hatte ich ihnen geschrieben und ihnen die

schreckliche Nachricht vom Tod meiner Familie mitgeteilt. Ich hatte sie gefragt, ob sie noch welche von den Familienfotos hätten, die meine Mutter ihnen vor dem Krieg geschickt hatte.

Als ich erfuhr, dass sie sich nicht erinnern konnten, diese Fotos je erhalten zu haben, war ich am Boden zerstört. Elliot und seine Familie waren meine letzte Hoffnung gewesen, doch noch ein greifbares Andenken an meine Familie in Händen zu halten.

Trotz all der Freude über den neu entstandenen Kontakt zu Elliot waren es doch schwere Zeiten für uns. Das wenige Geld, das wir bei unserer Ankunft in Amerika gehabt hatten, war bald aufgebraucht. Und so griff ich sofort zu, als sich mir ein Stellenangebot auftat: in einer Fabrik, in der Armeerucksäcke hergestellt wurden. Ich war sehr erleichtert, als ich die Anstellung tatsächlich bekam. Da ich recht geschickt und schnell mit Nadel und Faden war, gelang es mir, die Taschen viel schneller und in besserer Qualität herzustellen als die meisten anderen Arbeiter.

Ich erhielt eine Gehaltserhöhung und viel Lob für meine Arbeit. Wieder dachte ich an meine Mutter, die darauf bestanden hatte, dass ich als junger Mensch lernte, wie man Kleider näht. Sie hatte mir gesagt, dass ich eines Tages froh sein würde, diese Fähigkeit zu besitzen. Damals hatte ich mich geärgert, dass sie mich dazu zwang. Nun wünschte ich, ihr dafür danken und ihr sagen zu können, dass ihr Rat mir an diesem Ort, so weit entfernt von Radom, enorm geholfen hat.

Ich hatte in meinem Leben so viel bewältigen müssen, dass es nicht mehr viel gab, wovor ich mich fürchtete. Wenn man jeden Tag dem Tod ins Auge blicken muss, dann erscheinen einem alle anderen Sorgen vergleichsweise gering. Folglich hatte ich auch keine Angst davor, jede Chance zu nutzen, die sich mir bot. Und so kam es, dass ich eines Tages hoch oben in einem Wolkenkratzer im schicken Büro eines Schuhdesign-Unternehmens namens «Gero Brothers» dem griechischstämmigen Chef gegenüber sass.

Er bat mich, ihn Richard zu nennen, und als er erfuhr, dass ich in Polen Erfahrungen in der Herstellung von Schuhen gesammelt hatte, bot er mir eine Stelle in der Produktionsabteilung an. Ich dankte ihm, nahm den Job an und erzählte ihm noch im Hinausgehen, dass ich nicht nur Schuhe anfertigen konnte, sondern auch eine grosse Leidenschaft besass, sie zu entwerfen.

Skeptisch legte er den Kopf schief und sagte: «Na schön. Dann zeigen Sie mir mal, was Sie können.» Er drückte mir einen Bleistift und einen leeren Skizzenblock in die Hand. Ich schlug die erste Seite auf und begann zu zeichnen, erst einen Entwurf und dann noch einen. Als ich aufblickte, hatte er ein strahlendes Lächeln im Gesicht. Er streckte mir die Hand entgegen und gratulierte mir mit den Worten, ich solle mich gleich morgen in der Abteilung der führenden Designer vorstellen. Ich war so überrascht, dass ich erst gar nicht antworten konnte.

«Aber ich kann doch kaum Englisch», brachte ich schliesslich heraus und demonstrierte ihm damit, was ich meinte. Ich wollte sicher sein, dass er wusste, worauf er sich mit mir einliess.

Doch er klopfte mir nur auf die Schulter und lachte: «Ich auch nicht! Da sind Sie also in bester Gesellschaft! Und ausserdem spricht Ihre Arbeit ja für sich, Joe. Sie brauchen sich also keine Sorgen über Ihre Englischkenntnisse zu machen.» Er nahm den Zeichenblock in die Hand und rief: «Sie brauchen nur Schuhe zu entwerfen!»

Dank meiner Lehrzeit bei Herrn Nagel war ich in der Lage, den anderen Angestellten in der Fabrik beizubringen, wie sie ihre Arbeit effektiver erledigen konnten. Meine neue Stelle bei Gero Brothers ermöglichte es uns, in eine schönere Wohnung am Park Place zu ziehen, und sie erlaubte es Irene, ihre Stelle als Haushälterin zu kündigen und zu Hause bei unserem Sohn zu bleiben. So hatte sie nun genug Zeit, um ihre Kochkünste zu vervollkommen. Sie war eine ausgezeichnete Gastgeberin, betrieb rein aus Vergnügen einen Catering-Service und bereitete extravagante Mahlzeiten zu.

Als wir uns in der englischen Sprache sicherer fühlten, begannen wir Freunde und Kollegen zu uns nach Hause einzuladen. Irene, die wusste, wie wichtig mein jüdisches Erbe für mich war, lernte, nach jüdischer Tradition zu kochen. Ich habe schon oft gesagt, dass ich bestimmt längst unter der Erde liegen würde, wenn ich Irene nicht geheiratet hätte, und das ist keine Übertreibung. Es gab in meinem Leben viele Wunder, doch keines ist für mich wichtiger gewesen als Irene.

Zu unserer allergrössten Freude erhielten Irenes Eltern schliesslich auch die Genehmigung, in die USA auszureisen, und wohnten ganz in unserer Nähe.

Herman besuchte uns in New York. Er war immer noch wohlhabend und hatte viel Erfolg in der Textilindustrie. Ich versuchte ihm das Geld zurückzuzahlen, das er mir für die Seidenstrümpfe gegeben hatte, aber er weigerte sich beharrlich.

Dass ich mich kaum vor neuen Herausforderungen fürchtete, half mir dabei, Irene und unserem Sohn ein noch besseres Leben zu ermöglichen. Nachdem ich fast zwei Jahre für Gero Brothers gearbeitet hatte, wurde ich als Designer bei dem berühmten Schuh-Unternehmen «Nina Shoes» angestellt und arbeitete für Stanley Silverstein, einen der Gründer des Unternehmens. Ich blieb dort mehrere Jahre und entwarf Schuhe für die Haute Couture.

Nachdem eines der Nina-Büros geschlossen worden war, wurde ich zu einem Bewerbungsgespräch bei der berühmten Beth Levine von «Herbert Levine» eingeladen, die zu jener Zeit die bekannteste amerikanische Damenschuhdesignerin war.

Beth fragte mich nach meinen Gehaltsvorstellungen, und ich teilte sie ihr mit. Sie hatte meine Arbeiten bei Nina Shoes gesehen und antwortete lachend, dass sie nicht mit mir verhandeln würde, sondern mir zahle, was immer ich wolle. In einer ihrer Fabriken hatte es Probleme im Bereich der Effizienz und des Produktionslevels gegeben. Beth bat mich, diese Fabrik zu besuchen, mir die Produktion und die Vorgehensweisen anzusehen und Empfehlungen abzugeben.

Die erste Veränderung, die ich vorschlug, bestand darin, die Arbeiter nicht nach Stunden zu bezahlen, sondern nach der Anzahl und der Qualität der Schuhe, die sie angefertigt hatten. Um ihnen zu helfen, beriet ich jeden einzelnen Mitarbeiter in der Fabrik und zeigte ihm, wie er die Geschwindigkeit und die Qualität seiner Arbeit verbessern konnte. Das führte zu enormen Veränderungen: Die Mitarbeiter verdienten mehr Geld, die Anzahl der produzierten Schuhe stieg, und die Qualität verbesserte sich ebenfalls in hohem Masse.

Ich traf mich mit jedem einzelnen Mitarbeiter und brachte ihm die Techniken bei, die ich bei Herrn Nagel gelernt hatte. Er hat es nie erfahren, aber Herr Nagels Handwerkskunst lebte so in vielen der grossartigsten, teuersten und begehrtesten Schuhe der Welt weiter, Schuhe, die unter anderem in den Schaufenstern der Nobelkaufhäuser *Neiman Marcus*, *Saks Fifth Avenue* und *Lord & Taylor* zu sehen waren. Schuhe von *Herbert Levine Inc.* wurden von Präsidentengattinnen und Hollywood-Stars gleichermaßen getragen.

Beth bat mich, Schleifen und Verzierungen für eine neue Produktlinie zu entwerfen. Das tat ich, und einer dieser Schuhe, es waren Pumps mit einer raffinierten Schleife über den Zehen, wurde zum beliebtesten Schuh unserer Kundinnen.

Nachdem ich ein Jahr lang für Beth Levine gearbeitet hatte, beschwerte sich einer unserer neuen Designer bei ihr darüber, dass ich an einem Freitagnachmittag früher nach Hause gegangen war. Später entschuldigte er sich bei mir und erzählte mir, wie Beth reagiert hatte. Sie hatte zu ihm gesagt:

«Sagen Sie nie, wirklich niemals irgendetwas Negatives über Joe Rubinstein! Er kann tun, was immer er will. Dieser Mann ist ein Genie. Er hat goldene Hände. Wenn ich von Ihnen je wieder ein schlechtes Wort über ihn höre, können Sie geradewegs durch diese Tür hier hinausmarschieren!»

Ich lachte über die verbale Abreibung, die der Mann abbekommen hatte, und verzieh ihm grossmütig. Beth hatte sich immer schützend vor mich gestellt. All die Jahre arbeitete ich eng mit ihr und ihrer Schwester

zusammen und war sehr traurig, als die Schwester verstarb. Irene und ich waren nach der Trauerfeier zu einem Empfang in das Haus der Familie Levine eingeladen. So etwas hatten wir noch nie gesehen. Es war ein Anwesen, das mit den schönsten Villen Europas durchaus vergleichbar war. Ich konnte es kaum fassen, dass ich für diese grosse Dame und ihr Unternehmen arbeiten durfte.

Vieles war in den fünf Jahren geschehen, seit Irene und ich in New York angekommen waren. Doch nichts war für uns schöner und befriedigender als der Tag, an dem wir amerikanische Staatsbürger wurden. Es war einer der schönsten Augenblicke unseres Lebens.

Doch es gab auch grossen Kummer bei uns. Irene hatte in Amerika zwei Fehlgeburten und konnte danach nie wieder schwanger werden.

Als unser Sohn erwachsen wurde, zog er nach Kalifornien, wo er Julie Wilson, eine schöne junge Frau aus Florida, kennen lernte und heiratete. Wir lieben sie wie unsere eigene Tochter.

Anfang der 1980er-Jahre entschlossen Irene und ich uns, ebenfalls nach Kalifornien umzuziehen, um in der Nähe unseres Sohnes und seiner Frau zu sein. Ich war dankbar, dass ich bei dem Schuhunternehmen «Sbicca Footwear» eine Stelle als Hauptgeschäftsführer für ganz Südkalifornien erhielt. Irenes Vater war inzwischen gestorben, doch ihre Mutter war in der Lage, mit uns zu gehen. Als Irene und ich unser schönes, im Kolonialstil errichtetes Haus in Poughkeepsie, New York, verliessen, dachte ich an den Tag zurück, an dem wir erstmals amerikanischen Boden betreten hatten.

Damals hätte ich mir nie träumen lassen, dass ich eines Tages einige der teuersten Schuhe der Welt entwerfen und ein so schönes Leben führen würde. Ich war ja nur meiner Leidenschaft gefolgt und dem Wunsch, für meine Familie zu sorgen, so wie ich es früher auch immer für meine Mutter tun wollte.

Irene, ihre Mutter und ich begannen ein neues Leben in Redondo Beach, wo wir die Wärme und den Sonnenschein der kalifornischen Küste genossen. In meiner neuen Arbeit fühlte ich mich ausgesprochen wohl. Ein von mir entworfener Schuh – eine Sandale aus Büffelleider – wurde

zum Bestseller des Unternehmens. Am meisten Freude machte es mir jedoch, wenn ich jungen Männern und Frauen die Kunst des Schuhdesigns vermitteln konnte.

In Amerika hatte ich die Schreibweise meines Vornamens geändert, von Josef zu Joseph. Auch mein Sohn änderte seinen Namen in Dan – ein starker jüdischer und biblischer Name. Irenes Mutter gefiel er gut, und meiner Mutter hätte er bestimmt auch gefallen.

Nach fast fünfundzwanzig Jahren in Kalifornien zogen Irene und ich wieder um, weil wir in der Nähe von Dan und Julie sein wollten, diesmal nach Colorado. Auch unsere drei Enkel Mark, Jeff und Kelly, leben nicht weit weg von uns, und so können wir einander oft sehen.

Kelly ist Gerichtsmedizinerin und arbeitet im Kriminallabor einer Polizeidienststelle. Jeff besucht das College mit dem Hauptfach Bauingenieurwesen. Mark ist Anwalt und hat vor Kurzem eine reizende junge Dame namens Adrienne geheiratet. Mehrere Jahre lang war Mark bei der Nationalgarde der US-Armee. Ich bin sehr stolz auf seinen Dienst dort und werde allen Abteilungen der amerikanischen Streitkräfte und ihren Alliierten für immer dankbar sein, dass sie gegen die Tyrannei der Nazis gekämpft und Europa und die Konzentrationslager befreit haben.

Irene und ich geniessen unseren Lebensabend mit der Familie, mit Freunden und auf Ausflügen in die Berge. Ich arbeite immer noch gern im Garten und gehe jeden Tag spazieren. Meinen älteren Freunden sage ich stets: «Das Leben ist kostbar! Ihr müsst in Bewegung bleiben.»

Auf dem Papier waren Irene und ich ein seltsames Paar – ein katholisches junges Mädchen, das in Deutschland während des Krieges volljährig geworden war und einen jungen polnischen Juden heiratete, der gerade erst aus dem Konzentrationslager befreit worden war. Wenn ich Irene anschau, die jetzt fast neunzig Jahre alt ist, dann ist sie immer noch eine schöne Frau. Ich sehe sie noch genau vor mir, wie sie an jenem Tag aussah, als wir uns das erste Mal begegneten. Es ist, als wäre es erst gestern gewesen.

Ich bin dankbar, dass zumindest ein Teil meines Lebens vor dem Krieg, nämlich meine Fähigkeit und meine Begeisterung für das Kreieren von Schuhen, nicht verloren gegangen ist, und es hat unserer Familie ein sehr gutes Leben ermöglicht. Doch nichts ist für mich vergleichbar mit der wunderbaren Zeit, die Irene und ich mit unserem Sohn, seiner Frau, unseren drei Enkeln und der Frau unseres Enkels verbringen dürfen.

Unser Leben ist erfüllt von Liebe und Lachen – etwas, das ich nicht mehr für möglich gehalten hatte, als ich damals vor fast siebzig Jahren durch die Tore von Theresienstadt hinausstolperte, als ein junger Mann, der nichts mehr besaß außer seinem Leben.

Heute bin ich ein alter Mann, der von wahrer Freude und wahrer Dankbarkeit erfüllt ist.

Durch Gottes Gnade wurden Irene und ich mit einem langen Leben gesegnet. Ich freue mich immer noch sehr, wenn ich an die kürzlich stattgefundene Hochzeit unseres Enkelsohnes im Juni 2014 denke. Es war ein Tag, der mit Liebe erfüllt war. Unsere Familie wächst, und darüber bin ich so glücklich. Auch meine Mutter und meine Familie wären darüber sehr glücklich gewesen. Bei der Hochzeitsfeier taten Irene und ich etwas Fröhliches, das wir schon lange nicht mehr getan hatten: Wir tanzten.

Vor Kurzem haben wir erfahren, dass unsere Enkelin Kelly im Herbst 2015 ihren Zach heiraten wird. Wieder ein frohes Ereignis. Wenn es nun also noch eine Hochzeit gibt und in der Zukunft vielleicht sogar Urenkel, dann ist es mein Ziel, so Gott will, davon noch so viel wie möglich mitzuerleben.^{94, 95}

Bildteil zu Teil 3

KL: Weimar - Buchenwald Jude

Häftl.-Nr.: 117.666 P

Häftlings-Personal-Karte

Fam.-Name: <u>Rubinsztein</u>	Überstellt	Personen-Beschreibung:
Vorname: <u>Juzek</u>	am: <u>22.1.45</u> an KL	Größe: _____ cm
Geb. am: <u>15.10.20</u> in: <u>Radom</u>	am: _____ an KL	Gestalt: _____
Stand: <u>ld.</u> Kinder: _____	am: _____ an KL	Gesicht: _____
Wohnort: <u>Radom</u>	am: _____ an KL	Augen: _____
Strasse: <u>Parce 12</u>	am: _____ an KL	Nase: _____
Religion: <u>mos.</u> Staatsang.: <u>Pole</u>	am: _____ an KL	Mund: _____
Wohnort d. Angehörigen: <u>Mutter: Baska K.</u>	am: _____ an KL	Ohren: _____
<u>W.O.</u>	am: _____ an KL	Zähne: _____
Eingewiesen am: <u>Juni 1944</u>	am: _____ an KL	Haare: _____
durch: _____	am: _____ an KL	Sprache: _____
in KL: <u>Auschwitz</u>	Entlassung:	Bes. Kennzeichen: _____
Grund: <u>Polit., Pole - Jude</u>	am: _____ durch KL:	Charakt.-Eigenschaften: _____
Vorstrafen: _____	mit Verfügung v.: _____	Sicherheit b. Einsatz: _____

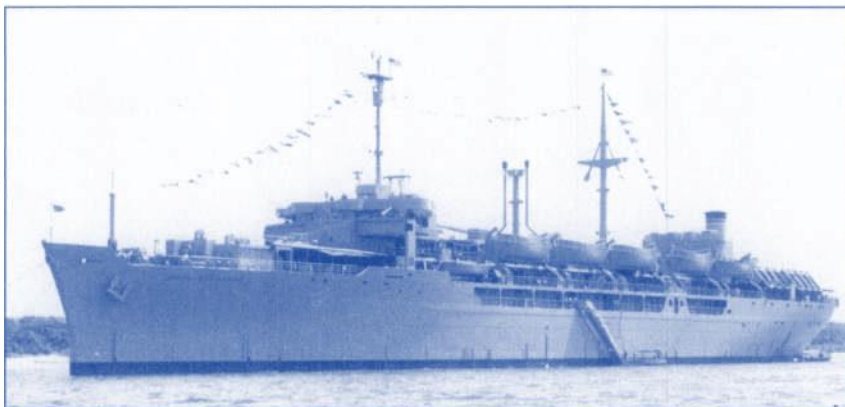
Grund	Strafen im Lager:	Art:	Bemerkung:
<u>MIL. GOV. QUERRISHAIRE-EXISTS</u>			
			<u>LIBERATED BY U.S. ARMY</u>

I.T.S. FOTO
Kopie-Nr. 6973701_0
#007275

1981

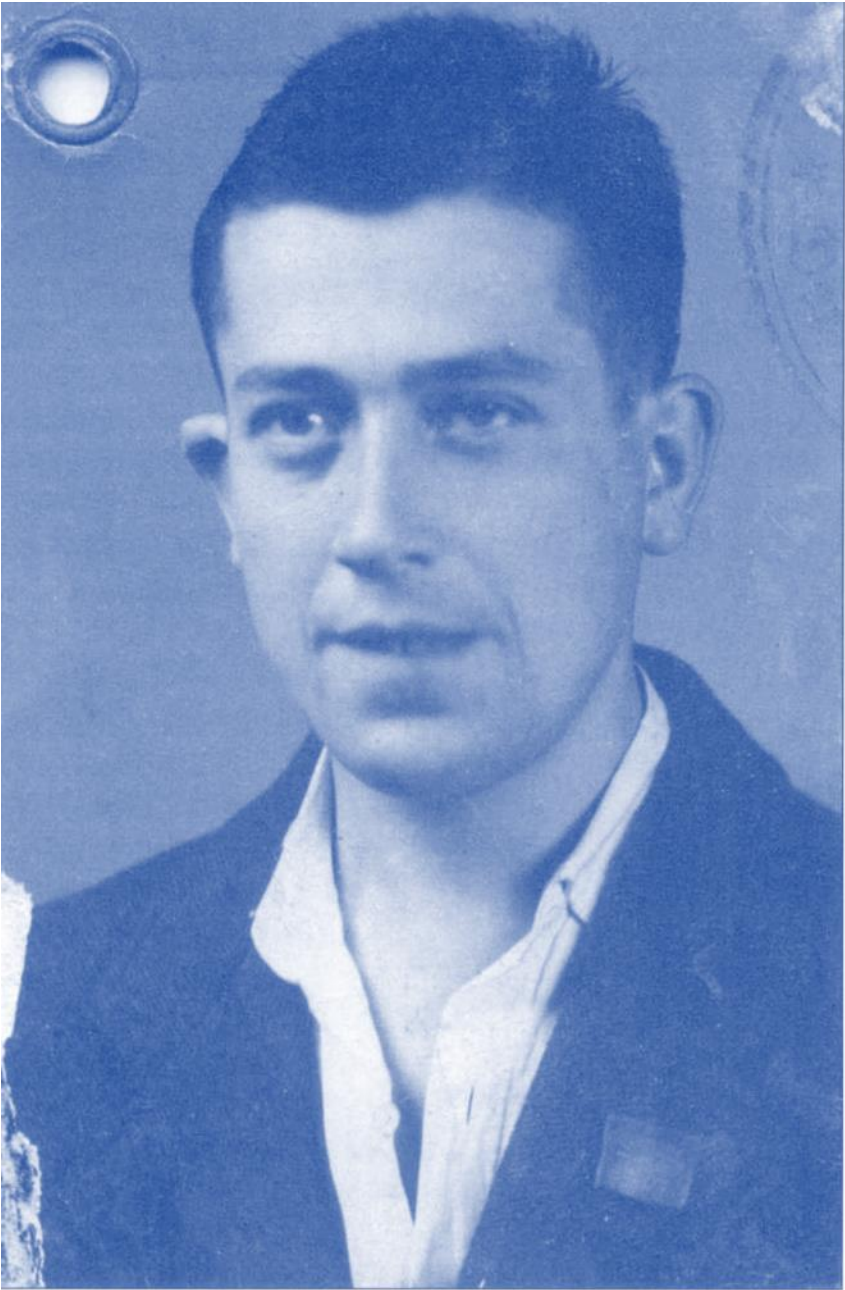
Joes Buchenwald-Häftlingskarte

Quelle: Digital Collection des «International Tracing Service» (ITS), «KL: Weimar Buchenwald», Archiv-Nummer des Fotos: 6973701_0_UITS Digitale Archive.
Zugriff via das United States Holocaust Memorial Museum am 24. April 2019.
(Zu Joes Geburtsdatum siehe Anmerkung ** in der «Chronologie der Ereignisse».)



USS General R.M. Blatchford

Gemeinfreies Foto. Datum der Aufnahme unbekannt. Online unter: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:General_R._M._Blatchford_\(T-AP-153\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:General_R._M._Blatchford_(T-AP-153).jpg) (Zugriff am 23.07.19).



Joe mehrere Monate nach der Befreiung



Irene



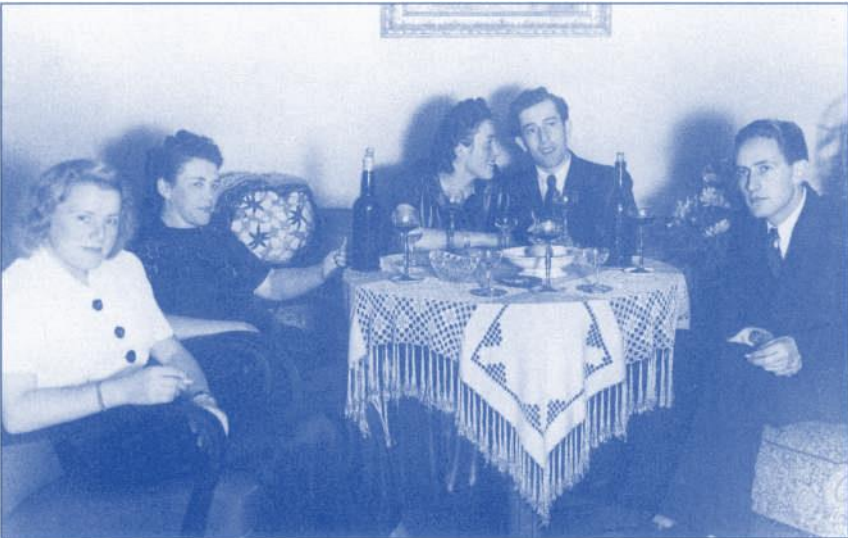
Irenes Bruder Walter Gusenda



Irene und ihr Bruder Walter



Joe, Irene und Irenes Eltern (Joe und Anna Gusenda)



Joe und Irene feiern ihre Hochzeit im Restaurant Rinehoff, mit dem Trauzeugen Siegfried Kline, Anna Gusenda und einer Nachbarin.



Joe und Irene als jung verheiratetes Paar

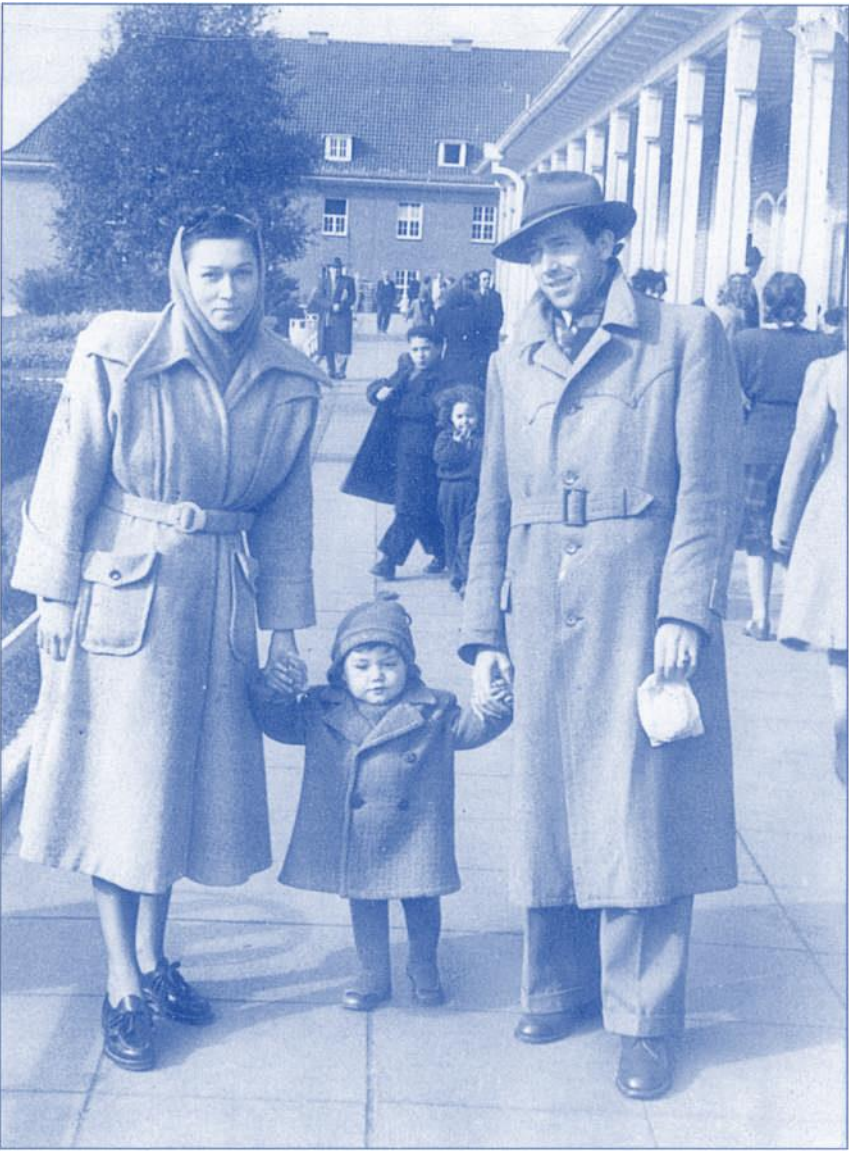


Joe und Irene

Joe unterwegs als
Verkäufer für
Damenstrümpfe im
Nachkriegsdeutschland
*Abdruck erfolgt mit
freundlicher Genehmigung
von Joe Rubinstein.*



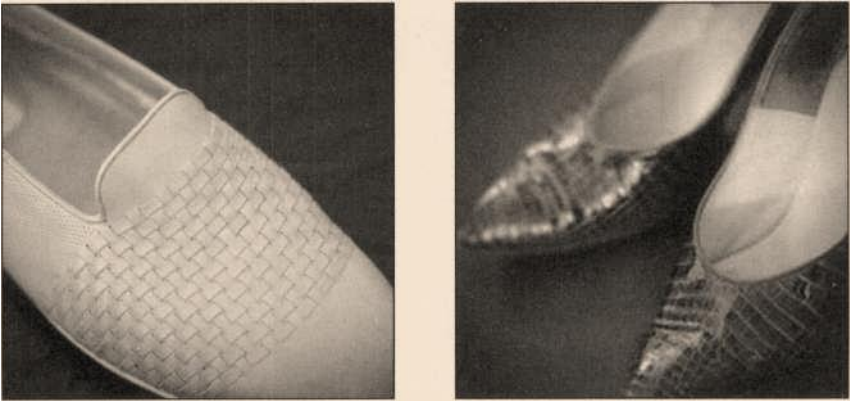
Irene und ein Chauffeur präsentieren stolz Joes und Irenes neues Auto.



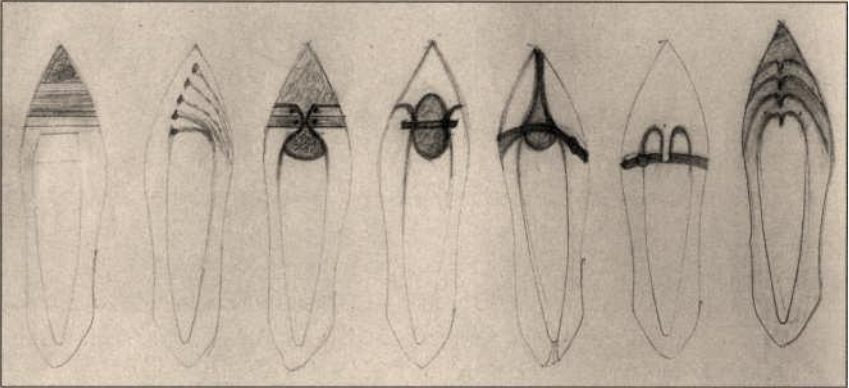
Joe und Irene mit ihrem Sohn



Schuhe für die Marke *Herbert Levine*. Schleifen-Schuhe waren Joes Spezialität.



Joe hält Schuhe der Marke *Herbert Levine* in der Hand.



Schuhentwürfe von Joe



Joe und Irene feiern 1997 ihren 50. Hochzeitstag mit ihrem Sohn, seiner Frau und drei Enkelkindern.



Joe und Irene im Juni 2014 bei der Hochzeitsfeier ihres Enkels



Joe und Irene im Juni 2014 bei der Hochzeitsfeier ihres Enkels



Joe und Irene, 2014

Nachwort der Autorin

Es war für mich eine ausgesprochen grosse Ehre und eines der grössten Geschenke meines Lebens, dass ich die Geschichte dieses aussergewöhnlichen Mannes aufschreiben durfte, der irgendwie immer wieder die Kraft fand, weiterzumachen und nicht nur zu überleben, sondern sein Leben wieder neu aufzubauen und etwas Gutes daraus zu machen.

Als Joe vor beinahe siebzig Jahren das Konzentrationslager verliess, stand er vor einer Entscheidung – entweder seinem Kummer zu erliegen oder mit Freude vorwärtszugehen. Er entschied sich für die Freude, und glücklicherweise fand die Freude auch den Weg zu ihm. Er lernte die Liebe seines Lebens kennen, und der tiefe Wunsch, für seine junge Familie zu sorgen, führte dazu, dass er zu einem der berühmtesten und begehrtesten Schuhdesigner der Welt wurde.

Als Joe mir zum ersten Mal seine Lebensgeschichte anvertraute, sagte er, er wolle das alles endlich einmal aussprechen, «von A bis Z». Er begann mit einer solchen Klarheit, dass es mich an die Anfangsszene von James Camerons 1997 erschienenem Film *Titanic* erinnerte, wo «Rose» selbst als ältere Frau noch genau den Geruch der frischen Farbe des Schiffes beschreiben kann. Als Joe mit seiner Geschichte begann, hörte sich das ungefähr so an:

«Es war noch vor Sonnenaufgang. Ich schlief ganz tief. Da klopfte es an der Tür. Ich ging hin, um aufzumachen, und hatte nur ein Unterhemd und eine Pyjamahose an. Zwei deutsche Soldaten standen dort und befahlen mir mitzukommen. Warum? Ich hatte doch nichts Falsches gemacht.

Ich wollte mich noch umziehen, aber sie sagten zu mir, ich hätte alles, was ich brauchte. Alles, was ich brauche? Ich ging barfuss hinaus. Ich konnte mich nicht einmal mehr von meiner Mutter verabschieden. Sie liessen mich in einen Lastwagen steigen, zusammen mit mehreren anderen. Es war eiskalt. Sie fuhren mit uns herum und sammelten noch mehr Leute ein. Ein paar Männer starben.»

Und dann verfinsterte sich Joes Miene, und seine nächsten Worte waren eine rasche Zusammenfassung: «Und dann wurde ich nach Auschwitz gebracht und arbeitete in einer Kohlemine. Und dann, nach dem Krieg, bin ich nach New York gegangen.»

Alle Einzelheiten dieses Abschnitts seiner Erlebnisse waren verschwunden, und mir wurde klar, dass ich gerade Zeugin dessen geworden war, wie Joe überlebt hatte und warum er immer der «lächelnde Joe» genannt wurde und wird. Er hatte die Details in seinen Gedanken einfach ausgeblendet. Im Verlauf unserer vielen Gespräche sagte Joe oft:

«Das ist alles.»

Und immer, wenn er das sagte, wusste ich, dass noch mehr kommen würde. Ich glaube sogar, dass es noch viel mehr gibt, das für immer unausgesprochen bleiben wird. Manche Erlebnisse sind für Joe immer noch so schmerzhaft, dass er nicht an sie erinnert werden möchte. Einiges von dem, was Joe mir erzählte, kann ich selbst gar nicht in Worte fassen, weil viele seiner Erfahrungen einfach unbeschreiblich sind.

Als ich anfang, Joes Lebensgeschichte niederzuschreiben, hatte ich zwar A und Z, aber nicht sehr viel dazwischen. Mir all dies zu erzählen, löste bei Joe ungeheuren Kummer und Schmerz aus, denn er musste all das noch einmal durchleben, was er jahrzehntelang am liebsten vergessen wollte.

Wie ich in der Erzählung oft betont habe, ist die Geschichte von Joes Gefangenschaft im Wesentlichen eine Aufzählung dessen, was ihm genommen wurde – bis nichts mehr von ihm übrigblieb. Und doch traf Joe nach seiner Befreiung auf irgendeine Weise die Entscheidung, dies alles so weit hinter sich zu lassen, dass er aus der Asche seines Lebens etwas Neues aufbauen konnte.

Was er während seiner Inhaftierung tat und wie er später in die Zukunft ging, war und ist ein Zeugnis für die Widerstandskraft des menschlichen Geistes, für Joe und für seinen Glauben. Joe ist zweifellos einer der freundlichsten und freudevollsten Menschen, die ich kenne, was im Hinblick auf das, was er erduldet hat, umso bemerkenswerter ist.

Während seines gesamten Martyriums in der Zeit des Zweiten Weltkrieges hörte Joe nie auf zu glauben, dass Gott bei ihm war. Und das glaubt er immer noch.

Lange bevor ich Joe kennen lernte, besuchte ich das *United States Holocaust Memorial Museum* in Washington, D.C., und war wie so viele andere tief bewegt von dem, was ich dort erlebte. Besonders erschüttert war ich beim Anblick der Tausende von Schuhen der Holocaust-Opfer, die dort zu sehen sind – darunter viele von kleinen und älteren Kindern –, die sich hoch auftürmten, wie die Berge von Leichen, die Joe in die Gruben von Auschwitz werfen musste. Während ich dieses Buch schrieb, dachte ich oft an jene Schuhe. Vielleicht ja deshalb, weil mir aufgefallen war, dass Schuhe in Joes Leben immer eine grosse Rolle gespielt hatten, so auch die Holzpantoffeln, die er im KZ tragen musste, und seine Furcht, dass Blasen an den Füßen ihn das Leben kosten könnten.

Beim Schreiben stellte ich mir die Menschen vor, die jene Schuhe aus dem Museum getragen hatten; wie sie sie auszogen im Vertrauen darauf, sie später wieder vorzufinden, wenn sie den Gestank der schrecklichen Zugfahrt in der Dusche losgeworden waren. Es fällt schwer sich auszumalen, dass etwas so Profanes wie Schuhe überlebt hat, während das kostbare Leben, das in ihnen steckte, untergegangen ist.

Während seiner Ausbildung bei Herrn Nagel hat Joe vor dem Krieg viele Schuhe und Stiefel hergestellt. Und jetzt frage ich mich, ob wohl einige von ihnen, die so liebevoll zusammengenäht wurden, sich nun in diesem Berg von Schuhen befinden? Haben vielleicht ein paar von den Menschen, deren Leichen Joe in seiner Karre transportierte, genau diese Schuhe getragen?

Waren vielleicht auch die Schuhe seiner Mutter und seiner Geschwis-

ter unter denen im Museum? Einer Mutter, die so viel geopfert hat, um ihren Kindern diese Schuhe zu kaufen? Das alles frage ich mich, und allein der Gedanke daran kann einem das Herz brechen.

Das erste Datum, das für mich sicher feststeht, ist der 30. April 1942. An jenem Tag, so lauten die Aufzeichnungen, kamen 606 Gefangene aus Radom, Polen, in Auschwitz an und erhielten Nummern eintätowiert, die man dem Zahlenbereich von Joes Tätowierung zuordnen kann: 34207.

Andere Daten sind nicht ganz so gewiss. Nicht einmal das Jahr, in dem Joe geboren wurde. Er wuchs in der Überzeugung auf, es sei 1922 gewesen. Doch in seiner Geburtsurkunde, die Joe nach dem Krieg ausfindig machen konnte, steht 1920, was er heute für zutreffend hält.

Wir sind der Meinung, dass Joe ungefähr im August 1940 unter dem Befehl der Nazis arbeitete und Gräben aushob. Dokumente aus dem Konzentrationslager Buchenwald weisen nach, dass er dort aus Auschwitz kommend eintraf und die Nummer 11766 erhielt. Ein weiteres Dokument belegt, dass Joe am 22. Januar 1945 aus Buchenwald abtransportiert wurde und am 24. Januar 1945 im Konzentrationslager Ohrdruf eintraf. Ein weiteres, aber undatiertes Dokument weist ihn als Überlebenden des Ghettos und Konzentrationslagers Theresienstadt aus. All diese Dokumente bestätigen Joes Erinnerungen an die Orte, an denen er gefangen gehalten wurde.

Dazwischen gibt es auch Lücken, was die vielen kleineren Lager und Aussenlager betrifft, in denen Joe nach eigenen Aussagen inhaftiert war. Ich habe mein Bestes gegeben, um dieses Puzzle ab der Invasion Polens 1939 zu rekonstruieren, und habe die Teile benutzt, die ich hatte. Allerdings wird dieses Puzzle nie vollständig werden, jedenfalls nicht ab dem Tag, an dem ein Klopfen an Joes Haustür alles veränderte. Ich habe es inzwischen aufgegeben, jede Lücke und jedes Detail ausfüllen zu wollen.

Wir wissen zwar nicht das genaue Datum, wann Joe seiner Familie entrisen wurde, aber dass es so war, steht ausser Frage.

Nancy Sprowell Geise

5. August 2014

Aktualisiertes Nachwort der Autorin

Seit Erscheinen der amerikanischen Ausgabe von *Auschwitz #34207* im Jahr 2015 ist viel Wunderbares geschehen.

Im Frühling 2018 erhielt ich einen Anruf von Joe.

«Du wirst es nicht glauben», rief er, «aber ich bin Urgrossvater geworden!» Seine Stimme klang so glücklich wie nie zuvor.

Ein paar Monate später rief er mich mit derselben Begeisterung und Freude wieder an, um mir die Geburt einer weiteren Urenkelin zu verkünden.

Joe und seine Urenkel erinnern mich an das Wunder von Gottes Schöpfung – dass der Kreis des Lebens ... und der Liebe ... weitergeht trotz allem, was Joe verloren hat. Gott sei gelobt!

Über siebzig Jahre lang hatte Joe niemandem seine Geschichte erzählt, weil er nicht glaubte, dass daraus etwas Gutes entstehen könnte. Nun aber hören wir von Menschen aus der ganzen Welt, dass seine aussergewöhnliche Geschichte einen Einfluss auf ihr eigenes Leben gehabt hat. Als sie von Joes Erlebnissen erfuhren, erkannten sie, dass sie auch ihre eigenen Herausforderungen würden bewältigen können. Joes Erbe der Hoffnung ist etwas, das sicherlich noch in den kommenden Generationen die Herzen derer berühren wird, die davon hören. Den menschlichen Geist dazu zu inspirieren, dass er liebt und gemäss dieser Liebe handelt, das ist Joes bleibendes Geschenk an die Menschheit.

Joe sagte mir immer wieder unter Tränen, dass er alles darum geben würde, wenn er auch nur ein einziges Foto von seiner Familie hätte. Im Herbst 2015 bekam ich einen Anruf von der Forscherin Susan Weinberg. Sie teilte mir mit, dass drei einzelne Fotos von Joes Familie aufgetaucht waren: von seinem älteren Bruder Dawid Anszel, von seinem Zwillingbruder Chaim und von seiner Mutter Reszka. Die Fotos befanden sich unter archivierten offiziellen Registrierungsdokumenten des Radomer Ghettos.

Selten habe ich jemanden bewegter gesehen als Joe, als er diese Fotos in der Hand halten durfte und seine geliebte Familie darauf erblickte ... Gesichter, die er seit den frühen 1940er-Jahren nicht mehr gesehen hatte. Nun zieren diese Bilder die Wände in Joes und Irenes Haus. Joe sagt, dass er jeden Tag mit ihnen allen spricht und für sie betet, so wie er es stets für all die Seinen tut, die er liebt.

Uns fehlen immer noch Fotos von Joes jüngerem Bruder Abram und seiner Schwester Laja. Jedes Mal, wenn ich Joe sehe, fragt er mich, ob ich Fotos von ihnen gefunden hätte. Ich bete inständig darum, dass wir bald die fehlenden Fotos ausfindig machen können. Man könnte diesem lieben Menschen kein grösseres Geschenk machen.

Wenn mir jemand in der Zeit, bevor ich Joe kennen lernte, gesagt hätte, dass ich nur wenige Jahre später in der *U.S. Library of Congress* sprechen würde, im *U.S. Holocaust Memorial Museum* in Washington, D.C., und in der *Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau* in Polen, dass ich bei Gedenkfeiern die Hauptvorträge zu verschiedenen Holocaust-Themen halten würde, dann hätte ich das bestimmt für unmöglich gehalten! Ich bin keine Jüdin, und bevor ich Joe kennen lernte, stammte mein Wissen über den Holocaust in erster Linie aus dem, was ich an der Highschool darüber gelernt hatte.

Ich habe immer daran geglaubt, dass Gott Menschen, mit denen niemand gerechnet hat, auf unerwartete Weise gebraucht. Ich weiss nicht, ob es Gottes Plan war, dass ich diese Geschichte schrieb, aber ich glaube

fest daran, dass er uns alle immer wieder dazu bewegen will, auf ihn zu hören und seiner Führung zu folgen.

Nachdem Joe mir seine Lebensgeschichte erzählt hatte, bekam ich den starken Eindruck, dass wir das, was wir daraus lernen können, beständig an andere weitergeben sollten. Das sind wir denen schuldig, die im Holocaust umgekommen sind, und auch denen, deren Leben dadurch zerstört wurde. Denn wir wissen, dass die Geschichte sich wiederholen kann, und das manchmal auf schreckliche Weise.

Ich bin sehr dankbar, dass der Fontis-Verlag nun Joes Geschichte auf Deutsch veröffentlicht.

Direkt nach dem Krieg ging Joe ausgerechnet nach Deutschland. Ich glaube, dass Gott diese Zeit dazu benutzt hat, Joe Gutes zu tun. Denn in Deutschland begann Joe allmählich zu heilen ... innerlich wie äusserlich, und dort lernte er auch Irene kennen, die Liebe seines Lebens.

Als Joe mir das erste Mal von seiner Heimatstadt Radom erzählte, hätte ich mir nie träumen lassen, dass ich einmal gebeten werden würde, Joes Geschichte anlässlich des 75. Jahrestages der Auflösung des Radomer Ghettos zu erzählen. Ich kann die Gefühle kaum beschreiben, die mich bewegten, als ich durch die Strassen ging, in denen Joe und seine Familie gelebt hatten. Joe selbst ist seit dem Ende des Krieges nie wieder nach Polen zurückgekehrt.

Während des Zweiten Weltkriegs wurden die Grabsteine des jüdischen Friedhofs in Radom geschändet. Wo es früher Tausende von Grabsteinen gegeben hat, ist jetzt ein überwiegend kahles Gelände vorzufinden. Eine Gruppe von sehr engagierten Wissenschaftlern hat es sich jedoch zur Lebensaufgabe gemacht, möglichst viele der zerstörten Grabsteine wiederzufinden und zu restaurieren.

Sie haben vor Ort eine Gedenkstätte eingerichtet. Ich bete darum, dass die Grabsteine von Joes Vater und von seinem Bruder Solomon, für die Joes Mutter so hart gearbeitet und gespart hat, eines Tages wiedergefunden werden. Meines Wissens ist dies noch nicht geschehen. Doch viel-

leicht werden ja im Laufe der Zeit, wenn es ein wachsendes Bewusstsein für die Bemühungen um die Wiederherstellung gibt, immer mehr Fragmente von Grabsteinen gefunden.

Ich war tief bewegt, als ich dort auf dem Friedhof von Radom im Gedenken an Joes verstorbene Familie Kerzen der Liebe anzünden durfte.

Während ich durch die Strassen von Radom ging, musste ich immer wieder an all die Menschen denken, die dort nicht alt werden durften. Dieser Gedanke erschütterte mich und hinterliess bei mir ein tiefes Gefühl der Leere. Das hier, so empfand ich es unaufhörlich, war alles nicht so, wie es sein sollte.

In mir hallten Joes Worte nach, die er mir gegenüber so oft geäussert hatte, wenn er über den Krieg und den Holocaust sprach. Das, was geschehen war, so sagte er, «war nicht so, wie Gott sich das Leben gedacht hat». Als ich mich in Radom umsah, wusste ich, dass er recht hatte. Diese Strassen hätten erfüllt sein sollen mit dem Klang jüdischer Stimmen ... mit Liebe, Lachen und Gesang. Doch diese Stimmen waren nun für immer verstummt.

Manche Leute sagen, es sei denkbar, dass das Heilmittel für Krebs und viele andere Krankheiten in den Krematorien in Rauch aufgegangen ist. Denn wir werden nie wissen, was durch den Verlust auch nur eines einzelnen menschlichen Lebens damals verloren gegangen ist. Was hätten diese Menschen vielleicht bewirkt, wenn sie weitergelebt hätten, was hätten sie entdeckt, geschaffen oder erfunden? Und nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Kinder und deren Nachkommen über viele Generationen hinweg. Niemand weiss, was Radom wirklich verloren hat, als es seine blühende jüdische Gemeinschaft verlor. Wir werden niemals herausfinden, was uns allen dadurch verloren gegangen ist.

Am 20. März 2019 durfte ich nach einem Vortrag über Joes Lebensgeschichte an der *Colorado State University* in Fort Collins, Colorado, zwei ganz besondere Überraschungs-Gäste vorstellen. Viele Zuhörer hatten

Tränen in den Augen, als ich Joe und Irene nach vorne bat. Während Joe den Versammelten dankte für ihre Liebe und dafür, dass sie sich seine Lebensgeschichte angehört hatten, war ich selbst mit grosser Dankbarkeit erfüllt, dass er seine Geschichte erzählt hatte, bevor es zu spät war. Ich hoffe, dass andere dadurch angeregt werden, es ebenso zu tun, egal was sie selbst erlebt haben.

Es ist mir eine grosse Ehre und ein unbeschreiblich grosser Segen, dass ich ein Teil von Joes Leben werden durfte, während seine ungewöhnliche Reise weitergeht.

Obwohl Joe mittlerweile 98 Jahre alt ist, kann er immer noch nicht über seine polnische Familie sprechen, ohne weinen zu müssen. Und während wir die Lehren des Holocaust niemals vergessen dürfen, all die kostbaren Leben, die dort untergingen, und das Böse, das alles durchdrang, so sollten wir uns dennoch auch immer an die Kraft im menschlichen Geist erinnern, die das Unvorstellbare überwinden kann.

Immer wenn Joe und ich miteinander sprechen, bittet er mich, allen zu sagen, sie sollten «das Leben lieben, Gott lieben und einander lieben ... das ist alles, worauf es ankommt».

Im Grunde bittet Joe uns mit diesen Worten, gemäss dem Vermächtnis seiner Erfahrungen zu handeln.

Als Christin bin ich der Überzeugung, dass es keinen stärkeren Satz gibt als diesen: «Gott ist Liebe» (1. Johannes 4,8b). Ich glaube, dass Gott seine Liebe dadurch zeigte, dass er Christus auf diese Erde sandte, um unter uns zu leben und uns zu lehren. Ich glaube, dass er uns immer noch lehrt. Auf jeden Fall lehrt er mich.

Joes Geschichte hat meinen eigenen Glauben auf eine Art und Weise bereichert, die ich mir früher nie hätte vorstellen können, ebenso wenig wie all die Bekundungen der Liebe und Anteilnahme, die wir von Menschen aus aller Welt erhalten haben. Die Liebe ist tief in Joes Geschichte hineingewoben. Dies beginnt schon damit, dass er Gottes Liebe durch die Fürsorge seiner Mutter erfuhr, durch sein Zuhause, seine Familie, Nachbarn und Freunde.

In der ganzen Zeit, die ich mit Joe verbrachte, spürte ich etwas Überweltliches in seiner Verbindung zu Gott. Denn trotz seiner schrecklichen Verluste und seiner Trauer hat er immer wieder kleine Lichtblicke der Güte, Liebe und Fürsorge Gottes erlebt. Ich glaube, das ist es auch, was ihm Halt gegeben hat, als alles andere verloren schien.

Joe hat das Schlimmste erlebt, was Menschen einander antun können, und doch ist sein Glaube darunter nicht zusammengebrochen. Er war für ihn wie ein helles Licht, das in der Dunkelheit schien. Gibt es etwas Größeres, das wir aus all dem lernen könnten?

Am Ende bleiben im Grunde genommen nur die Worte übrig, deren Wahrheit durch nichts zu übertreffen ist, die weisen Worte, mit denen Joe uns alle auffordert: «Liebt das Leben, liebt Gott und liebt einander ... das ist alles, worauf es ankommt.»

Gott segne Sie alle!

Nancy Sprowell Geise

21. Mai 2019

Wundervolle Entwicklungen

Die Veröffentlichung von Joes Lebensgeschichte hat Kreise gezogen.* Zusätzlich zu einer Flut von positiven Leser-rückmeldungen, Einladungen der Autorin zu Vorträgen und der Verleihung von diversen Preisen konnten im Herbst 2015 drei Fotos von Mitgliedern aus Joes Familie gefunden werden.

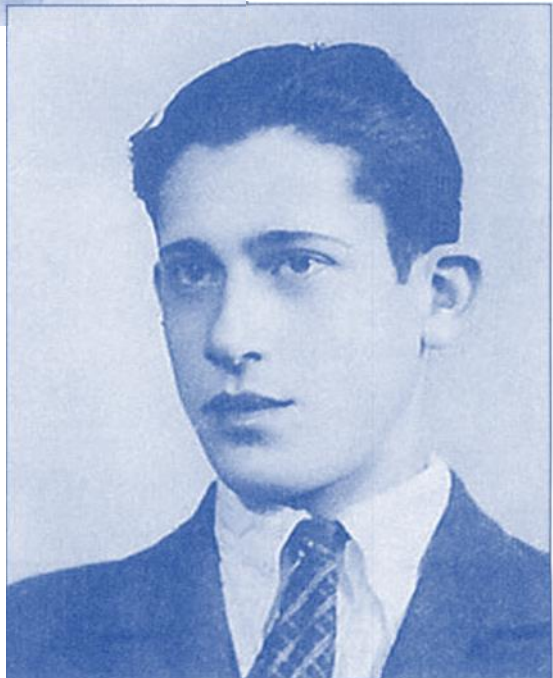
Siehe dazu auch das aktualisierte Nachwort der Autorin.



Joes älterer Bruder

Dawid Anszel

Das Foto stammt von einem Antrag auf Ausstellung eines Personalausweises vom März 1941. Quelle: Polnisches Nationalarchiv «Narodowe Archiwum Cyfrowe» (NAC).



Joes Zwillingbruder
Chaim

Das Foto stammt von einem Antrag auf Ausstellung eines Personalausweises vom September 1941. Quelle: Polnisches Nationalarchiv «Narodowe Archiwum Cyfrowe» (NAC).



Joes Mutter Reszka

Das Foto stammt von einem Antrag auf Ausstellung eines Personalausweises vom August 1941. Quelle: Polnisches Nationalarchiv «Narodowe Archiwum Cyfrowe» (NAC).



21. November 2015: Joe Rubinstein und die Autorin Nancy Sprowell Geise sind sehr bewegt, nachdem Nancy Joe Fotos seiner geliebten Mutter und seiner Brüder überreicht hat – Familienmitglieder, die er seit seiner Entführung aus dem Radom-Ghetto in den frühen 1940er Jahren nicht mehr gesehen hat.



Joe und Irene mit der Autorin Nancy Sprowell Geise, nachdem «Auschwitz #34207 – The Joe Rubinstein Story» 2016 von der «Florida Authors and Publishers Association (FAPA)» vier Mal mit Gold ausgezeichnet wurde.

Dank der Autorin

Mein Dank gilt Gott und Jesus Christus, für mein Leben und die Liebe, die alles durchzieht.

Es gibt so viele wunderbare Menschen, denen ich zu grossem Dank verpflichtet bin und die mir geholfen haben, diese Geschichte zum Leben zu erwecken. Mein tiefster Dank gilt Joe, weil er mir die Aufgabe anvertraut hat, seine aussergewöhnliche Lebensgeschichte aufzuschreiben, und mir gezeigt hat, was es heisst, ein von Freude erfülltes Leben zu führen und niemals die Hoffnung aufzugeben, ganz gleich, welche Herausforderungen zu bewältigen sind.

Irene danke ich dafür, dass sie Joe auf so liebevolle Weise dazu ermutigt hat, über seine oft so schmerzhaften und schweren Erfahrungen zu sprechen, und dass sie mir ausführlich vom tragischen Verlust ihres geliebten Bruders berichtet hat. Ich werde nie vergessen, wie Irene uns mit ihrem köstlichen Tee und leckeren Kleinigkeiten zu essen über unsere langen und emotionsreichen Gespräche hinweggeholfen hat.

Joes Sohn Dan und seiner Frau Julie danke ich für ihre Unterstützung bei der Organisation der Interviews, der Fotos und des Forschungsmaterials. Joe und all seinen Angehörigen danke ich für ihre Geduld bei der langen Wartezeit bis zur Vollendung dieses Buches.

Für immer dankbar bin ich:

Meinem Mann Doran, dem besten Geburtshelfer für ein Buch, den man sich nur vorstellen kann. Ohne seine Liebe und Unterstützung hätte ich dieses Buch weder anfangen noch vollenden können. Ich bin sehr dank-

bar für seine Weisheit, sein Verständnis und seine behutsame Begleitung in diesem langen Prozess, und das nicht nur mir, sondern auch Joe gegenüber. Doran hat es geschafft, mich jeden Tag wieder zurück ins Licht zu holen, nachdem ich mich stundenlang an die finsternen Orte der nationalsozialistischen Konzentrationslager begeben hatte.

Meinen Töchtern Crystal, Hallie und Natalie – die das Licht meines Lebens sind.

Meinen Eltern Bob und Lucretia Spowell für ihre unaufhörliche Unterstützung und bedingungslose Liebe.

Meinen vielen, vielen Familienangehörigen und Freunden, die mich auf dieser neuerlichen Reise des Schreibens immer wieder ermutigt haben.

Meinem fantastischen pensionierten Englischlehrer an der Highschool, John Forssman, für seine beständigen Anregungen, seine Einsichten und seine Ermutigung. Ohne ihn wäre dieses Buch nicht geschrieben worden.

Den Korrekturlesern meines Manuskriptes: John und Sharon Forssman; Sara Hunt; Betsy McDermott; Charlotte Bates; Sybil Wiegman; Jenny Bergstrom; Sheryl McCarthy; Leisa Doran; Sue Fackler; Jane Goble; Jamie Meyer; Carole Fraley; Clare Spowell; Lucretia Spowell; Cheryl Davis; Cindy Frost; Connie und Bruce Berman; sowie Doran, Dale, Crystal, Hallie und Natalie Geise. Ein besonderes Dankeschön an Dan Wilson, Julie Wilson und Mark Wilson für ihre hilfreichen Hinweise, Korrekturvorschläge und Ergänzungen.

Den vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C., für ihr grosses Engagement, damit wir alle niemals vergessen, was in der Vergangenheit geschehen ist. Dazu gehören vor allem Peter Black, Geoffrey P. Megargee und nicht zuletzt Michlean Amir, dem Informations-Koordinator, dem mein ganz besonderer Dank gilt. Seine Hilfe und seine Kenntnisse waren für mich von unschätzbarem Wert.

Dr. David Silberklang von Yad Vashem, leitender Historiker des *Inter-*

national Institute for Holocaust Research und Autor des Buches *Gates of Tears: The Holocaust in the Lublin District*; Dr. Michael Berenbaum, Direktor des *Sigi Ziering Institute* und Professor für Judaistik an der American Jewish University. Beide haben mir sehr geholfen, indem sie zahlreiche Fragen beantworteten.

Der Fotografin Crystal Geise Merrill (*crystalisphoto.com*) für die wunderbaren Fotos von Joe und Irene und für ihre fachliche Unterstützung in vielen Bereichen, vor allem bei der Entwicklung meiner Homepage.

Donna Mazzitelli (*writingwithdonna.com*), die dieses Projekt literarisch betreut hat. Ohne ihre hervorragende Arbeit wäre das Buch niemals in Druck gegangen.

Dem Verlag Merry Dissonance Press (*merrydissonancepress.com*).

Der Lektorin Melanie Zimmerman.

Polly Letofsky von *MyWord!Publishing*.

Zu Beginn dieses Jahres hatte ich die Ehre, an einem grossen Treffen der Autorenvereinigung «Author U» in Denver, Colorado, teilzunehmen. In einer Veranstaltung, deren Format in etwa mit der TV-Show «Die Höhle der Löwen» vergleichbar ist, stellte ich dieses Buchprojekt vor. Nachdem die Jury Joes Geschichte in Auszügen gehört hatte, boten erstaunlich viele von ihnen mir ihre Hilfe an, das Buch an die Öffentlichkeit zu bringen.

So bin ich folgenden hervorragenden und äusserst grosszügigen Unternehmerinnen und Unternehmern für immer zu Dank verpflichtet:

Nick Zelinger, NZ Graphics (*nzgraphics.com*) für das Buchcover und das Layout innerhalb des Buches. Nick ist wirklich grossartig!

Susi Scott und ihrem Team von 125 Productions (*125productions.com*), mit ihrem sehr talentierten Fotografen und Videografen, Nicholas DeSciouse, DeSciouse Productions (*desciouse.com*), für die Entwicklung eines Werbevideos und das beeindruckende Cover-Foto.

Judith Briles (Author U) *AuthorU.org*

Mark Coker (Smashwords) *Smashwords.com*

Amy Collins (Newshelves) *newshelves.com*

Kathi Dunn (Dunn + Associates Design) *dunn-design.com*

Daniel Hall (Daniel Hall Combined Enterprises) *greatproductsupport.com*

John Kremer (Open Horizons; Book Market) *bookmarketingbestsellers.com*

Penny Sansevieri (Author Marketing Experts, Inc.) *amarketingexpert.com*

Justine Schofield (Pubslush) *pubslush.com*

Joan Stewart (The Publicity Hound) *http://PublicityHound.com*

... und vielen anderen, die ihre Hilfe angeboten haben.

Ich möchte mich sehr herzlich bei allen bedanken, die mich zu sich eingeladen haben, um Joes Geschichte vorzustellen! Sie haben mich bei sich zuhause willkommen geheissen, in Ihrem Betrieb, Ihrer Kirche oder Synagoge, in Ihrer Schule oder Universität, Ihrem Museum, Ihrem Verein oder Ihrer Stadt. Ihre Liebe und Unterstützung waren für mich eine grosse Ermutigung.

Ebenso danke ich den vielen Leserinnen und Lesern, die sich die Zeit genommen haben, freundliche Zeilen an mich und an Joe und Irene zu schreiben und uns Anteil zu geben daran, wie Joes Geschichte ihr eigenes Leben verändert hat. Das bedeutet uns mehr, als wir jemals mit Worten zum Ausdruck bringen könnten.

Jakub Mitek (Radom, Polen) wird immer einen besonderen Platz in meinem Herzen haben für seine wunderbare Gastfreundschaft während meines Besuches in Radom im Jahr 2017, als ich dort anlässlich des 75. Jahrestages der Auflösung des Radomer Ghettos Joes Geschichte erzählte. Jakub engagiert sich mit grossem Einsatz und bemerkenswertem kreativem Talent im Resursa Obywatelska Kultur- und Kunstzentrum in Radom. Gemeinsam mit Pädagogen, Vertretern der Stadt Radom, jüdischen Verantwortlichen, Holocaust-Überlebenden und deren Familien sowie Bürgern aus Radom werden dort Veranstaltungen geplant wie zum Beispiel *The Trace* («die Spur»), um an die einst blühende jüdische Kultur in Radom zu erinnern.

Ein Dankeschön auch an Hilda Chazanovitz und Sharon Grosfeld, die meinen Besuch in Radom ermöglicht haben.

Mein Dank gilt ausserdem:

Dem Personal und den ehrenamtlichen Helfern des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau in Oswięcim, Polen, für die freundliche Einladung an mich, ihnen Joes Geschichte weiterzugeben. Tomasz Michaldo (verantwortlich für die Führungen in Auschwitz) für all seine Hilfe und dass er meinen Besuch dort zu einem unvergesslichen und bewegenden Ereignis hat werden lassen. Es war mir eine grosse Ehre.

Dem Personal und den ehrenamtlichen Helfern des United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D.C., die mich ebenfalls eingeladen haben, um Joes Geschichte zu erzählen, und die so vieles dafür tun, dass die Welt niemals vergisst, was damals geschehen ist. Der Journalistin Marsha Dubrow für ihren Bericht über diese Veranstaltung im Museum und für ihre Führung durch Washington, D.C. Paul Messersmith, der mich seit der Veröffentlichung des Buches immer wieder unterstützt und mir eine Signierstunde in der schönen Buchhandlung des Museums ermöglicht hat.

Gail Shirazi von der United States Library of Congress, Washington, D.C., für den warmen und freundlichen Empfang während meines Besuches dort, als ich Joes Geschichte im Rahmen einer ganz besonderen Vortragsreihe präsentieren durfte. Ihr Engagement und ihre Begeisterung für das Leben sind ansteckend und erinnern mich sehr an Joes Freude.

Susan Weinberg, einer Forscherin, durch deren Arbeit Joe eines der grössten Geschenke seines Lebens erhielt: Fotos von seiner Mutter und seinen Brüdern. Mir fehlen einfach die Worte, um Susan angemessen danken zu können für das, was sie getan hat.

Richard Rieman, Produzent und Sprecher von Hörbüchern (Richard@AudiobookRevolution.com), der geholfen hat, Joes Geschichte (auf Englisch) in ein preisgekröntes Hörbuch zu verwandeln. Er hat Joe so

schön und beeindruckend wiedergegeben, und die Zusammenarbeit mit ihm war sehr bereichernd und hat mir viel Freude gemacht.

Ralph Hipp vom Fernsehsender WIBW TV in Topeka, Kansas (USA), der mich mehrmals in seine *Red Couch Show* eingeladen hat, um zu berichten, wie es bei Joe weiterging.

Dave Hodgson von *Talk Radio Europe* für sein Interview: www.talkradioeurope.com/clients/ngeise.mp3 (aufgenommen am 29. April 2015).

Und schliesslich all denen, die die Veröffentlichung dieses Buches in deutscher Sprache ermöglicht haben:

Anna Termine, die mir geholfen hat, mich im Dickicht ausländischer Verlagsrechte zurechtzufinden.

Ulla Ewald, die von Deutschland aus mit mir Kontakt aufnahm, nachdem sie Joes Geschichte gelesen hatte, und mir ihren Wunsch mitteilte, das Buch auf Deutsch zu veröffentlichen. Immer wieder staune ich über ihre Leidenschaft und ihre Entschlossenheit, sich für dieses Buch einzusetzen und ihm den Weg zum *Fontis-Verlag* zu ebnen. Ich werde der lieben Ulla für immer dankbar sein!

Anja Findeisen-MacKenzie, die Joes Geschichte so schön ins Deutsche übertragen hat. Danke, Anja!

Christian Meyer und dem Team von *Fontis*, die dieses Buch den deutschen Leserinnen und Lesern nahebringen. Ich bin überaus dankbar für ihren grossen Einsatz und die Professionalität, mit der sie dieses Projekt verwirklichen. Ich freue mich auf die neuen Wege, die sich dadurch vielleicht in Zukunft eröffnen werden.

Ganz besonders möchte ich Anne Helke vom *Fontis-Verlag* danken für ihre unendliche Geduld und Hilfsbereitschaft im Zusammenhang mit diesem Projekt. Ich bin sehr dankbar für ihr professionelles Talent und ihre aufrichtige Liebe zu Christus. Sie ist eine Lektorin, wie jeder Autor sie sich nur wünschen kann. Mit ihr erscheint die Distanz zwischen Basel und Topeka (Kansas, USA) viel geringer. Dank ihrer Sorgfalt und ihres Einsatzes werden Generationen deutschsprachiger Leserinnen und Leser Joes

besondere Geschichte von Glaube, Liebe und Hoffnung erfahren können. Dafür werde ich ihr immer dankbar sein! Gott sei gelobt!

Ein Dank, der so gross ist, dass er sich kaum in Worte fassen lässt, geht an die Männer und Frauen der alliierten Streitkräfte, die während des Zweiten Weltkriegs immense Opfer gebracht haben, um Joe und so vielen anderen Menschen die Freiheit zu bringen.

Mein ganz persönlicher Dank gilt ausserdem unserer geliebten Golden-Retriever-Hündin Prairie Dog, die bei jedem Wort, das ich schrieb, und bei jeder Träne, die ich weinte, an meiner Seite war auf dem schwierigen Weg, während dieses Buch entstand. Sie starb mit vierzehn Jahren, genau einen Tag, nachdem ich das Manuskript beendet hatte. Manchmal denke ich, sie wusste irgendwie, dass sie noch warten musste, bis wir das gemeinsam zu Ende gebracht hatten. Ich hätte das ohne sie nicht durchgestanden.

Zum Schluss bleibt mir noch zu sagen, dass ich beim Schreiben dieses Buches eine Familie kennen und lieben gelernt habe, die ich so gern schon früher gekannt hätte – eine Familie, die uns niemals hätte genommen werden dürfen. Ich bin so dankbar für das Leben von Irenes Bruder Walter Gusenda und für Joes Familie – seine Mutter Reszka «Rachel» und seine Geschwister: Dawid «Anszel», Chaim, Abram und Laja Rubinstein, die uns an die wertvollen Menschenleben erinnern, die sich hinter den trockenen Statistiken verbergen – jene Menschen, die während des Krieges umkamen und die Millionen Opfer des Holocaust.

Sie alle waren so kostbar.

Endnoten

– TEIL 1 –

- ¹ Quelle: Fordham University, Modern History Sourcebook: Adolf Hitler: *The Obersalzberg Speech*. 22. August 1939. <http://www.fordham.edu/halsall/mod/hitler-obersalzberg.asp> (Zugriff am 18.04.2019).
- ² Anmerkung der Autorin: Joe erzählte mir, dass die Arbeiter, sobald sie Dolp kommen sahen, stets flüsterten: «Da kommt der Schweinehund. Jetzt wird wieder jemand verletzt.» Somit stehen die Worte des Mannes, der sich neben Joe befand, stellvertretend für das, was auch die anderen Männer sagten. Joe beschrieb, wie Dolp angeritten kam, als sie Panzergräben aushoben, wie er seine Pistole zog und auf diejenigen schoss, die ihre Köpfe hoben. Einige der erschossenen Männer befanden sich nicht in dem Graben, den Joe aushob, sondern in anderen Gräben ganz in der Nähe. Joe erinnerte sich vor allem an das Klicken von Dolps Waffe vor dem Schiessen – und wie er nach seiner Tat einfach das Pferd wendete und davonritt. Quelle: Joe Rubinstein.
- ³ Anmerkung der Autorin: Wir gehen davon aus, dass sich die beschriebenen Szenen in dem Arbeitslager nahe Cieszanów, Polen, ereigneten, das sich im Herbst 1940 dort befand. Quelle: Joe Rubinstein. (Siehe auch im Anhang unter «Vertiefende Informationen» den Abschnitt 1 C über Cieszanów und Abschnitt 4 A über SS-Standartenführer Dolp).
- ⁴ Anmerkung der Autorin: Im August 1940 wurden etwa 2.000 Juden in die Arbeitslager der Region Lublin deportiert, um Panzergräben und Befestigungsanlagen an der Grenze zwischen dem von Deutschland und dem von der Sowjetunion besetzten Teil Polens zu bauen. Hunderte Juden aus Radom wurden zur Zwangsarbeit in die Lager nahe der Grenze zur Sowjetunion gebracht; hierzu gehörte auch das Lager in Cieszanów. Quelle: Holocaust Education and Archive Research Team. «Radom». *Holocaust Research Project*. <http://www.holocaustresearchproject.org/ghettos/radom.html> (Zugriff am 20.06.2019).
- ⁵ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Die äussere Beschreibung der Soldaten ist etwas ausführlicher. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶ Anmerkung der Autorin: Im Februar 1942 und am 28. April 1942 wurden im Radomer Ghetto Razzien durchgeführt. Die Nazis wollten die Personen eliminieren, von denen sie befürchteten, dass sie den Widerstand gegen die bevorstehende Deportation der Radomer Juden zu den Vernichtungslagern organisieren wollten. SS-Leute kamen mit ei-

ner Namensliste ins Ghetto und nahmen die gefürchteten Anführer fest. Einige wurden bereits am Eingang ihrer Wohnungen umgebracht; andere wurden in das örtliche Gefängnis abtransportiert, und viele wurden nach Auschwitz gebracht. Quelle: Eintrag «Radom» aus der *Encyclopedia of Jewish Communities in Poland* (Pinkas Hakehilot), Band VII (Poland), S. 530-543. Einsehbar unter: http://www.jewishgen.org/yizkor/pinkas_poland/pol7_00530.html. Copyright © 1999-2019 by JewishGen, Inc. (Zugriff am 20.06.2019).

Die Enzyklopädie wird veröffentlicht von der *Gedenkstätte der Märtyrer und Helden des Staates Israel im Holocaust* (Yad Vashem) in Jerusalem.

- ⁷ Anmerkung der Autorin: Es ist unklar, ob Joes Name oder die Namen seiner älteren Brüder, die nicht mehr im Haus lebten, auf der Liste der Nazis standen. Es ist nicht bekannt, warum Joe ins Visier der Nazis geriet, denn er war kein Aktivist. Joe meint, er sei nur deshalb mitgenommen worden, weil er der älteste männliche Bewohner im Haus war. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁹ Anmerkung der Autorin: Das Aussehen des Rabbi und kleine Details des Begräbnisses sind gemäss der jüdischen Tradition beschrieben; dazu gehört auch, wie Joe Erde in das Grab warf und wie seine Grosseltern sich verhielten. Die Beschreibung der letzten Stunden des Vaters entsprechen dem, was Joe mir berichtet hat. Joes Mutter zündete immer wieder Petroleumlampen auf den Gräbern von Joes Vater und von Joes Bruder Solomon an. Quelle: Joe Rubinstein.
- ¹⁰ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ¹¹ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ¹² Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ¹³ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Geringfügige Details, einschliesslich der Gespräche, sind etwas ausführlicher dargestellt. Quelle: Joe Rubinstein.
- ¹⁴ Anmerkung der Autorin: Joes Arbeit mit Herrn Nagel ist auch in den Einzelheiten so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Der Nachbarsjunge, der seine jüdischen Spielkameraden beim Fussball beschimpft, steht stellvertretend für den wachsenden Antisemitismus in Radom. Quelle: Joe Rubinstein.
- ¹⁵ Anmerkung der Autorin: Joe beschrieb Herrn Nagel als politisch scharfsinnigen, brillanten Mann. Er teilte Joe seine Ansichten offen mit, während sie miteinander arbeiteten. Einzelne Details ihrer Gespräche wurden auf der Grundlage von Recherchen durch die Autorin ergänzt.
- ¹⁶ Anmerkung der Autorin: Joe versteckte sich am 1. September 1939 mit seiner Familie während der ersten Angriffswelle auf Polen – auch Radom blieb von Bombenangriffen

nicht verschont – unter dem Küchentisch. Weitere Details wurden auf der Grundlage von Recherchen durch die Autorin ergänzt.

- ¹⁷ Anmerkung der Autorin: Details darüber, wo Joe genau war, als die Deutschen in Radom einmarschierten, und die beschriebenen Zeitungsfotos wurden auf Grundlage der Recherchen der Autorin ergänzt. Nach Joes Aussage ging die Invasion so schnell vor sich, dass die Nazis plötzlich überall in der Stadt waren. Quelle: Joe Rubinstein.

– TEIL 2 –

- ¹⁸ Gitta Sereny: *Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker: Franz Stangl und die Morde von Treblinka*. Aus dem Englischen von Helmut Röhring. Überarbeitete Neuauflage. S. 237. München, Piper Verlag, 2. Auflage 1995.

- ¹⁹ Quelle: United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D.C.

Artikel «Ohrdruf» in: *Holocaust Encyclopedia*. Online unter:

<https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/ohrdruf> (Zugriff am 02.07.2019).

- ²⁰ Anmerkung der Autorin: Ein paar Details von Gesprächen wurden von mir ausführlicher wiedergegeben, als sie in Wirklichkeit stattgefunden haben. Joes Worte gegenüber dem Jugendlichen, der ankündigte, vom Lastwagen zu springen, entsprechen dem, was Joe mir erzählt hat. Quelle: Joe Rubinstein.

- ²¹ Anmerkung der Autorin: Joe erzählte mir, dass den ganzen ersten Tag über immer mehr Männer mit dem Lastwagen eingesammelt wurden. Er ist überzeugt, dass sie an dem Tag Radom verliessen, weil sie irgendwann an Gebäuden Halt machten, die ihm unbekannt vorkamen; dort mussten sie die ganze Nacht auf dem Lastwagen verbringen. Da das genaue Datum von Joes Verhaftung unbekannt ist, lässt sich auch nicht exakt feststellen, wie lange es dauerte, bis er nach Auschwitz kam. Joe erinnert sich deutlich, dass er zwei Tage und eine Nacht auf dem Lastwagen verbrachte und danach für ein paar Monate in kleineren Lagern war, bis er schliesslich nach Auschwitz gebracht wurde.

Joe sagt, dass er etwa zwei Wochen nach der Schliessung des Ghettos zu Hause gefangen genommen wurde. Die Tore des Ghettos wurden am 7. April 1941 geschlossen. Zehn und zwölf Monate später fanden im Ghetto Razzien durch die Nazis statt, und zwar im Februar 1942 und am 28. April 1942. Durch Joes eintätowierte Nummer wissen wir, dass er am 30. April 1942 zusammen mit 606 weiteren Männern aus Radom in Auschwitz ankam. Ich halte es für wahrscheinlich, dass dies im Zusammenhang mit der Razzia vom 28. April geschah.

Wenn Joe aber bereits kurz nach der Schliessung des Ghettos im Jahr 1941 verhaftet wurde, dann bleibt die Frage offen, wie er gemeinsam mit den anderen Männern aus Radom am 30. April 1942 nach Auschwitz kam. War Joe vorher noch in kleineren Lagern inhaftiert und wurde schliesslich am selben Tag wie die anderen Radomer Juden nach Auschwitz gebracht?

Ich vermute, dass Joe die Zeit, in der er, wie er sagt, «von Lager zu Lager» gebracht wurde (was seiner Meinung nach in der Zeit vor Auschwitz geschah), verwechselt mit

der Zeit mehrere Jahre später, als er, nachdem er Auschwitz verlassen hatte, auf Lastwagen zu vielen kleineren Lagern transportiert wurde. Aber das ist nur eine Spekulation meinerseits. Bei meinen Recherchen habe ich es mehrmals erlebt, dass sich Joes Berichte, die ich zunächst für eine Verwechslung hielt, in jeder Weise bewahrheitet haben.

Am 28. April 1942 herrschte gemäss Wetteraufzeichnungen in Polen eine Temperatur von nur 1,1 Grad.

- ²² Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ²³ Anmerkung der Autorin: Joe beschrieb den Zug als dermassen überfüllt, dass kaum Platz zum Stehen war; die Menschen riefen nach ihren Angehörigen, beteten laut oder schrien vor Qualen. Die Menschen, die um Joe herum Schlange standen, sowie die Menschen im Zug stehen stellvertretend für das, was Joe allgemein über den qualvollen Transport nach Auschwitz erzählt hat. Sie erhielten während der ganzen Fahrt nichts zu essen und bekamen nur bei einem einzigen Halt ein paar Schlucke zu trinken. Details wie zum Beispiel, dass Joe mit dem Kopf gegen seinen Nebenmann stiess, stehen ebenfalls stellvertretend für Joes Erfahrungen an Bord des Zuges. Quelle: Joe Rubinstein.
- ²⁴ Anmerkung der Autorin: Joe sagt, dass er bis zu seiner Ankunft dort nie zuvor etwas von Auschwitz gehört hatte. Er glaubt, dass sie am späten Nachmittag mit dem Zug dort ankamen. Die erwähnten Häftlinge und Soldaten stehen stellvertretend für das, was Joe allgemein beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ²⁵ Quelle: Yad Vashem, «The Auschwitz Album», *The Holocaust Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority*, https://www.yadvashem.org/yv/en/exhibitions/album_auschwitz/auschwitz-birkenau.asp (Zugriff am 04.07.2019).
- ²⁶ Anmerkung der Autorin: Die Beschreibung, wie Joe rasiert, mit Desinfektionsmitteln eingesprüht und tätowiert wurde und wie er völlig unpassende Kleidungsstücke erhielt, entspricht auch im Detail dem, was Joe mir erzählt hat. Die Beschreibung einzelner Häftlinge und Aufseher steht stellvertretend für das, was Joe allgemein über seine Ankunft in Auschwitz berichtet hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ²⁷ Quelle: Auszüge aus: «Tattoos and Numbers: The System of Identifying Prisoners at Auschwitz» In: *Holocaust Encyclopedia*. United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D.C.; online unter: <http://www.ushmm.org/wlc/en/article.php?ModuleId=10007056> (Zugriff am 04.07.2019).
- ²⁸ Quelle: Danuta Czech: *Auschwitz Chronicle 1939-1945: From the Archives of the Auschwitz Memorial and the German Federal Archives*, S. 161. Owl Book, New York: Henry Holt and Company, 1989/1990.
- ²⁹ Quelle: Danuta Czech: *Auschwitz Chronicle 1939-1945: From the Archives of the Auschwitz Memorial and the German Federal Archives*, S. 161. Owl Book, New York: Henry Holt and Company, 1989/1990.
- ³⁰ Anmerkung der Autorin: Die Beschreibung einzelner Häftlinge und Aufseher steht stellvertretend für das, was Joe mir allgemein über seine ersten Tage in Auschwitz er-

zählt hat. Der eine hier beschriebene Tag ist repräsentativ für die vielen Tage, die Joe in Auschwitz verbracht hat. Quelle: Joe Rubinstein.

- ³¹ Anmerkung der Autorin: Joe wurde in Birkenau untergebracht, einem der drei Lager des Auschwitz-Komplex. Quelle: Joe Rubinstein.
- ³² Quelle: Danuta Czech: *Auschwitz Chronicle 1939-1945: From the Archives of the Auschwitz Memorial and the German Federal Archives*, S. 161. Owl Book, New York: Henry Holt and Company, 1989/1990.
- ³³ Anmerkung der Autorin: Die Beschreibung einzelner Häftlinge und Aufseher steht stellvertretend für das, was Joe mir allgemein über die Menschen um ihn herum erzählt hat. Der eine hier beschriebene Tag ist repräsentativ für die vielen Tage, die Joe in Auschwitz verbracht hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ³⁴ Quelle: Danuta Czech: *Auschwitz Chronicle 1939-1945: From the Archives of the Auschwitz Memorial and the German Federal Archives*, S. 161. Owl Book, New York: Henry Holt and Company, 1989/1990.
- ³⁵ Anmerkung der Autorin: Die Beschreibungen der Menschen in diesem Kapitel, inklusive des Mädchens mit den roten Haaren, stehen stellvertretend für Beobachtungen, die Joe während der Gesamtzeit seiner Gefangenschaft in Auschwitz gemacht hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ³⁶ Anmerkung der Autorin: Kinder wurden oft von den Eltern getrennt. Jüdische Männer, die ihre Religion durch äussere Zeichen zum Ausdruck brachten, wurden von der SS besonders verachtet, oft als Erste brutal misshandelt und/oder umgebracht. Quelle: Joe Rubinstein.
- ³⁷ Anmerkung der Autorin: Der hier beschriebene Tag steht stellvertretend für die vielen Tage, die Joe in Auschwitz zubrachte; dasselbe gilt für die Häftlinge, die mit ihm gemeinsam assen. Joe sagt, dass er fast jeden Tag in Auschwitz/Birkenau sah, wie Menschen Selbstmord begingen, indem sie «den Zaun berührten». Es ist anzunehmen, dass dies später in Joes Zeit in Auschwitz geschah, da die Zäune wahrscheinlich noch nicht elektrifiziert waren, als Joe dort ankam. Joe redete ausführlich über die vielen Sprachen der Gefangenen in Auschwitz. Quelle: Joe Rubinstein.
- ³⁸ Quelle: Zitat aus: Vorwort von Walter Laqueur. In: Danuta Czech: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*, S. 16. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1989.
- ³⁹ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁴⁰ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁴¹ Anmerkung der Autorin: Gelegentlich bekamen einige der Gefangenen Schaufeln ausgehändigt, um auf dem Gelände von Auschwitz den Schnee wegzuräumen. Sie schaufelten ihn in die Hemden der anderen Häftlinge, die ihn dann wegtransportierten. An den Tagen, an denen sie keine Schaufeln bekamen, mussten die Gefangenen den Schnee mit den Händen in ihre Hemden befördern. Quelle: Joe Rubinstein.

- ⁴² Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁴³ Anmerkung der Autorin: Joe konnte in Auschwitz nie Jemanden finden, den er aus Radom kannte. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁴⁴ Anmerkung der Autorin: Das Aussehen einzelner Leichen und das Verhalten der Insekten ist etwas ausführlicher dargestellt, als Joe es beschrieben hat. Der erwähnte Tag steht stellvertretend für die vielen Tage, an denen Joe Leichen abtransportieren musste. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁴⁵ Anmerkung der Autorin: Nachdem das Giftgas sich wieder verflüchtigt hatte, wurden sogenannte Sonderkommandos, d.h. Arbeitskolonnen von KZ-Häftlingen, mit Zangen und Scheren in die Gaskammern geschickt; sie wurden gezwungen, die Toten zu durchsuchen, deren Schmuck und Goldzähne zu entfernen sowie lange Haare abzuschneiden; all das wurde anschliessend nach Deutschland geschickt. Diese Sonderkommandos wurden von den übrigen Gefangenen getrennt untergebracht und nach einigen Monaten routinemässig ebenfalls getötet. Quelle: Jacqueline Shields: «Concentration Camps, The Sonderkommando.» *Jewish Virtual Library*.
<https://www.jewishvirtuallibrary.org/jsource/Holocaust/Sonderkommando.html>
 (Zugriff am 10.07.2019).
- ⁴⁶ Anmerkung der Autorin: Ich glaube, dass Joe die Leichen zu Gruben transportieren musste, die sich in der Nähe der zu Gaskammern umgebauten Gebäude in Auschwitz befanden. Joe erinnert sich, dass die Leichen in den riesigen Gruben von grossen Fahrzeugen aus mit Chemikalien besprüht wurden; danach wurden sie von grossen Bulldozern mit Erde zugeschüttet, aber nicht verbrannt. Somit ist es wahrscheinlich, dass Joe nicht mehr zu dieser Arbeitskolonne zur Leichenbeseitigung gehörte, als im Spätsommer 1942 die Leichenverbrennung in den offenen Gruben begann. Joe sagt, dass seine Arbeit auf den Abtransport der Leichen beschränkt war und dass das Entfernen von Haaren und Zähnen der Opfer nicht dazugehörte. Er war bei den übrigen Gefangenen untergebracht.
- ⁴⁷ Quelle: John C. Zimmermann: «How Reliable Are the Höss Memoirs?» *Holocaust, Holocaust Denial: Demographics, Testimonies and Ideologies*. <https://phdn.org/archives/holocaust-history.org/auschwitz/hoess-memoirs/> (Zugriff am 10.07.2019).
- ⁴⁸ Anmerkung der Autorin: Joe hat ausführlich darüber gesprochen, wie gern er die Pferde seines Vaters beobachtete, wenn sie in der Nähe ihrer Scheune grasten. Ehemalige KZ-Häftlinge haben berichtet, dass die Gefangenen Gras gegessen haben. Joe selbst hat nie davon erzählt.
- ⁴⁹ Irene Safran. Erfahrungsbericht (Mai 1978), United States Holocaust Memorial Museum. *At Auschwitz*.
<http://www.ushmm.org/remember/the-holocaust-survivors-and-victimsresource-center/benjamin-and-vladka-meed-registry-of-holocaust-survivors/behind-every-name-a-story/irene-safran/irene-safran-at-auschwitz> (Zugriff am 21. August 2014).
- ⁵⁰ Anmerkung der Autorin: Joe brachte seinem Nachbarn, der im Zugdepot von Radom

arbeitete, Mahlzeiten vorbei. Die Gedanken, die Joe durch den Kopf gingen, wenn er in der Nacht Züge hörte, sind ausführlicher dargestellt worden.

- ⁵¹ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Das Aussehen der Mithäftlinge und der Aufseher ist etwas ausführlicher beschrieben. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁵² Anmerkung der Autorin: Der erwähnte Kapo steht stellvertretend für Joes allgemeine Beschreibung des Wachpersonals. Die in diesem Kapitel geschilderten Gedanken über Joes Zwillingbruder stehen stellvertretend für die vielen Male, an denen Joe an ihn und seine anderen Geschwister dachte.
- ⁵³ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁵⁴ Anmerkung der Autorin: Joe glaubt, dass der Mann aus Radom, der ihm die schreckliche Nachricht über das Schicksal seiner Familie brachte, seine Mutter gekannt haben könnte. Einzelheiten dessen, was der Mann während der Räumung des Radomer Ghettos erlebte, sind hier ausführlicher beschrieben worden. Wir wissen nicht das genaue Datum, wann Joe den Mann traf, denken aber, dass es irgendwann gegen Ende des Jahres 1942 war. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁵⁵ Anmerkung der Autorin: Joe sagte mir, dass die Nächte in Auschwitz für ihn die schwierigste Zeit gewesen seien, weil er dann immer an all das Schreckliche denken musste, was er erlebt hatte. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁵⁶ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁵⁷ Anmerkung der Autorin: Joe beschrieb seine völlige Verzweiflung und sein Entsetzen, als er mehrmals Zeuge wurde, wie Kinder in Reihen aufgestellt und dann mit Knüppeln erschlagen wurden. Einzelne Kinder, Soldaten und ihre Handlungen sind ausführlicher beschrieben worden. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁵⁸ Anmerkung der Autorin: Die hier beschriebene Nacht steht stellvertretend für viele Nächte, die Joe in Auschwitz verbracht hat, wobei einige Details ergänzt wurden. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁵⁹ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶⁰ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶¹ «Der Gedanke, sie durch Arbeit zu vernichten, ist der beste.» Joseph Goebbels, Berlin 1942. Das Zitat stammt aus einer Besprechung von Reichsminister Thierack mit Joseph Goebbels am 14. September 1942. Quelle: *Nazi Conspiracy And Aggression*, Volume III, Dokument 682-PS, S. 496. Unter: https://www.loc.gov/rr/frd/Military_Law/pdf/NT_Nazi_Vol-III.pdf (Zugriff am 31.07.2019).
- ⁶² Anmerkung der Autorin: Nachdem Joe ein paar Tage lang in seinen Holzclobs mehrere Kilometer hin und zurück zur Kohlemine gegangen war, bat er um Lederschuhe und

erhielt auch welche. Es ist unklar, ob es sein Status als politischer Gefangener war, der es ihm ermöglichte, andere Schuhe zu bekommen. Quelle: Joe Rubinstein.

- ⁶³ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶⁴ Anmerkung der Autorin: Joe kennt nicht den vollen Namen des Mannes, der ihn missbrauchte; er glaubt aber, dass dessen Vorname Bill lautete. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶⁵ Anmerkung der Autorin: Joe lebte in Jawischowitz (einem Aussenlager von Auschwitz), während er im Kohlebergwerk Brzeszcze arbeitete. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶⁶ Anmerkung der Autorin: Die äussere Beschreibung des deutschen Offiziers ist etwas ausführlicher, als Joe sie dargestellt hat, ebenso die Begebenheit, wie Joe den Mann das erste Mal traf. Die Äusserungen des Offiziers sind so wiedergegeben, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶⁷ Anmerkung der Autorin: Die äussere Beschreibung des Bergarbeiters ist etwas ausführlicher, als Joe sie dargestellt hat. Sein Angebot, Joe zur Freiheit zu verhelfen, ist so wiedergegeben, wie Joe es beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶⁸ Anmerkung der Autorin: Joe sagte mir, dass er jedes Mal, wenn Flugzeuge der Alliierten auftauchten, dachte: «Werft die Bomben ab! Werft die Bomben ab!» Es ist unklar, ob Pierre mit Joe jemals darüber sprach, dass er alliierte Flugzeuge gesichtet hatte. Joe erzählte, dass Pierre ihm einmal, als er starke Kopfschmerzen hatte, ein kaltes Tuch über den Kopf legte, und dass sie gelegentlich Dame oder Karten spielten, wofür sie weggeworfene Materialien verwendeten. Eines Morgens wachte Joe auf und fühlte sich zwar gut, aber die anderen erklärten ihm, dass seine Haut ganz gelb sei. Daraufhin wurde er ins Lagerhospital geschickt. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁶⁹ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel (Joes Erkrankung; das Versprechen des polnischen Arztes, dass Joe nie wieder ins Bergwerk zurück müsse und als Assistent im Hospital bleiben dürfe) sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Der Mann mit dem verletzten Bein steht stellvertretend für die anderen Patienten, die dieser Arzt behandelt hat, obwohl es ihm verboten wurde. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁷⁰ Anmerkung der Autorin: Die Soldaten sind etwas ausführlicher dargestellt, als Joe sie beschrieben hat. Die in diesem Kapitel berichtete «Gefangennahme» steht stellvertretend für die vielen Male, in denen Joe, nachdem er Auschwitz verlassen hatte, auf Lastwagen zu verschiedenen Konzentrationslagern und deren Aussenlagern transportiert wurde. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁷¹ Anmerkung der Autorin: Joe erzählte mir, dass er sich, wenn er an seine Schwester denkt, immer an ihre Tränen erinnert. Seine Gedanken über die Kinder, deren Tränen er gesehen hat, stehen stellvertretend für die vielen Kinder, die Joe während seiner Zeit in Auschwitz sah. Quelle: Joe Rubinstein.

- ⁷² Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁷³ Anmerkung der Autorin: Die beschriebenen Soldaten und die Unterbrechung der Fahrt stehen stellvertretend für die vielen Male, in denen Joe mit dem Lastwagen an einen anderen Ort transportiert wurde. Manche Einzelheiten sind ausführlicher dargestellt worden. Die unterirdische Bunkeranlage und die Erinnerungen an Joes Vater, der ihn auf sein Zugpferd hob, sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁷⁴ Anmerkung der Autorin: Wir wissen nicht genau, in welcher unterirdischen Bunkeranlage Joe festgehalten wurde. Möglicherweise handelt es sich um Mittelbau-Dora, wohin eine Gruppe aus dem Konzentrationslager Buchenwald gebracht wurde. Zeitlich gesehen könnte es passen, aber der Ort lässt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Wir wissen nur, dass Joe an einem solchen Ort arbeitete. Siehe auch im Anhang unter «Vertiefende Informationen».
- ⁷⁵ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Nachdem er das Konzentrationslager Theresienstadt verlassen hatte, ging er mit seinen zwei Freunden «eine ganze Weile». Sie überquerten schliesslich eine Brücke und erreichten eine nahegelegene Stadt. Der genaue Ort ist unbekannt. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁷⁶ Anmerkung der Autorin: Noch in Theresienstadt erfuhr Joe, dass der SS-Lagerkommandant, Karl Rahm, den Befehl erhalten habe, alle Häftlinge zu töten, da der Krieg zu Ende ging; er soll diesen Befehl ignoriert haben. Während der Recherchen zu diesem Buch konnte die Autorin keine genaue Bestätigung für diesen Bericht finden. Es ist jedoch bekannt, dass die Kommandanten anderer Konzentrationslager ähnliche Befehle erhielten, so wie in Buchenwald Kommandant Hermann Pister.
- ⁷⁷ Anmerkung der Autorin: Das Bekleidungsgeschäft befand sich wahrscheinlich in Litomefice, es könnte aber auch ein anderes Dorf nahe dem Konzentrationslager und Ghetto Theresienstadt gewesen sein. Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.

– TEIL 3 –

- ⁷⁸ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁷⁹ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸⁰ Anmerkung der Autorin: Als Joe nach dem Krieg nach seiner Familie suchte, wurde ihm von den Behörden wiederholt erklärt, dass seine Familie wahrscheinlich in Treblinka umgekommen sei, im Zuge der Räumung des Radomer Ghettos. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸¹ Quelle: «Treblinka Death Camp History», Holocaust Education & Archive Research

Team, *Holocaust Research Project*.

<http://www.holocaustresearchproject.org/ar/treblinka.html> (Zugriff am 23.07.2019).

- ⁸² Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸³ Anmerkung der Autorin: Die Menschen und Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Sein Gespräch mit Irenes Familie während ihres ersten gemeinsamen Abendessens ist eine Zusammenfassung vieler solcher gemeinsamer Tischgespräche. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸⁴ Anmerkung der Autorin: Die Menschen und Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Seine Gedanken beim Blick in den Spiegel sind ausführlicher wiedergegeben. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸⁵ Anmerkung der Autorin: Vor der Hochzeit konnte Joe noch die Schwester seines Vaters, Geitel, mit ihrem Mann Bernard Ackerman ausfindig machen und sie in Stuttgart besuchen, wo sie wohnten. Joe bat die beiden um ihren Segen für seine Hochzeit. Es ist nicht bekannt, auf welche Weise seine Tante und sein Onkel den Krieg überlebt haben. Sie besaßen keine Fotos mehr von Joes Familie. Nachdem sie Irene kennen gelernt hatten, gaben sie Joe ihren Segen zu seiner Eheschliessung.
- ⁸⁶ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Joe glaubt, dass der Verkäufer des Autos ein ehemaliger Nazi-General war. Die Autorin konnte diese Information nicht überprüfen. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸⁷ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸⁸ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel (Joes und Irenes Aufenthalt im Lager für «Displaced Persons»; wie ihr Sohn durch die Bewegungen des Schiffes aus seinem Bett fiel, und Joes Wiedersehen mit dem Arzt des Lagerhospitals) sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁸⁹ Anmerkung der Autorin: Aus Schiffsdokumenten geht hervor, dass Joe, Irene und ihr Sohn am 29. September 1950 Wentorf verliessen, um in die USA auszureisen, und zwar über das Einschiffungszentrum in Grohn. Joe und Irene sind der Meinung, es wäre eher im November gewesen. Vielleicht bezieht sich das September-Datum auf die Bearbeitung ihrer Papiere in Grohn. Siehe hierzu unter «Vertiefende Informationen».
- ⁹⁰ Anmerkung der Autorin: Das Küssen des amerikanischen Bodens und der Spaziergang zum Times Square am Tag ihrer Ankunft sind so dargestellt, wie Joe und Irene es beschrieben haben. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁹¹ Anmerkung der Autorin: Joe besass lange Zeit nicht ein einziges Foto seiner Familie aus seiner Kindheit. Dies änderte sich erst nach dem Erscheinen dieses Buches auf Englisch im Jahr 2015. Vgl. das Kapitel «Aktualisiertes Nachwort der Autorin» in diesem Buch.
- ⁹² Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.

- ⁹³ Anmerkung der Autorin: Joe ist seit dem Tag, an dem er von den Nazis verschleppt wurde, nie wieder nach Radom zurückgekehrt. Er ist hin- und hergerissen zwischen dem grossen Wunsch, es zu tun, und einer inneren Ablehnung dagegen. Quelle: Joe Rubinstein.
- ⁹⁴ Anmerkung der Autorin: Die Ereignisse in diesem Kapitel sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein. Joe ist übrigens tatsächlich Urgrossvater geworden. Siehe «Aktualisiertes Nachwort der Autorin» in diesem Buch.
- ⁹⁵ Anmerkung der Autorin: Einzelheiten bezüglich Joes beruflicher Erfahrung und seines Werdegangs sind so dargestellt, wie Joe sie beschrieben hat. Quelle: Joe Rubinstein.

Zusatzmaterial

Mit Joes Worten

Um einen kleinen Eindruck zu vermitteln von den vielen Interviews, die für dieses Buch geführt wurden, folgt hier eine Abschrift einer Auswahl von Joes Aussagen im Originalton, die die Autorin ohne bestimmte Reihenfolge aufgelistet hat.

«Ich kämpfe um mein Leben, mein ganzes Leben lang. Ich bin ein Kämpfer bis zur letzten Minute.»

«Ich gebe nicht auf. Der Einzige, der mir mein Leben nehmen kann, ist mein Gott, niemand sonst.»

«Das Leben ist ein Segen Gottes. Man kann keinen Teil des eigenen Lebens als selbstverständlich betrachten.»

«Wenn du Gottes Kind bist, dann musst du dir selber helfen.»

«Mein ganzes Leben lang wurde ich (lächelnder Joe' genannt. Das war nicht gespielt von mir. Ich lächle, weil ich glücklich bin, weil ich das Leben liebe. Ich liebe die Menschen. Mein ganzes Leben lang habe ich versucht, Menschen zu helfen – das ist das, was ich tue.»

«Ich werde Jude bleiben, bis ich sterbe. Wenn man in etwas hineingeboren wird, dann bestimmt dies, wer man ist. Ich glaube an die

Thora. Irene und ich respektieren gegenseitig unsere Religion ... und wir feiern miteinander ... Sie hat nach jüdischer Tradition kochen gelernt, und wir haben in unserem Haus einen Chanukka-Leuchter. Ich gehe in die Kirche mit ihr und feiere Weihnachten mit ihr. Meine Kirche ist im Himmel.»

«Wir sind alle Gottes Kinder. Wie kann jemand Menschen nur wegen ihrer Religion töten? Mir ist es egal, welche Religion oder welche Hautfarbe jemand hat.»

«Es gibt nur einen einzigen Gott. [Christen und Juden] beten alle zu dem einen Gott.»

«Mein Vater starb im Dezember. Es war eiskalt. Er lag auf dem Fussboden. Wir waren alle um ihn versammelt. Meine Mutter flehte ihn an, sie nicht zu verlassen. Sie fragte ihn: (Wohin gehst du?) Er zeigte mit dem Finger zum Himmel. Dann sagte er zu ihr: ‚Gott ist bei dir, du bist jetzt in seinen Händen. ‘ Es war herzzerreissend. Im Grab bedeckten sie ihn mit zwei Brettern.»

«Im Lastwagen war kein Platz zum Sitzen. Einige Menschen starben. Wer den Lastwagen verlassen hätte, der wäre erschossen worden. Der Jugendliche neben mir sagte, er wolle vom Lastwagen springen. Ich antwortete ihm, dass er dann bereit sein müsse, heute zu sterben, denn sie würden ihn töten.»

«Sie sammelten uns mit dem Lastwagen ein. Dann gingen sie weg. Sie liessen uns die ganze Nacht über draussen; es war schrecklich. Es war eiskalt. Die ganze Zeit liessen sie uns allein. Sie gingen rein und amüsierten sich. Sie kümmerten sich nicht um die Gefangenen. Sie beobachteten uns durch die Fenster. Man konnte nicht rausklettern – sie hätten sofort auf uns geschossen. Menschen starben auf dem Lastwagen. Am nächsten Tag fuhren wir dann zu kleineren Lagern, um noch

mehr Menschen einzusammeln. Dort liessen sie uns aussteigen, und dann kam ein noch grösserer Lastwagen. Wir wussten nicht, wohin wir gebracht wurden.»

«Ich dachte, mir würde nie wieder warm werden.»

«In Auschwitz wurden Männer und Frauen getrennt. Einige gingen mit den Kindern. Sie gaben Befehle und deuteten ... geh dorthin ... du gehst dahin ...du gehst dorthin.»

«Es war sehr warm im Zug. Der Zug fuhr viele Kilometer ... von Stadt zu Stadt... und sammelte die Leute ein. Einmal öffneten sie alle Türen, und die Gestapo gab uns Wasser. Nur ein einziges Mal. Ich weiss nicht, wie lange wir im Zug waren. Einige überlebten das nicht. Manchmal schüttle ich heute noch den Kopf. Wie habe ich das bloss überlebt? Wie?»

«Von allen Lagern war Auschwitz das schlimmste, das aller-schlimmste. Es war ein Todeslager. Sie hatten den Befehl, die Menschen zu töten, und das taten sie auch. Wenn du zu jung oder zu alt warst, dann vergiss es. Dann warst du tot.»

«Der Zug hielt dicht bei den Baracken. Wir mussten uns nackt ausziehen, dann sprühten sie uns ein; dann mussten wir unter die Dusche, dann die Häftlingskleider anziehen. Danach gab es Schuhe. Einige bekamen gute Schuhe, andere schlechte. Man konnte nicht sagen: ‚Die gefallen mir nicht. ‘ Am schlimmsten waren die Holzpantoffeln. Ich musste später damit mehr als drei Kilometer bis zur Kohlemine laufen. Man durfte sich nicht beschweren ... was also hätte ich tun sollen? Später sagte ich zu ihnen, ich kann in diesen Schuhen nicht mehr arbeiten. Es geht nicht. Ich hatte keine Angst mehr. Sie sagten mir, ich solle zu diesem Ort gehen, um andere Schuhe zu bekommen. Und ich bekam sie.»

«Nachdem sie die Menschen vergast hatten, wurden die Leichen direkt zu den Massengräbern gebracht... grosse ... riesige ... wenn ich riesige sage ... riesig waren sie, die Gräber ... schon vorbereitet für die Leichen, um sie dort hineinzuwurfen. Am Anfang benutzten wir Handkarren, später änderten sie das. Jeden Tag kamen die Züge. Ich sah die Leute dort reingehen. Sie wussten nicht, dass sie vergast werden würden; Tausende von ihnen, jeden Tag. Unsere Aufgabe war es, die Leichen zu holen. Manchmal mussten wir zu zweit sein, um einen Toten aufzuladen; einer fasste ihn an den Beinen, der andere an den Handgelenken. Es war unsere Aufgabe. Später haben sie das alles geändert ... das Töten wurde noch mehr durchorganisiert, und so brauchten wir die Leichen nicht mehr abzutransportieren.»

«Das Essen war fürchterlich in Auschwitz. Ein Essen, das selbst Schweine nicht anrühren würden. Das gaben sie uns in den Konzentrationslagern. Das Gemüse wurde nicht einmal gekocht. Aber was sollte man machen? Man musste essen, was es gab. Nur sonntags gab es etwas Besseres zu essen ... Käse, etwas besseres Brot... eine etwas bessere Mahlzeit. Ansonsten war das Essen schrecklich.»

«Er kam auf seinem Pferd ins Lager geritten. Sein Name war Dolp. Er schien etwa Ende dreissig zu sein. Er zog seine Pistole und mähte sie alle nieder; danach ritt er weg. Ich habe es gesehen. Er tötete sie einfach, die Leute, die arbeiteten, die Gräben aushoben. Klick, klick, klick, klick – und dann ritt er heim. Er ritt einfach heim. Nimm es mir nicht übel, aber ich kann nicht darüber reden. Es ist so furchtbar. Ich weiss nicht, was das für Menschen sind. Ich kann mir nicht vorstellen, was in ihren Köpfen vorgeht. Ich würde sagen, sie sind krank im Kopf, wenn sie rausgehen und einfach Menschen töten. Und danach fühlten sie sich gut? Manche Leute fühlen sich gut, wenn sie jemanden zusammengeschlagen haben. Aber das war keine Schlägerei. Das war schlichtweg Mord. Klick, klick, klick, klick. Die Menschen graben, heben den Kopf... klick, klick, klick, klick. Sie töten sie und gehen

nach Hause, einfach so. Das tun sie. Schreckliche Dinge gehen mir durch den Kopf wenn ich daran denke. Ich sage nur: ‚Mein Gott!‘.»

«Es war sehr gefährlich, in Auschwitz nachts nach draussen zu gehen, wenn man zur Toilette musste; viele Leute beobachteten einen. Sie beobachteten alles ... wenn sie etwas sahen, dann töteten sie einen. Weisst du, das machte denen gar nichts aus. Sie wollten dich ja nicht lebend, sie wollten dich tot.»

«Ich bete täglich zu Gott, zu etwas Höherem. Auch im Konzentrationslager betete ich viel zu Gott.»

«Dieses Zeug. Dieses fürchterliche Zeug, mit dem sie die Leichen in der Grube einsprühten, damit sie schneller verwesten oder so. Es war der schlimmste Gestank, den ich je gerochen habe. Wirklich! Sie versprühten das Zeug von grossen Lastwagen aus.»

«Jeden Morgen waren viele Leute tot. Wir mussten sie holen und in den Flur tragen, und andere warfen sie auf die Lastwagen. Es gingen entsetzliche Dinge vor sich. Jeden Tag hatten wir Tote, überall. Überall lagen Leichen herum. Wie sie starben, ich weiss es nicht. Vielleicht nahmen sie sich selbst das Leben, oder jemand tötete sie. Dort waren Tausende von Menschen, darum bekamen wir nicht alles mit. Wir mussten uns ja zur Arbeit fertig machen, und dann sahen wir sie, Hunderte von Leichen. Jeden Tag.»

«Sie töteten sie, die Kinder ... Hunderte und Hunderte von ihnen. Sie brachten sie einfach um, weil sie keine Verwendung für sie hatten. Die Kinder, die nicht mit ihren Eltern gekommen waren, wurden von den anderen getrennt. Sie schlugen sie. Sie töteten sie. So wie Tiere ... das habe ich mit eigenen Augen gesehen, was sie da getan haben. Die Kerle, die dort arbeiteten ... das waren kräftige Kerle mit Schlagstö-

cken. Sie schlugen die Kinder damit ins Genick; sie starben sofort... Tausende von ihnen. Ich weiss nicht. Ich weinte jede Nacht. Wie können sie das nur tun? Das sind doch unschuldige Kinder. Zehn, neun Jahre alt. Wie sie von ihren Eltern getrennt wurden, weiss ich nicht. Gewöhnlich vergasteten sie die Familien zusammen. Aber manchmal wurden sie getrennt... und so viele Kinder waren in dem Lager ... sie hatten keine Verwendung für sie; darum töteten sie sie einfach ... Hunderte jeden Tag. Die Lastwagen kamen, und sie luden die Leichen auf. Ja, das taten sie. Junge, schöne Kinder, vor aller Augen. Jeder, jeder konnte es sehen. Ich ging vorbei und sagte: ‚Mein Gottb
Es bricht dir einfach das Herz, wenn du in einem gewissen Alter bist... Du kannst sterben, wenn du das gesehen hast. Das ist wirklich wahr ...Du kannst sterben bei diesem Anblick. So etwas taten sie den kleinen Kindern an. Wie viele dieser Nazi-Kerle sind gefasst worden? Einige wurden zur Strecke gebracht. Was für ein Typ Mensch konnte das tun? Welche Art Männer?»

«Selbst als ich längst aus dem Lager befreit war, dachte ich immer noch, dass sie kommen und mich wieder zurückholen würden.»

«Wäre ich nicht zur Kohlemine gegangen, wäre ich längst tot. Die Mine rettete mir das Leben. Nicht viele Häftlinge haben Auschwitz lebend verlassen.»

«Siegfried lachte und sagte, ich würde eine ‚Schickse‘ heiraten ... jemanden, der einer anderen Religion angehört.»

«Als wir auf dem Schiff waren, traute ich meinen Augen kaum, als der Doktor plötzlich da war. Er sagte mir, er könne nicht glauben, dass ich noch am Leben sei. Ich erklärte ihm, dass ich nur dank ihm überlebt hatte.»

«Als wir in New York angekommen waren, konnten wir es kaum erwarten, zum Times Square zu gehen. Wir konnten es nicht fassen, dass wir Deutschland verlassen hatten und nun frei waren. Ich fühlte mich wie neugeboren. Ich dankte Gott immer wieder für dieses ganz neue Leben.»

«Ich entwarf die teuersten Schuhe der Welt. Beth Levine sagte zu mir, ich sei ein Mann mit goldenen Händen.»

«Irene mochte Schuhe mit Schleifen am liebsten. Sie sagte mir, Beth Levine habe einen Schuh nach mir benannt: ‚Joe the shoemaker‘. Allerdings kann ich selbst mich nicht an einen Schuh mit dieser Bezeichnung erinnern.»

«Ich hatte nie Angst vor Veränderungen, wenn sie bedeuteten, dass ich meiner Familie ein besseres Leben ermöglichen konnte.»

«Es tut mir gut, dir meine Lebensgeschichte zu erzählen, all das, was ich durchgemacht habe; es ist etwas Unfassbares; immer noch steckt alles, was ich erlitten habe, in meinem Körper und in meinen Gedanken. Ich wollte niemals darüber sprechen. Manchmal fragten andere Leute mich danach, aber ich wollte mit niemandem, wirklich niemandem darüber reden. Wenn andere meine Tätowierung sehen, denken sie vielleicht, ich hätte etwas verbochen. Deshalb trage ich nie gern kurze Ärmel ... wenn ich so herumlaufe, dann schauen mich die Leute an und meinen vielleicht, ich sei eine Art entflohener Sträfling.»

«Ich glaube kaum, dass die Leute es verstehen würden. Manche haben von Auschwitz gehört, vielleicht von Verwandten oder in der Schule, aber sie kennen es nicht wirklich. Sie wissen zwar, dass unter dem deutschen Regime schreckliche Dinge passiert sind, aber sie wissen es nicht so genau. Es war die Hölle. Die Hölle.»

«Die Qualen, die ich durchlitten habe, sind in mir, wie ein Krebsgeschwür. Ich kann es nicht loswerden. Man kann daran sterben, solche Dinge zu sehen, wie ich sie gesehen habe. Manchmal denke ich, ich muss sterben, wenn ich darüber nachdenke.»

«Ich sage zu den Kindern: ‚Seid ihr nicht froh, dass eure Eltern noch hier bei euch sind?‘ Ich kann es nicht fassen, dass ich hier bin. Zu meinen Enkelkindern habe ich gesagt: ‚Ihr solltet euch nie fürchten, wenn ihr ein besseres Leben haben wollt.‘ Ich sage ihnen, dass sie alles tun können, was sie möchten; sie sollten niemals Angst haben, es zu versuchen.»

«Und solange meine Augen noch geöffnet sind, werde ich meine Familie niemals vergessen.»

«Jeder hat ein Herz und eine Seele. Unsere Seele stirbt niemals. Gott hilft uns, begleitet uns, vergibt uns. Ich bete jeden Tag für mein Herz und meine Seele und für meine Nachbarn und meine Familie.»

«Ich möchte nicht ewig leben. Aber solange ich am Leben bin, werde ich das Leben lieben, meine Familie lieben und Gott lieben. So bin ich eben.»

«Liebe das Leben. Liebe Gott. Liebe deine Mitmenschen. Das ist alles, worauf es ankommt.»

«Ich danke Gott jeden Tag für mein Leben.»

«Mein Gott ist allmächtig, der Schöpfer der Welt.»

*Joe Rubinstein Amen
und Schalom*

Chronologie der Ereignisse

Datum	Personen	Ereignisse
24. Februar 1910	Ruwin und Reszka	Joes Eltern heiraten in Radom, Polen. Ruwin Rubinsztejn (21), aus Radom, Sohn von Chaim Rubinsztejn und Chaja Fyrman, heiratet Reszka Kierszenblat (18) aus Tomaszów, Tochter von Mendel Kierszenblat und Ruchla Wajcman.*
Datum unbekannt	Solomon	Joes ältester Bruder (Geburtsdatum unbekannt) stirbt als Kind, vor Joes Geburt.
30. Mai 1912	Dawid Anszel	Joes Bruder wird in Radom geboren.
16. September 1920	Chaim	Joes Zwillingbruder wird in Radom geboren.
16. September 1920	Icek Jakub Rubinsztejn	«Joe» wird in Radom geboren (während des Krieges wurde sein Name «Juzek Rubinsztejn» geschrieben, danach «Jozef «Joe» Rubinstein», später in Amerika «Joseph «Joe» Rubinstein»).**
26. August 1923	Abram	Joes Bruder wird in Radom geboren.
5. März 1925	Irene Gusenda	Joes zukünftige Frau wird in Lallaing, Frankreich, geboren.
15. März 1926	Laja	Joes Schwester wird in Radom geboren.
Dezember 1926	Ruwin Rubinsztejn	Joes Vater stirbt. (Joe glaubt, dass er im Dezember starb, das genaue Jahr ist unbekannt.)
23. August 1939	Deutschland und die Sowjetunion	Deutschland und die Sowjetunion unterzeichnen einen Nichtangriffs-Pakt (auch Hitler-Stalin-Pakt oder Molotow-Ribbentrop-Pakt genannt). Dieser erlaubt es Deutschland, ungehindert in Polen einzumarschieren, und legt fest, dass Polen später unter den beiden Ländern aufgeteilt und annektiert wird.
1. September 1939		Beginn der Invasion Polens durch Deutschland.
3. September 1939	Großbritannien und Frankreich	Großbritannien und Frankreich erklären Deutschland den Krieg.
8. September 1939	Die Nationalsozialisten	Die Nationalsozialisten marschieren in Radom ein.

17. September 1939	Die Sowjetunion marschiert in Ost-Polen ein.
27. September 1939	Warschau (die Hauptstadt Polens) kapituliert gegenüber Deutschland.***
Oktober 1939	Deutschland annektiert ehemalige Gebiete Polens. Polen wird zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeteilt.
September 1940	Joe und sein Bruder Abram werden in ein Zwangsarbeitslager in Cieszanów, Polen, gebracht, um Verteidigungsgräben auszuheben. Joe kehrt im Herbst nach Radom zurück, nachdem er krank geworden ist.
7. April 1941	Die Tore des Radomer Ghettos werden geschlossen, wodurch alle in diesem Gebiet lebenden Juden gefangen sind.
7. Dezember 1941	Japan greift Pearl Harbor an. Mit dem Angriff weitete das Kaiserreich Japan den seit 1937 geführten Pazifikkrieg in den Zweiten Weltkrieg aus. Er wird als ein entscheidender Wendepunkt angesehen, weil er der Auslöser für den Kriegseintritt der USA war.
8. Dezember 1941	Die Vereinigten Staaten erklären Japan den Krieg.
11. Dezember 1941	Deutschland und Italien (Bündnispartner Japans) erklären den Vereinigten Staaten den Krieg.
13. Dezember 1941	Ungarn und Bulgarien (Verbündete Deutschlands) erklären den Vereinigten Staaten den Krieg.
Datum unbekannt	Zwischen dem 7. April 1941 und dem 30. April 1942 wird Joe von den Nazis aus seinem Haus in Radom verschleppt.
28. April 1942	Die Nazis führen im Radomer Ghetto eine Großrazzia durch; viele Männer werden aus ihren Häusern geholt und direkt nach Auschwitz transportiert.
30. April 1942	Joe kommt in Auschwitz-Birkenau (Polen) an und bekommt die Nummer 34207 eintätowiert.
5. August 1942	Das kleinere Radomer Ghetto, der Bezirk Glinice, wird «aufgelöst».
6.–17. August 1942	Das größere Radomer Ghetto im Bezirk Śródmieście wird «aufgelöst».
Datum unbekannt	Joe wird in das Außenlager Jawischowitz und die Kohlemine Brzeszcze überführt (die Auschwitz unterstanden), wo er zunächst als Grubenarbeiter und später als Arzthelfer in dem Hospital arbeitet, in dem die Grubenarbeiter behandelt werden.

Juni 1944	Joe wird aus dem von Auschwitz kontrollierten Gebiet in das KZ Buchenwald (Deutschland) überführt; er erhält die Nummer 117.666 und arbeitet in einem Steinbruch.
10. Oktober 1944	Joe wird in einem Hospital wegen Magen-Darm-Problemen behandelt.
22. Januar 1945	Joe verlässt Buchenwald mit dem «Transport S III».
24. Januar 1945	Joe kommt im Konzentrationslager Ohrdruf / Deutschland an (das dem KZ Buchenwald untersteht).
Datum unbekannt	Joe wird zu einem schwer befestigten, unterirdischen Artilleriestützpunkt gebracht, wahrscheinlich Dora-Mittelbau (Dora-Nordhausen oder Nordhausen).
6.–21. April 1945	Joe kommt im Konzentrationslager und Ghetto Theresienstadt in der Tschechoslowakei an (vermutetes Datum).
5.–6. Mai 1945	SS-Kommandant Rahm und die restliche SS verlassen Theresienstadt.
6. Mai 1945	Joe verlässt das Konzentrationslager und Ghetto Theresienstadt und ist von nun an frei (vermutetes Datum).
8. Mai 1945	Die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reichs tritt in Kraft.
9. Mai 1945	Sowjetische Truppen übernehmen die Kontrolle über das Konzentrationslager und Ghetto Theresienstadt.
Mai 1945	Joe begibt sich nach Duisburg-Hamborn, wo er seine zukünftige Frau Irene kennen lernt.
27. September 1947	Joe und Irene heiraten in Duisburg-Hamborn.
27. Mai 1949	Joes und Irenes Sohn Chaim-Moni wird geboren.
26. September 1950	Joe, Irene und ihr Sohn verlassen Deutschland und wandern nach Amerika aus.
1965	In Radom, Polen, leben nur noch sieben Juden.****

* Joe glaubt, seine Mutter stammte aus Radom. In ihrer Heiratsurkunde steht Tomaszów, Polen. Es ist unklar, ob es sich hierbei um ihren Geburtsort handelt oder ob sie zur Zeit ihrer Heirat dort lebte. Ihre Eltern wohnten in Radom, als Joe dort aufwuchs.

** Joe war sein Leben lang der Meinung, er sei am 15. Oktober 1922 geboren worden. Alle Dokumente aus der Zeit seiner Inhaftierung in den verschiedenen Konzentrationslagern, seine Häftlings-Karte aus Buchenwald, sein Umsiedlungsformular aus Wentorf für «Displaced Persons» sowie die Schiffs-

15. Oktober 1922 oder den 15. Oktober 1920 als sein Geburtsdatum an.

Nach dem Krieg erhielt Joe eine Kopie seiner Geburtsurkunde aus Radom (wahrscheinlich von Hand kopiert); darin ist ein zwei Jahre früheres Geburtsdatum, das auch in der Monats- und Tagesangabe vom ursprünglichen Geburtsdatum abweicht, für ihn und seinen Zwillingbruder Chaim ausgewiesen: der 16. September 1920. Wir glauben mittlerweile, dass dieses Datum korrekt ist, und Joe hat seitdem immer den 16. September 1920 als sein Geburtsdatum angegeben.

Sollte Joe 1922 statt 1920 geboren worden sein, würde das erklären, warum er sich immer wieder als «Jugendlichen» bezeichnete, als er von seiner Verhaftung erzählte. Das heisst, er wäre dann nicht 21, sondern erst 19 Jahre alt gewesen, als er am 30. April 1942 in Auschwitz ankam.

Die aus Radom verschickten Geburtsurkunden der Familie zeigen, dass es in der Familie Rubinstein noch ein weiteres Kind namens Szyja gab, das am 3. Mai 1917 geboren wurde. Joe weiss davon nichts. Es kann sein, dass die Informationen der von Hand abgeschriebenen Geburtsurkunde unzutreffend sind; vielleicht gab es aber tatsächlich ein weiteres Geschwisterkind, das starb, bevor Joe geboren wurde (bzw. das kurz nach der Geburt starb).

Es gibt keine Geburtsurkunde für den ältesten Sohn Solomon, der vor Joes Geburt verstarb.

- *** Der polnische Widerstand gegen die Nazis war eine der grössten Untergrundbewegungen in Europa, wobei Hunderttausende von Nichtjuden die Juden unterstützten, vor allem zur Zeit der Besetzung Warschaus. Trotz der militärischen Niederlage kapitulierte die polnische Regierung nie; sie gründete 1940 in London eine Exil-Regierung.
- **** Nach Aussagen des Radomer Regional-Ausschusses verloren 380.000 Juden aus dem gesamten Bezirk Radom während der deutschen Besatzung ihr Leben. Nach dem Zweiten Weltkrieg siedelten sich mehrere Hundert Juden für kurze Zeit in Radom an, verliessen die Stadt jedoch bald wieder, da sie in der polnischen Bevölkerung auf eine feindselige Haltung stiessen. 1965 lebten nur noch sieben Juden dort.^{1,2}

Quellen der Ereignis-Chronologie:

1. <https://dbs.bh.org.il/place/radom> (Zugriff am 28.07.2019).
2. Pinkas Halpern, index; A. Rutkowski, in: BZIH, 15-16 (1955), 75-182; 17-18 (1956), 106-8; Sefer Milhamot ha-Gettaot (19542), index; Sefer Radom (1961). Ein Gedenkbuch, herausgegeben auf Hebräisch und Jiddisch.

Vertiefende Informationen

Es folgen weitere Informationen zu Joes Geschichte: zu verschiedenen Konzentrationslagern, zu Schiffen, die «Displaced Persons» transportierten, zu den Lagern für «Displaced Persons», zu den Kommandanten der Konzentrationslager, zu verschiedenen Nazi-Befehlshabern und deren weiterem Schicksal sowie zu berühmten Schuhunternehmen, bei denen Joe arbeitete.

1. Konzentrationslager

A. Auschwitz (-Birkenau), Polen (Konzentrationslager) Anmerkung der Autorin: Joe kam am 30. April 1942 in Auschwitz an und wurde im Aus-senlager Birkenau untergebracht, auch «Auschwitz II» genannt, wo er an zwei Tagen pro Woche Leichen von der Gaskammer zu den offenen Massengräbern transportieren musste. Er wurde ausserdem täglich zu Freiübungen gezwungen und musste auch in vielen anderen Bereichen des Lagers arbeiten, wie zum Beispiel bei der Schneeräumung auf dem riesigen Gelände.

Schliesslich wurde Joe einer Zwangsarbeiter-Brigade zugeteilt, die in der nahegelegenen Kohlemine tätig war. Eine kurze Zeitlang wurden die Häftlinge gezwungen, jeden Tag mehrere Kilometer hin und zurück zur Mine zu Fuss zu gehen. Als Joe dann von Birkenau weg zu einem anderen Lager in der Nähe der Kohlemine gebracht wurde, verliess er damit Auschwitz II endgültig. Die Kohlemine unterstand jedoch ebenfalls dem KZ Auschwitz.

Durch die ständigen Dynamit-Explosionen verlor Joe dauerhaft auf einem Ohr das Gehör. Dokumente aus dem United States Holocaust Memo-

rial Museum in Washington, D.C., belegen, dass Joe (Juzek Rubinsztein) im Juni 1944 aus dem Auschwitz-Komplex (und zwar aus dem Aussenlager Jawischowitz / Kohlemine Brzeszcze, wie wir vermuten) nach Buchenwald, Deutschland, verlegt wurde. Seine offizielle Häftlingsnummer in Auschwitz war 34207. In Buchenwald lautete seine Nummer 117.666.^{1, 2, 3}

Das Konzentrationslager Auschwitz befand sich etwa sechzig Kilometer westlich von Krakau, nahe der polnischen Stadt Oświęcim, und lag in einem Gebiet, das 1939 nach der Invasion Polens vom nationalsozialistischen Deutschland annektiert worden war. Auschwitz war das grösste aller nationalsozialistischen Konzentrationslager. Es bestand aus drei Hauptlagern, in denen die Gefangenen Zwangsarbeit leisten mussten: Auschwitz I wurde im Mai 1940 eröffnet, Auschwitz II (auch Auschwitz-Birkenau genannt) Anfang 1942 und Auschwitz III (auch Auschwitz-Monowitz genannt) im Oktober 1942.

Auschwitz-Birkenau war als Vernichtungslager von zentraler Bedeutung für den Plan der Nazis, alle Juden in Europa zu töten. Anfang September 1941 führte die SS in Auschwitz I die ersten Tests von Zyklon B als Mittel zum Massenmord durch. In der ersten Jahreshälfte 1942 verlegte sie dann die Vergasungs-Aktivitäten nach Auschwitz-Birkenau, indem sie zwei Bauernhäuser direkt vor dem Lagerzaun in Gaskammern umwandelte. Bunker I wurde im Frühjahr 1942 in Betrieb genommen, der grössere Bunker II im Hochsommer 1942. Die SS stellte jedoch fest, dass für die massenhafte Vergasung grössere Einrichtungen benötigt wurden. Darum begann sie zwischen März und Juni 1943 mit der Errichtung von vier grossen Krematorien; jedes hatte einen Raum zum Entkleiden, eine grosse Gaskammer und Verbrennungsöfen.

Der SS-Stab in Auschwitz-Birkenau führte bei allen neu Ankommenen die «Selektionen» durch und wählte nur diejenigen aus, die er für die Zwangsarbeit für geeignet hielt. Wer als «untauglich» eingestuft worden

war, wurde sofort in die Gaskammern geschickt, die als Duscheinrichtungen getarnt waren, um die Opfer zu täuschen. Die Habseligkeiten der Getöteten wie zum Beispiel Goldfüllungen, aber auch die Haare mancher Frauen, wurden beschlagnahmt und nach Deutschland verschickt.

Am 27. Januar 1945 befreite die sowjetische Armee Auschwitz und rettete mehr als 6.000 Gefangene, von denen die meisten krank waren und im Sterben lagen. Die Sowjetsoldaten fanden mehrere Hundert Leichen, die wahrscheinlich von der SS getötet worden waren, während die Sowjets heranrückten. Die Sowjettruppen fanden auch die Überreste der Krematorien, Gruben mit menschlicher Asche sowie Dokumente, die von Gefangenen versteckt worden waren, die auf diese Weise in den letzten Wochen vor der Befreiung ihr Leben riskierten.

Schätzungen zufolge wurden mindestens 1,3 Millionen Menschen zwischen 1940 und 1945 zum Auschwitz-Komplex transportiert. Von ihnen wurden nach Meinung von Experten rund 1,1 Millionen dort ermordet.⁴

Informationsquellen zu Auschwitz:

1. Danuta Czech: *Auschwitz Chronicle 1939-1945: From the Archives of the Auschwitz Memorial and the German Federal Archives*, S. 161. Owl Book, New York: Henry Holt and Company, 1989/1990. Am 30. April 1942 wird vermerkt: «606 Gefangene, die von der Sipo und dem SD aus Radom deportiert wurden, erhalten die Nummern 33996-34601.»
2. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
3. Auschwitz-Dokument, ITS-Archiv-Nr. 34646016#, ausgestellt auf den Namen «Juzek Rubinsztein». Quelle: International Tracing Service (ITS).
4. United States Holocaust Memorial Museum. *Holocaust Encyclopedia. Auschwitz*.
<http://www.ushmm.org/wlc/en/article.php?ModuleId=10005189>
(Zugriff am 03.08.2019).

B. Buchenwald, Deutschland (KZ in Thüringen) Anmerkung der Autorin: Dokumente, die via das United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C., recherchiert wurden, belegen, dass Joe, aus Auschwitz kommend, im Juni 1944 (unter der Bezeichnung «politischer Gefangener») in Buchenwald ankam; er erhielt die Häftlingsnummer 117.666. Am 22. Januar 1945 wurde er mit dem «Transport S III» zum Konzentrationslager Ohrdruf gebracht, wo er am 24. Januar 1945 ankam. In Buchenwald arbeitete er in einem Steinbruch. Er sagte, dass der Staub in der Luft dort noch schlimmer war als der Staub in der Kohlemine.^{1, 2, 3, 4, 5}

Buchenwald war eines der grössten Konzentrationslager innerhalb der «alten» deutschen Grenzen (vor 1937), ungefähr acht Kilometer nordwestlich von Weimar (Thüringen). Dem Hauptlager Buchenwald unterstanden achtundachtzig Aussenlager, die in ganz Deutschland verstreut lagen. Überall wurden die Gefangenen zur Zwangsarbeit in verschiedenen Bauprojekten, in der Waffenherstellung oder in Steinbrüchen herangezogen.

Am 11. April 1945 stürmten ausgehungerte und abgemagerte Gefangene die Wachtürme, in der Erwartung, dass ihre Befreiung kurz bevorstand, und übernahmen die Kontrolle über das Lager. Später am Nachmittag trafen US-Streitkräfte in Buchenwald ein. Soldaten der 6. Panzerdivision, die zur Dritten Armee gehörten, fanden mehr als 21.000 Menschen im Lager vor.

Die genaue Zahl der Todesopfer im KZ Buchenwald kann nur geschätzt werden, da die Lagerleitung die Anzahl der Gefangenen nie exakt registriert hatte. Die SS ermordete im gesamten Buchenwald-Lagersystem mindestens 56.000 männliche Gefangene.⁶

Informationsquellen zu Buchenwald:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 007275.

3. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 34646017#1.
4. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 6973698#1.
5. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 34646015#1.
6. Ausgewählte Auszüge aus dem «Buchenwald»-Eintrag der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums in Washington, D.C., online unter:
<https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/buchenwald>
(Zugriff am 03.08.2019).

C. Cieszanów, Polen (Arbeitslager) Anmerkung der Autorin: Wir nehmen an, dass es in Cieszanów, Polen, war, wo Joe und sein jüngerer Bruder Abram unter dem brutalen Kommandanten Hermann Dolp Verteidigungsgräben ausheben mussten. Joe wurde dort schliesslich schwer krank, spuckte Blut und konnte nicht mehr Weiterarbeiten. Er wurde nach einem Besuch des Lagers durch jüdische Verantwortliche aus Radom wieder nach Radom zurückgeschickt, wahrscheinlich zusammen mit anderen kranken und verletzten Arbeitern. Abram kam einige Wochen später nach.¹

Cieszanów: Nach der Invasion Polens begannen deutsche Soldaten überall im Land damit, die Juden willkürlich und brutal zu behandeln, und sie wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet. Die Essensrationen für die Arbeiter waren dürftig. Darum verhandelte der Judenrat mit den Deutschen und bot ihnen an, sie mit überwiegend jüdischen Arbeitskräften zu unterstützen, wenn diese im Gegenzug eine bessere Behandlung und Verpflegung erhielten.

Im August 1940 wurden etwa 2.000 Juden in die Arbeitslager der Region Lublin deportiert, um Panzergräben und Befestigungsanlagen an der Grenze zwischen dem von Deutschland und dem von der Sowjetunion besetzten Teil Polens zu bauen. Hunderte jüdische Männer und Jugendliche aus dem Gebiet von Radom wurden zur Zwangsarbeit in die Lager nahe der Grenze zur Sowjetunion gebracht; hierzu gehörte auch das Lager in Cieszanów.

Im Lager selbst waren nur geringe Vorkehrungen zur Unterbringung der Arbeiter getroffen worden. Sie mussten in Holzbaracken hausen, in denen es schlechte sanitäre Anlagen und kaum etwas zu essen gab. Pakete mit Nahrungsmitteln, die Verwandte aus Radom oder aus anderen jüdischen Gemeinschaften schickten, bewahrten viele der Arbeiter vor dem Hungertod.

Als eine offizielle Delegation der jüdischen Gemeinde von Radom das Lager besuchte, waren sie entsetzt über die dortigen Lebensbedingungen. Es gelang ihr, die Freilassung vieler Kranker zu erreichen. Zurück in Radom konnte die Delegation schliesslich sicherstellen, dass auch alle anderen Männer bis zum Ende des Jahres nach Hause entlassen wurden. Viele kehrten schwer krank oder mit dauerhaften Behinderungen zurück.

Eintausend Zwangsarbeiter wurden in ein ähnliches Lager in Stary Dzików geschickt. Das Arbeitslager Cieszanów wurde im November 1940 geschlossen, jedoch im Frühjahr 1941 wiedereröffnet.

Die jüdischen Arbeiter des Lagers in Cieszanów sangen ein trauriges Lied auf Jiddisch:

Arbeitet, Brüder, arbeitet schnell. Wenn nicht, dann gerben sie uns das Fell. Nicht viele von uns werden das übersteh'n – bald schon werden wir alle vergeh'n.^{2, 3, 4, 5}

Informationsquellen zu Cieszanów:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. Holocaust Education and Archive Research Team. «Radom». *Holocaust Research Project*, <http://www.holocaustresearchproject.org/ghettos/radom.html> (Zugriff am 03.08.2019). Anmerkung des Verlags: Das jiddische Lied ist eine Übersetzung aus dem Englischen. Der Originaltext konnte nicht gefunden werden.
3. Lipson, Alfred: *The book of Radom; the story of a Jewish community in Poland destroyed by the Nazis*. Übersetzung des Buches mit dem Titel *Sefer Radom*. Herausgeber: Y. Perlow: Alfred Lipson, Tel Aviv, 1961.

4. Virtual Shtetl. *History-Jewish Community before 1989-Cieszanów*.
<https://sztetl.org.pl/en/towns/c/197-Cieszanow/99-history/137185-history-of-community> (Zugriff am 03.08.2019).
5. JewishGen, Inc.: *Years of Disaster Under Nazi Rule. Translation of Sefer Radom (The book of Radom: The story of a Jewish community in Poland Destroyed by the Nazis)*. Herausgeber: Y. Perlow; [English section]: Alfred Lipson, Tel Aviv, 1961. Das Originalbuch findet sich auf der Website der NY Public Library site: Radom (1961a).
Online unter: <http://www.jewishgen.org/yizkor/radom/rade039.html>
(Zugriff am 03.08.2019).

D. Dora-Mittelbau, Deutschland, Thüringen (Konzentrationslager) und andere infrage kommende Orte

Anmerkung der Autorin: Ich halte es für möglich, dass Joe zu einer Gruppe von Buchenwald-Häftlingen gehörte, die zu der unterirdischen Militäranlage Dora-Mittelbau gebracht wurden. Irgendwann war Joe in einer unterirdischen Bunkeranlage untergebracht, wo grosse Raketen entweder gelagert oder produziert wurden (er sah, wie sie auf Lastwagen verladen wurden). Es handelte sich um einen stark abgesicherten Ort.

Es wäre jedoch auch möglich, dass Joe sich an einem anderen Ort aufhielt – vielleicht in den unterirdischen Fabriken, die den Codenamen «Richard I» und «Richard II» trugen und im Frühjahr 1944 in der Nähe von Terezin in Betrieb genommen wurden.

Ein weiterer möglicher Ort sind die unterirdischen Anlagen nahe dem Konzentrationslager Ohrdruf. (In einer der Sammlungen des United States Holocaust Memorial Museum befindet sich ein Dokument, das Joes Aufenthalt in Ohrdruf nachweist.) Diese Anlagen, die sich südöstlich der nahegelegenen Stadt Gotha befanden, hatten Codenamen wie «Siegfried», «Olga», «Burg» und «Jasmin». Dieser Ort kommt deshalb infrage, weil die äussere Beschreibung ziemlich genau dem entspricht, was Joe berichtet hat:

«Der Ort bestand aus künstlich angelegten Bunkern, die so stark gesi-

chert waren, dass ich dachte, Hitler hätte sich hier versteckt.» Interessanterweise gibt es tatsächlich die Spekulation, dass der Bunker-Komplex nahe Ohrdruf als Ausweichquartier und Versteck für Hitler gebaut wurde – für den Fall, dass der Aufenthalt in Berlin für ihn nicht mehr möglich gewesen wäre.¹

Das Lager Dora-Mittelbau (Dora-Nordhausen oder Nordhausen) in Mitteledeutschland (Thüringen) war ursprünglich ein Aussenlager von Buchenwald, wurde 1944 jedoch zu einem eigenständigen Konzentrationslager, das aus vielen kleineren Aussenlagern bestand. Angesichts heftiger Bombenangriffe durch die Alliierten zwangen die Nazis Gefangene aus Buchenwald, in den Bergen riesige Tunnel zu graben, die Teil eines weitläufigen unterirdischen Industriekomplexes sein sollten. Dazu gehörte auch der Bau von Einrichtungen zur Herstellung der «V2»-Raketen sowie anderer experimenteller Waffen, die in den unterirdischen Räumen und bombensicheren Schächten gelagert wurden.

Das Lager Dora-Mittelbau (Dora-Nordhausen oder Nordhausen) wurde schliesslich zu einem eigenständigen Lager, dem verschiedene kleinere Aussenlager unterstellt waren. Durch den Mangel an Tageslicht und frischer Luft sowie durch die Arbeit in ungesicherten Stollen war die Sterberate höher als in vielen anderen Konzentrationslagern. Gefangene, die krank oder zu schwach zum Arbeiten waren, wurden zur Tötung nach Auschwitz-Birkenau oder nach Mauthausen gebracht. 1944 wurden Gebäude zur Unterbringung der Zwangsarbeiter errichtet. Überirdische Behausungen für die Zwangsarbeiter wurden ebenfalls 1944 erbaut; in ihnen wohnten am Ende mindestens 12.000 Menschen.

Anfang April 1945 begannen die Nazis das Lager zu evakuieren, wobei Tausende von Häftlingen bei Todesmärschen ums Leben kamen. Im April 1945 befreiten amerikanische Truppen das Lager, in dem sich nur noch wenige Gefangene befanden. General Patton erreichte Ohrdruf im April 1945, begleitet von Colonel Robert Allen. Allen schrieb die folgenden Zeilen in seinem Buch *Lucky Forward: The History of Patton's 3rd US Army*:

«Die unterirdischen Anlagen waren beeindruckend. Es waren buchstäblich Untergrundstädte. Vier davon befanden sich in und um Ohrdruf: eine nahe dem Horror-Lager, eine unter dem Schloss und zwei westlich der Stadt. Andere lagen Berichten zufolge in nahegelegenen Dörfern. Bei keiner von ihnen handelte sich jedoch um natürlich entstandene Höhlen oder um Bergwerke. Sie alle waren von Menschen erbaute Militäranlagen. Das Horror-Lager lieferte sämtliche Arbeitskräfte. Ein interessantes Merkmal dieser Bauwerke war der fehlende Schutt. Alles war sorgfältig auf kilometerweit entfernte Berge verteilt worden. Der einzige bekannte Kommunikations-Schutzraum ist ein zwei Stock tiefer gelegener Bunker mit dem Codenamen ‚AMT 10‘.»^{2, 3, 14, 15}

Informationsquellen zu Dora-Mittelbau und anderen infrage kommenden Orten:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014; zum geplanten Führerhauptquartier im Jonastal (Ohrdruffer Platte) siehe: <https://de.wikipedia.org/wiki/Jonastal>.
2. United States Holocaust Memorial Museum. *Holocaust Encyclopedia. Dora-Mittelbau*, <http://www.ushmm.org/wlc/en/article.php?ModuleId=10005322> (Zugriff am 03.08.2019).
3. Terezin Memorial. The Natural Cultural Monument. *The Litoměřice forced labour camp*, <https://www.pamatnik-terezin.cz/the-litomerice-forced-labour-camp> (Zugriff am 03.08.2019).
4. Missouri University of Science and Technology. *German Underground Structures in WWII*.
5. Robert Sharon Allen: *Lucky Forward: The History of Pattons 3rd US Army*. Vanguard Press, New York, 1947.

E. Jawischowitz (Aussenlager von Auschwitz) und die Kohlemine Brzeszcze

Anmerkung der Autorin: Wir sind der Auffassung, dass Joe in diesem Aussenlager von Auschwitz lebte, während er in der Kohlemine arbeitete.

Der einzige Beleg, den wir für Joes Namen im Zusammenhang mit Jawischowitz haben, ist ein medizinisches Formular mit Datum vom 10. Oktober 1944, als Joe wegen einer Magen-Darm-Erkrankung behandelt wurde. Ein weiteres Dokument beweist, dass Joe den Auschwitz-Komplex im Juni 1944 verlassen hat. Deshalb ist es nicht ganz klar, wann er tatsächlich wegen dieser Erkrankung behandelt wurde, wo das geschah und ob dies im Zusammenhang mit der Erkrankung stand, die dazu führte, dass er dem Arzt im Lagerhospital der Kohlemine als Helfer zugeteilt wurde.¹

Jawischowitz, ein Aussenlager von Auschwitz, diente als Unterkunft für die Gefangenen, die in der Brzezcz-Kohlemine arbeiteten; diese gehörte zu der Zeit dem Reichswerk Hermann Göring aus Deutschland. Das war das erste Mal, dass die Deutschen Gefangene aus Konzentrationslagern zur Untertagearbeit schickten. 1942 waren es 2'000 Häftlinge.

In den Aussenlagern waren Juden aus ganz Europa, einschliesslich Polen, der Tschechoslowakei, Russland, Jugoslawien, Frankreich, Deutschland und Österreich, untergebracht. Die Gefangenen mussten unter schwierigsten Bedingungen arbeiten, und da die meisten von ihnen wenig oder gar keine Erfahrung im Bergbau hatten, gab es häufig Unfälle. Häftlinge wurden von anderen Gefangenen, die als Aufseher über sie eingesetzt waren, oder vom SS-Wachpersonal verprügelt, was nicht selten zum Tod führte. Selbstmordversuche waren an der Tagesordnung.

Schätzungsweise wurden von Oktober 1942 bis Dezember 1944 mindestens 1800 Gefangene für arbeitsuntauglich befunden und in die Gaskammern von Birkenau abtransportiert.

Einige der zivilen Arbeitskräfte in der Mine sowie Einwohner von Brzezcz und Jawischowitz halfen den Gefangenen ungeachtet des persönlichen Risikos, das sie dadurch eingingen. Sie versorgten sie mit Nahrungsmitteln, halfen ihnen bei der Arbeit oder ermöglichten ihnen sogar die Flucht (wie Joe aus eigener Erfahrung berichten konnte).

Am 19. Januar 1945 wurde das Lager evakuiert. Die SS führte 1900

Häftlinge auf einem über 50 Kilometer weiten Fussmarsch nach Wodzisław Śląski, wobei sie unterwegs viele Kranke und Geschwächte tötete. Dutzende kranker Häftlinge wurden im Lager zurückgelassen und von der Bevölkerung aus der Umgegend versorgt.^{2, 3, 4}

Informationsquellen zu Jawischowitz und die Brzeszcze-Kohlemine:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 559402# 1.
3. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 839129#.
4. Urząd Gminy W. Brzeszczach: *Route of Remembrance. Jawischowitz sub-camp (2009-2014)*. Online unter:
<http://www.trasapamieci.brzeszcze.pl/home/memorials-and-plaque/>
(Zugriff am 03.08.2019).

F. Ohrdruf, Deutschland, Thüringen (Aussenlager von Buchenwald)

Anmerkung der Autorin: Dokumente des United States Holocaust Memorial Museum in Washington, D.C., belegen, dass Joe am 24. Januar 1945 in Ohrdruf ankam, nachdem er Buchenwald am 22. Januar 1945 verlassen hatte.^{1,2}

Das Lager Ohrdruf, ein Aussenlager von Buchenwald, entstand 1944 in der Nähe von Gotha (Thüringen). Es diente als Zwangsarbeitslager. Die Gefangenen sollten eine Eisenbahnstrecke bauen, die zu einem geplanten Kommunikationszentrum führen sollte. Dieses Vorhaben wurde jedoch nie vollendet, da amerikanische Truppen im Anmarsch waren. Anfang April zwang die SS einen Grossteil der Häftlinge des Lagers zu einem Todesmarsch nach Buchenwald und brachte viele von ihnen um, da sie nicht mehr in der Lage waren, so weit zu gehen. Ohrdruf war das erste nationalsozialistische Konzentrationslager, das von der Vierten Panzerdivision der US-Armee befreit wurde. Die in Ohrdruf begangenen Gräueltaten, die von den amerikanischen Streitkräften entdeckt wurden, sind gut

dokumentiert worden; dazu gehören u.a. Leichenberge, viele von ihnen mit Kalk bedeckt, andere teilweise verbrannt auf Scheiterhaufen.

Am 12. April besuchte General Dwight D. Eisenhower, der Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte in Europa, das Lager gemeinsam mit General George S. Patton und General Omar Bradley.

Es folgen Auszüge aus dem «Ohrdruf»-Eintrag der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums in Washington, D.C.:

«Nach seinem Aufenthalt informierte Eisenhower den Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte in Washington, General George C. Marshall, telegrafisch über seinen Besuch in Ohrdruf:

„Der interessanteste – wenn auch schreckliche – Anblick, der sich mir während meines Aufenthalts bot, war ein deutsches Internierungslager in der Nähe von Gotha. Was ich dort sah, spottet jeder Beschreibung. Während ich durch das Lager ging, traf ich auf drei Männer, die Gefangene gewesen waren und durch die eine oder andere List hatten fliehen können. Ich befragte sie mit Hilfe eines Dolmetschers. Die sichtbaren Beweise und die mündlichen Zeugenaussagen über Hungertod, Grausamkeit und Bestialität waren so niederschmetternd, dass mir übel wurde. In einem Raum waren die Leichen von zwanzig bis dreißig nackten Männern übereinandergestapelt, die alle verhungert waren. George Patton weigerte sich, diesen Raum zu betreten. Er sagte, ihm würde sonst schlecht werden. Ich ging ganz bewusst hinein, um über diese Dinge aus eigener Anschauung berichten zu können, falls es jemals in der Zukunft die Tendenz geben sollte, die Schilderungen solcher Zustände einfach als Propaganda¹ abzutun.“

Eisenhower wollte, dass die Welt wusste, was sich in den Konzentrationslagern ereignet hatte. Am 19. April 1945 telegraphierte er darum erneut an General Marschall mit der Bitte, Kongressabgeordnete und Journalisten zu den gerade befreiten Lagern zu bringen, um der amerikanischen Öffentlichkeit die schreckliche Wahrheit über die Gräueltaten der Nazis offenzulegen. Er schrieb:

„Wir entdecken immer mehr deutsche Konzentrationslager für politische Gefangene, wo unbeschreiblich furchtbare Bedingungen herrschen. Ich habe eines davon persönlich besucht und versichere Ihnen, dass man alles, was bisher darüber gedruckt wurde, als Untertreibung bezeichnen kann. Wenn Sie es als einen Vorteil ansehen, dass ungefähr ein Dutzend Kongressabgeordnete und ein Dutzend prominente Redakteure mit zwei C-54-Maschinen diesen Schauplätzen einen kurzen Besuch abstatten, werde ich dafür sorgen, dass sie zu einem dieser Orte geführt werden, wo der Beweis der Bestialität und Grausamkeit so überwältigend ist, dass sie keinen Zweifel mehr darüber haben werden, dass es sich hierbei um die übliche Praxis der Deutschen in diesen Lagern handelte. Ich hoffe, dass auch einige britische Persönlichkeiten ähnlicher Rangordnung das nördliche Gebiet aufsuchen werden, um die verübten Gräueltaten ebenfalls bezeugen zu können.“

Noch am selben Tag erhielt General Marschall von Kriegsminister Henry Lewis Stimson und Präsident Harry S. Truman die Erlaubnis für den Besuch dieser Delegationen in den befreiten Lagern.

Ohrdruf hinterliess auch bei General George S. Patton einen starken Eindruck. Er beschrieb den Ort als *„einen der entsetzlichsten Anblicke, die ich je gesehen habe“*. Er fuhr in seinen Aufzeichnungen fort:

„In einem Schuppen ... lagen etwa 40 völlig unbedeckte menschliche Leichen übereinander, die sich in den letzten Stadien der Abmagerung befanden. Sie waren mit Kalk bestreut, nicht zum Zweck ihrer Zersetzung, sondern um den Gestank zu unterbinden.“

Wenn der Schuppen voll war – ich vermute, dass etwa 200 Leichen hineinpassten –, wurden sie in eine etwa eineinhalb Kilometer vom Lager entfernte Grube geworfen und dort begraben. Nach Aussagen von Häftlingen sind seit dem 1. Januar 3.000 Männer auf diese Weise begraben worden; sie waren entweder durch einen Kopfschuss getötet worden oder verhungert.

Als wir uns mit unseren Truppen näherten, hielten es die Deutschen für ratsam, die Beweise für ihre Verbrechen zu vernichten. Deshalb befahlen

sie einigen der Zwangsarbeiter, die Leichen wieder auszugraben und sie auf eine Art gigantischen Grillrost zu legen, der aus Eisenbahnschienen bestand, die man auf Mauersteine gelegt hatte. Sie übergossen die Leichen mit Pech und zündeten dann unter ihnen ein Feuer aus Kiefernholz und Kohle an. Diese Vorgehensweise war jedoch nicht erfolgreich, denn auf und unter dem Rost blieb ein Haufen menschlicher Knochen, Schädel und verkohlter Torsos zurück, aus dem sich schliessen liess, dass dort viele Hundert Menschen verbrannt worden waren.’

Die Entdeckung des Ohrdruf-Lagers durch die Vierte Panzerdivision öffnete vielen US-Soldaten die Augen für die Gräueltaten, die von den Nazis während des Holocaust begangen worden waren.»³

Es folgen Auszüge aus dem Eintrag «U.S. Army & the Holocaust» in der Jewish Virtual Library:

«Die Generäle George Patton, Omar Bradley und Dwight Eisenhower kamen am 12. April in Ohrdruf an, dem Todestag von Präsident Franklin D. Roosevelt. Sie fanden 3‘200 unbekleidete, abgemagerte Leichen in flachen Gräbern vor. Eisenhower fand einen Schuppen, der bis zur Decke mit Leichen gefüllt war, ausserdem verschiedene Foltergeräte und einen Metzgerblock, auf dem man den Leichen die Goldfüllungen aus dem Mund herausgeschlagen hatte. Patton wurde bei dem Anblick schlecht. Eisenhower wurde ebenfalls kreidebleich angesichts der Szenerie innerhalb der Tore, bestand aber darauf, das ganze Lager zu sehen. *„Es wird immer behauptet, der amerikanische Soldat wisse nicht, wofür er kämpft“*, sagte er. *„Nun wird er zumindest wissen, wogegen er kämpft.“* ‘

Innerhalb von wenigen Tagen trafen Kongress-Delegationen in den Konzentrationslagern ein, begleitet von Journalisten und Fotografen. General Patton soll über das, was er in Buchenwald vorfand, so erzürnt gewesen sein, dass er 1.000 Zivilisten befahl, sich anzusehen, was ihre Führer angerichtet hatten. Sie sollten selbst bezeugen können, was manche Menschen einander antun können. Die Parlamentsmitglieder waren so

schockiert, dass sie weitere 2'000 Menschen aus der Bevölkerung herholen liessen. Einige drehten sich weg, andere fielen in Ohnmacht. Selbst äusserst erfahrene, kriegserprobte Korrespondenten waren fassungslos vor Entsetzen. Am 15. April gab Edward R. Murrow in einer legendären Radiosendung der amerikanischen Öffentlichkeit einen aufrüttelnden Tatsachenbericht über Buchenwald; er erzählte von den aufgestapelten Leichen, die so ausgehungert waren, dass sie kaum geblutet hatten, nachdem sie durch einen Kopfschuss getötet worden waren; und von überlebenden Kindern, die auch tätowiert worden waren und deren Rippen unter den dünnen Hemden hervorstanden.

„Ich bitte Sie, mir zu glauben, was ich über Buchenwald gesagt habe“, bat Murrow die Zuhörer. „Ich habe berichtet, was ich gesehen und gehört habe, aber selbst das nur teilweise; denn für das meiste fehlen mir die Worte.“ Er fügte hinzu: (Wenn dieser eher abgemilderte Bericht über Buchenwald für Sie anstössig gewesen sein sollte, so tut mir das nicht im Geringsten leid.)

Es waren Berichte wie diese und die Kurzfilme, die aufgenommen und in den Wochenschauen in den Kinos gezeigt wurden, sowie die Besuche wichtiger Delegationen, die jene bis dahin unerwähnten Gräueltaten der Deutschen ins öffentliche Bewusstsein rückten; sie trugen massgeblich zu der Wahrnehmung bei, dass den Juden etwas Schlimmes angetan worden war.»⁴

Informationsquellen zu Ohrdruf:

1. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nf. 34646019#1.
2. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 34646017#.
3. Ausgewählte Auszüge aus dem «Ohrdruf»-Eintrag der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums in Washington, D.C., online unter:
<https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/ohrdruf>
(Zugriff am 04.08.2019).
4. Ausgewählte Auszüge aus dem Eintrag «U.S. Army & the Holocaust» in der Jewish Virtual Library. Online unter:

<https://www.jewishvirtuallibrary.org/u-s-army-and-the-holocaust> (Zugriff am 04.08.2019). Als Quellen für den Eintrag werden dort angegeben: 1) Encyclopedia Judaica. © 2008 The Gale Group. All Rights Reserved. 2) I. Gutman (Hrsg.): *Macmillan Encyclopedia of the Holocaust* (1990); 3) A. Grobman: *Battling for Souls, The Vaad Hatzalah Rescue Committee in Post-War Europe* (2004).

G. Theresienstadt, Tschechoslowakei (KZ, Ghetto-Lager) Anmerkung der Autorin: Theresienstadt war das letzte Lager, in dem Joe gefangen gehalten wurde. Nachdem die SS das Lager aufgegeben hatte, konnte auch er es zu Fuss verlassen. (In einer der Sammlungen des United States Holocaust Memorial Museum befindet sich ein leider undatiertes Dokument, aus dem Joes Ankunft dort hervorgeht.)

Es ist wahrscheinlich, dass Joe während des unten angegebenen Zeitraumes in Theresienstadt angekommen ist (6.-21. April 1945). Joe war erst kurze Zeit dort, als das Lager von der SS verlassen wurde. Joe und zwei mit ihm befreundete Mitgefangene wurden Zeugen, wie mehrere Lageraufseher sich Zivilkleidung über ihre Uniformen anzogen. Joe fragte einen seiner Freunde: «Was machen die da?» Sein Freund antwortete: «Es ist vorbei. Sie wollen sich verstecken.»

Als die Tore des Lagers später geöffnet waren, gingen Joe und seine Freunde einfach hinaus und begaben sich in eine nahegelegene Stadt. Dort fanden sie ein Bekleidungsgeschäft. Der Ladenbesitzer sah die drei Männer in ihrer gestreiften Häftlingskleidung an und sagte: «Wir wissen, wer ihr seid. Nehmt, was immer ihr möchtet. Wir schulden euch weit mehr als das.» Joe suchte sich einen Anzug aus, zog ihn an und liess seine Häftlingskleidung dort auf dem Boden liegen. Der Ladenbesitzer öffnete auch seine Kasse für die drei Männer.^{1,2}

Das «Ghetto-Lager» Theresienstadt existierte vom 24. November 1941 bis zum 9. Mai 1945 und besass zwischenzeitlich ein hochentwickeltes kulturelles Leben. Es wurde von den Nazis für eine permanente Propaganda- und Täuschungsstrategie verwendet. Der Öffentlichkeit wurde

vermittelt, dass die Juden aus Deutschland im Osten neu angesiedelt worden seien, um Zwangsarbeit für die Kriegsindustrie zu verrichten, und dass die älteren Juden in das Ghetto in Theresienstadt gebracht worden seien, um in dieser «Kurstadt» ihren «Ruhestand» zu verbringen.

In Wahrheit diente das Ghetto als Deportationszentrum zu anderen nationalsozialistischen Ghettos und Tötungszentren. Nachdem Juden aus Dänemark nach Theresienstadt deportiert worden waren, gerieten die Deutschen unter Druck und erlaubten dem *Internationalen Roten Kreuz* im Juni 1944 einen Besuch in dem Lager.

Die Nazis bereiteten sich gründlich auf diesen Besuch vor und inszenierten ein grossangelegtes Täuschungsmanöver. Vor dem Eintreffen des Roten Kreuzes intensivierten sie die Deportationen aus dem Ghetto und «verschönerten» es dann. Gärten wurden angelegt, Häuser gestrichen und Baracken renoviert. Die Nazis organisierten soziale und kulturelle Veranstaltungen für die hochrangigen Besucher. Sobald diese wieder abgereist waren, wurden die Deportationen aus Theresienstadt erneut aufgenommen, bis sie im Oktober 1944 endeten.

Zwischen dem 20. April und dem 2. Mai 1945 wurden circa 13.500 und dann weitere 15.000 Gefangene in das Ghetto-Lager gebracht, vorwiegend aus den Aussenlagern Buchenwald und Gross-Rosen.

Am 6. und am 21. April 1945 besuchte das Internationale Rote Kreuz abermals das Lager und übernahm dessen Leitung am 2. Mai 1945; am 5. und 6. Mai flohen SS-Kommandant Rahm und die übrige SS aus dem Lager. Am 8. Mai wurde das Gebiet rund um das Lager zum Schlachtfeld zwischen den verbliebenen deutschen Militär- und SS-Einheiten und der sowjetischen Roten Armee. Am 9. Mai übernahmen Sowjettruppen die Kontrolle über das Lager.

Während des Bestehens des Lagers Theresienstadt wurden etwa 140.000 Juden dorthin überführt. Fast 90.000 von ihnen wurden von dort aus zu anderen Konzentrations- und Vernichtungslagern deportiert. Schätzungsweise 33.000 starben in Theresienstadt.^{3, 4, 5}

Informationsquellen zu Theresienstadt:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. ITS Archiv-Dokument Juzek Rubinsztein Nr. 34646020#1.
3. «Theresienstadt»-Eintrag der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums in Washington, D.C., online unter: <https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/theresienstadt> (Zugriff am 04.08.2019).
4. Eintrag «Theresienstadt: Final Weeks, Liberation, and Postwar Trials» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums, Washington, D.C. Online unter: <https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/theresienstadt-final-weeks-liberation-and-postwar-trials> (Zugriff am 04.08.2019).
5. Eintrag «Theresienstadt: SS and Police Structure» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums, Washington, D.C. Online unter: <https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/theresienstadt-ss-and-police-structure> (Zugriff am 04.08.2019).

H. Treblinka, Polen (Vernichtungslager)

Anmerkung der Autorin: An diesem Ort ist Joes Familie aller Wahrscheinlichkeit nach umgekommen.¹

Das Vernichtungslager Treblinka, das in den abgeschiedenen Wäldern im Nordosten Polens lag, ungefähr 80 Kilometer von Warschau entfernt, wurde 1941 als Zwangsarbeitslager eingerichtet; es wurde dann zu einem von nur sechs Vernichtungslagern, mit denen das Ziel der Nazis – die Auslöschung des jüdischen Volkes – verwirklicht werden sollte. Die Ghettos von Warschau und Radom waren die wichtigsten Ausgangspunkte für die Deportationen nach Treblinka.

Die Zahl der Opfer, die von Juli 1942 bis August 1943 in Treblinka ermordet wurden, wird auf 900.000 geschätzt; die exakte Anzahl wird wahrscheinlich nie ermittelt werden können, da die Nazis die meisten Un-

terlagen vernichteten. Innerhalb von vier Monaten wurden 1942 allein aus dem Bezirk Radom ca. 346.000 Juden nach Treblinka II deportiert. Im Juli 1944 nahmen sowjetische Truppen Treblinka ein; doch zuvor brachten die Deutschen noch etwa 300-700 der verbliebenen jüdischen Häftlinge um.^{2,3}

Die Nazis vernichteten im Verlauf ihres Rückzugs viele der physischen Beweise. Allerdings sagten später mehrere SS-Soldaten aus, was sie während ihrer Stationierung dort im Lager gesehen hatten. Die unten angeführten Zitate⁴ sind ausgewählte Auszüge davon.

Kurt Franz: *«Ich kann nicht sagen, wie viele Juden in Treblinka insgesamt vergast worden sind. Durchschnittlich kam jeden Tag ein langer Zug an. Manchmal sogar zwei.»* (i)

Willi Mentz: *«Als ich nach Treblinka kam, war der Kommandant ein Arzt namens Dr. Eberl. Er war sehr ehrgeizig. Es hiess, dass er mehr Transporte anforderte, als im Lager ‚verarbeitet‘ werden konnten. Das bedeutete, dass die Züge ausserhalb des Lagers warten mussten, weil die Insassen des vorherigen Transportes noch nicht alle getötet worden waren. Zu der Zeit war es sehr heiss, und folglich starben viele Menschen, weil sie so lange in den Transportzügen in der grossen Hitze warten mussten. Ganze Berge von Leichen lagen damals auf dem Bahnsteig. Nach der Ankunft eines Transportzuges wurden sechs bis acht Waggons ins Lager geschoben und hielten dort am Bahnsteig. Der Lagerkommandant, sein Stellvertreter Franz, Küttner und Stadie oder Maetzig warteten dort schon, wenn der Zug eintraf.*

Wenn die Juden ausgestiegen waren, sprachen Stadie oder Maetzig sie kurz an. Sie sagten ihnen so etwas in der Richtung, dass es sich bei ihnen um einen Umsiedlungstransport handelte, dass sie jetzt ein Bad nehmen dürften und dann frische Kleidung bekämen. Sie wurden angewiesen, sich ruhig und diszipliniert zu verhalten. Dann wurde der Transport zum sogenannten ‚Transferbereich‘ gebracht. Die Frauen mussten sich in Hütten ausziehen, die Männer draussen im Freien. Die Frauen wurden durch einen Durchgang, der ‚Röhre‘ genannt wurde, direkt zu den Gaskammern geführt.» (ii)

SS-Oberscharführer Heinrich Matthes: «*Insgesamt waren sechs Gaskammern in Betrieb.*» (iii)

Informationsquellen zu Treblinka:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. «Treblinka»-Eintrag der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums, Washington, D.C. Online unter: <https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/treblinka> (Zugriff am 04.08.2019).
3. Artikel «Treblinka Death Camp History» des Holocaust Education and Archive Research Team, online unter: <http://www.holocaustresearchproject.org/ar/treblinka.html> (Zugriff am 04.08.2019); siehe auch Artikel «Radom» des Holocaust Education and Archive Research Team, online unter: <http://www.holocaustresearchproject.org/ghettos/radom.html> (Zugriff am 04.08.2019).
4. Eintrag «Testimonies of SS at Treblinka» in der Jewish Virtual Library. Online unter: <https://www.jewishvirtuallibrary.org/testimonies-of-nazi-ss-at-treblinka> (Zugriff am 04.08.2019).
 - i. Kurt Franz. Zitiert aus: *The Good Old Days* – E. Klee, W. Dressen, V. Riess, The Free Press, New York, 1988, S. 247-249. Nur ausgewählte Auszüge wurden verwendet.
 - ii. Willi Mentz. Zitiert aus: *The Good Old Days* – E. Klee, W. Dressen, V. Riess, The Free Press, New York, 1988, S. 245-247. Nur ausgewählte Auszüge wurden verwendet.
 - iii. Heinrich Matthes. Zitiert aus: *Belzec, Sobibor, Treblinka – the Operation Reinhard Death Camps*. Indiana University Press – Yitzhak

2. Das Schiff zur Beförderung von «Displaced Persons»

USS General R.M. Blatchford

Anmerkung der Autorin: In einer der Sammlungen des United States Holocaust Memorial Museum befinden sich Schiffsdokumente, in denen sechszwanzig Personen aufgelistet sind (darunter die Namen von Joe, Irene und ihrem Sohn), die am 29. September 1950 Wentorf in Richtung USA verliessen (über das Einschiffungs-Zentrum in Grohn). Allerdings enthalten diese Dokumente nicht den Namen des Schiffes. Auf einem Dokument («502IRO Documentation Office Wentorf BAOR 3») ist zu lesen:

«Jozef Rubinstein (mit Frau und Sohn), Passagier Nr. 151818 433272, Beruf ‚Bergarbeiter‘, Zieladresse 15 Park Row, New York, N.Y.»

Joe und Irene sagten, ihr Schiff sei ein Transportschiff der Marine gewesen und habe «Blackfort» geheissen. Alle weiteren Nachforschungen, auch die Hinweise eines Informations-Koordinators des United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D.C., ergaben, dass das Schiff in Wirklichkeit *USS General Blatchford* hiess und als Transportschiff für «Displaced Persons» von deutschen Häfen aus zu den Vereinigten Staaten und nach Australien fuhr.

Joe erzählte mir, dass sie ursprünglich eigentlich nach Australien gebracht werden sollten, es ihnen aber gelungen war, ihren Bestimmungsort zu ändern und nach New York zu reisen. Irene erwähnte, dass sie nicht von der Einreisebehörde auf Ellis Island kontrolliert wurden. Nachforschungen deuten darauf hin, dass Passagiere der *USS General Blatchford* nicht die Kontrollen auf Ellis Island durchlaufen mussten, da ihre Dokumente bereits in Deutschland von amerikanischen Beamten überprüft worden waren.¹

Die *USS General R.M. Blatchford* (AP-153) war nach dem US-amerikanischen General Richard M. Blatchford benannt. Sie war ein Transportschiff der Squier-Klasse und diente der amerikanischen Marine im Zweiten Weltkrieg als Transportschiff. Sie lief am 27. April 1944 vom Stapel und konnte 3823 Soldaten befördern.

Nach dem Zweiten Weltkrieg (1946) wurde sie der US-Armee unter dem Namen *USAT General R.M. Blatchford* übergeben und später dem Militärischen See-Transportdienst unter der Bezeichnung *USNS General R.M. Blatchford* überlassen. Im Oktober 1949 und Februar 1950 brachte das Schiff fast 2500 «Displaced Persons» von Europa nach Sydney, Australien. Dies war eine von fast 150 Fahrten, die von vierzig Schiffen durchgeführt wurden, um Flüchtlinge des Zweiten Weltkrieges in dieses Land zu bringen.

Die *USNS R.M. Blatchford* unternahm mindestens zwei Fahrten von Bremerhaven aus über den Atlantik nach New York, mit Flüchtlingen aus Deutschland, Polen, Russland, der Tschechoslowakei und anderen Ländern an Bord.

Die *General R.M. Blatchford* wurde für ihren Dienst im Koreakrieg mit zwei Sternen der US-Marine ausgezeichnet. Sie wurde weiterhin im Atlantik eingesetzt, bis sie 1965 im Pazifik zum Einsatz kam, wo sie Truppen nach Vietnam beförderte.

Sie wurde später an Handelsunternehmen verkauft und fuhr unter den Namen *SS Stonewall Jackson* und *Alex Stephens*, bevor sie 1979 vom US-Handelsministerium erworben und 1980 verschrottet wurde.^{2, 3, 14, 15, 16, 17}

Informationsquellen zur USS General R.M. Blatchford:

1. Joe und Irene Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. Dokument «502 IRO Documentation Office Wentorf BAOR 3».
26. September 1950. *Passagierliste*. «Sechszwanzig Personen, die am 29. September 1950 von Wentorf aus in die USA auswanderten, über das Einschiffungszentrum in Grohn.» Ebenfalls auf der Liste: «Jozef Rubinstein, Bergarbeiter; Irene Rubinstein, Hausfrau; Chaim-Moni, minderjährig.»
3. Naval History and Heritage Command. *Dictionary of American Naval Fighting Ships*. Online unter: <https://www.history.navy.mil/content/>

content/history/nhhc/research/histories/ship-histories/danfs/g/general-r-m-blatchford-ap-153.html (Zugriff am 04.08.2019).

4. NavSource Online:

<http://www.navsource.org/archives/09/22/22153.htm>

(Zugriff am 04.08.2019).

5. Immigrant Ships, Transcribers Guild, *General Blatchford*. Created & Maintained by the ISTG™ Immigrant Ships Transcribers Guild.

<http://immigrantships.net/v5/1900v5/generalblatch-ford19491111.html>

(Zugriff am 04.08.2019).

6. FifthFleet.net; *Ships of the Fifth Fleet*. Online unter:

http://fifth-fleet.net/pb/wp_6a2460ca/wp_6a2460ca.html

(Zugriff am 04.08.2019).

7. National Archives Microfilm Publication T715. New York Passenger Arrival Records, 1820-1957. National Archives and Records Administration. *General R.M. Blatchford*.

3. Lager für «Displaced Persons»: Wentorf bei Hamburg

Anmerkung der Autorin: Joe und Irene wohnten gemeinsam mit ihrem Sohn mehrere Wochen im Lager Wentorf, ehe sie an Bord des Schiffes gehen konnten, das sie nach Amerika brachte. Während dieser Zeit waren sie dort in einem beengten Quartier untergebracht und teilten sich eine kleine Wohnung mit einem anderen Paar. Sie hängten ein Tuch zwischen den beiden Bereichen der Wohnung auf, um die Privatsphäre zu wahren.¹

Wentorf bei Hamburg: Nach der Befreiung trafen die Alliierten Vorbereitungen, um Juden, die ihre Heimat verloren hatten, wieder dorthin zurückzubringen. Einige weigerten sich jedoch, manche aus Furcht und andere, weil sie keinen Ort mehr hatten, an den sie zurückkehren konnten.

Behörden der Alliierten sowie die «Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen» (UNRRA) begannen die jüdischen «Displaced Persons» (DP) in Lagern und städtischen Zentren in Deutsch-

land, Österreich und Italien unterzubringen. Von 1945 bis 1952 lebten mehr als 250.000 «Displaced Persons» in solchen Lagern und Zentren. Einige wurden auch in ehemaligen Konzentrationslagern und Kasernen der Wehrmacht untergebracht.

Die UNRRA richtete einen internationalen Suchdienst ein, mit dessen Hilfe Überlebende ihre Angehörigen wiederfinden konnten. In Rundfunksendungen und Zeitungsartikeln wurden Listen von Überlebenden und deren Aufenthaltsorte veröffentlicht. In den Lagern für «Displaced Persons» wurde Schulunterricht durch Lehrkräfte aus Israel und den Vereinigten Staaten angeboten. Es wurden Sportvereine und zahlreiche Musik- und Theatergruppen gegründet. Religiöse Feste wurden gefeiert und mehr als 170 Publikationen veröffentlicht.

Am 14. Mai 1948 wurde Israel von den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion als Staat anerkannt; 1948 wurde der «Displaced Persons Act» verabschiedet, was 200.000 DP's die Einreise in die USA ermöglichte. Bis zum Jahr 1952 wurden die meisten der DP-Lager geschlossen; 80.000 jüdische DP's lebten mittlerweile in den USA, 136.000 in Israel und weitere 20.000 in anderen Ländern wie Kanada, Südafrika und Australien. Eines dieser Lager für «Displaced Persons» befand sich in einer Kaserne in Wentorf bei Hamburg, einer Gemeinde im Kreis Lauenburg in Schleswig-Holstein. Sie liegt am Ufer der Bille, nahe Geesthacht und Hamburg. Das Lager für «Displaced Persons» war sehr gross und nahm vor allem osteuropäische Flüchtlinge auf.^{2,3}

Informationsquellen für Wentorf bei Hamburg:

1. Joe und Irene Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. Eintrag «Displaced Persons» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums. Online unter: <https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/displaced-persons> (Zugriff am 04.08.2019).
3. Bogdan Karasek: *Wentorf Displaced Persons Camp*. Online unter: <http://www.dpcamps.org/wentorf.html> (Zugriff am 04.08.2019).

4. Lagerkommandanten und andere nationalsozialistische Befehlshaber im Zusammenhang mit Joes Geschichte

A. Hermann Dolp* (1889-1947)**

Anmerkung der Autorin: Hermann Dolp war Kommandant verschiedener Zwangsarbeitslager im Gebiet um Belzec, einschliesslich Cieszanów, wohin ab dem 20. August 1940 3.000 Juden aus Warschau, Radom und Czeszochowa gebracht wurden. Cieszanów muss wohl der Ort gewesen sein, an dem Joe Dolp begegnete, den er und die anderen Zwangsarbeiter den «Schweinehund» nannten. Joe sagte, dass Dolp oft betrunken war. Er wurde Zeuge, wie Dolp angeritten kam, während die Arbeiter Gruben aushoben, wie er seine Pistole zog und dann mehrere Männer erschoss, die den Kopf gehoben hatten. Danach wendete er sein Pferd und ritt davon.¹

Hermann Dolp war ursprünglich Schlosser von Beruf, er war verheiratet und hatte vier Kinder, als er 1931 zum Standartenführer befördert wurde. Im November 1939 versuchte er in betrunkenem Zustand eine junge polnische Frau zu vergewaltigen; sie war die Freundin eines deutschen Beamten.

Daraufhin musste Dolp am 4. Februar 1940 vor dem Kriegsgericht erscheinen und wurde um zwei Ränge zum Sturmbannführer degradiert. Kaum eine Woche danach wurde er nach Lublin zum Volksdeutschen Selbstschutz versetzt (eine paramilitärische Truppe bewaffneter deutschstämmiger Kollaborateure), wo er den Ruf hatte, der brutalste und gefährlichste aller SS-Männer in Odilo Globocniks Stab zu sein.

Anmerkung der Autorin: Globocnik war ein in Österreich geborener SS-Befehlshaber, der für die Razzia im Radomer Ghetto verantwortlich war sowie für den Abtransport von dessen Bewohnern nach Treblinka, wo sie ermordet wurden; aller Wahrscheinlichkeit nach befand sich auch Joes Familie unter den Opfern (siehe Vertiefende Informationen 4B: «Odilo Globocnik (1904-1945)»).

Unter Dolps Kommando wurden beim Todesmarsch der Zwangsarbeiter und der jüdischen Kriegsgefangenen von Lublin Hunderte ermordet.

Im Frühjahr 1940 überwachte Dolp das Ausheben von Verteidigungsgräben entlang der Grenze zur Sowjetunion, besonders den Grenzstreifen zwischen den Flüssen Bug und San; ausserdem hatte er die Befehlsgewalt über verschiedene Arbeitslager in Belzec, wo die Zwangsarbeiter untergebracht waren.

Es wird berichtet, dass Dolp es den Juden nur zu bestimmten Zeiten erlaubte, zur Toilette zu gehen. Viele, die unter schwerer Ruhr litten und ausserhalb der Toilettenzeiten ertappt wurden, wurden umgebracht.

Im April 1944 wurde Dolp für seine «Verdienste» zum Obersturmbannführer befördert. Über sein weiteres Schicksal gibt es widersprüchliche Berichte: Er galt später entweder als vermisst oder starb Ende 1944 an Verletzungen, die er sich während einer Schlacht in Rumänien zugezogen hatte.^{2,31415}

* Es gibt verschiedene Schreibweisen für Dolps Vornamen: Herman oder Hermann.

** Das Todesjahr Dolps ist unbekannt.

Informationsquellen zu Hermann Dolp:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. David Silberklang: *Willful Murder in the Lublin District of Poland*. Kapitel 15 in: Michael L. Morgan and Benjamin Pollock: *The Philosopher as Witness: Fackenheim and Responses to the Holocaust*. Albany: State University of New York Press, 2008. Ausschnitte online einsehbar unter:
<http://books.google.com/books?id=6jWgi9ky2OUC&pg=PA185&lpg=PA185&dq=Silber-klang,+David,+Willful+Murder-l-in+the-l-Lublin-l-District+of+Poland>
(Zugriff am 04.08.2019).
3. Artikel «Radom» des Holocaust Education and Archive Research Team. Online unter:
<http://www.holocaustresearchproject.org/ghettos/radom.html>
(Zugriff am 04.08.2019).

4. Dixon, Ian: January 1991. *Research. Herman Dolp*. Online unter: <http://www.redcap70.net/A%20History%20of%20the%20SS%20organisation%201924-1945.html/D/DOLP.%20Hermann.html> (Zugriff am 04.08.2019).
5. Aktion Reinhard Camps (ARC): *Belzec Labour Camps*. Online unter: <http://www.deathcamps.org/belzec/labourcamps.html> (Zugriff am 04.08.2019).

B. Odilo Globocnik (1904-1945)

Anmerkung der Autorin: Globocnik war ein SS-Befehlshaber, der die Razzia im Radomer Ghetto anordnete und Tausende von dessen Bewohnern nach Treblinka schickte, wo sie ermordet wurden; aller Wahrscheinlichkeit nach befand sich auch Joes Familie unter den Opfern. Hermann Dolp, der Mann, den Joe dabei beobachtete, wie er während der Aushebung von Verteidigungsgräben mehrere Männer aus Joes Umgebung erschoss, gehörte zu Globocniks Stab (nach seiner Zeit als Kommandant des Zwangsarbeitslagers in Cieszanów); er galt als der Brutalste und Skrupelloseste aus dem Stab von Globocnik (siehe die Ausführungen weiter oben zu Hermann Dolp).

Der in Österreich geborene Odilo Globocnik meldete sich freiwillig zur Waffen-SS und war 1939 während der deutschen Invasion Polens im Einsatz. Reichsführer SS Heinrich Himmler ernannte Globocnik zum Polizeichef im Lubliner Bezirk des Generalgouvernements. 1941 übernahm Globocnik auf Anordnung Heinrich Himmlers die Aufsicht über die Bauarbeiten im Vernichtungslager Belzec, 1942 dann auch in Sobibor und Treblinka.

Im Sommer 1942 schickte Odilo Globocnik den SS-Mann Wilhelm Blum mit dem Befehl nach Radom, mit der «Auflösung» des Ghettos zu beginnen.

Am 5. August 1942 wurden die Juden des kleineren der beiden Radomer Ghettos gezwungen, sich an einem Ort nahe der Eisenbahnstrecke zu versammeln.

Zwischen dem 16. und 18. August 1942 wurde auch das grössere Ghetto aufgelöst. Einige der Bewohner wurden zur Zwangsarbeit ausgesondert, einige Frauen und Kinder wurden erschossen und in Massengräbern beerdigt. Die meisten Menschen aber wurden nach Treblinka deportiert und innerhalb weniger Stunden nach ihrer Ankunft getötet. Wer versuchte, sich im Ghetto während der Razzia zu verstecken, wurde an Ort und Stelle hingerichtet.

Unter Globocniks Organisation und seiner Aufsicht über die *Aktion Reinhardt* wurden mehr als 1,5 Millionen polnische, slowakische, tschechische, holländische, französische, russische, deutsche und österreichische Juden getötet; der Besitz und die Wertgegenstände der Ermordeten wurden konfisziert. Das Hauptquartier der Aktion Reinhardt koordinierte die zeitliche Abfolge der Transporte zu den Lagern.

Als die alliierten Truppen gegen Kriegsende näherrückten, zog sich Globocnik mit einem Teil seines Stabs nach Österreich zurück; sie versteckten sich hoch oben in den Bergen in einer Hütte in der Nähe von Weissensee. Am 31. Mai 1945 wurde Globocnik von einer britischen Panzer-Kavallerieeinheit, den *Fourth Queen's Own Husars*, bei der Möslacher Alm gefangen genommen. Er wurde zur Vernehmung nach Paternion gebracht, wo er mit einer Cyanid-Kapsel Selbstmord verübte. Später kamen Gerüchte auf, er habe überlebt, was sich aber als Täuschung erwies.^{1,2,3,4,5}

Informationsquellen zu Odilo Globocnik:

1. Artikel «Radom» des Holocaust Education and Archive Research Team, online unter: <http://www.holocaustresearchproject.org/ghettos/radom.html> (Zugriff am 04.08.2019).
2. Mark Mazower: *Hitler's Empire. How the Nazis Ruled Europe*. Penguin Books, Neuauflage (25. August 2009).
3. Joseph Poprzeczny: *Odilo Globocnik, Hitler's Man in the East*. Jefferson und London. McFarland & Company (2004).
4. William L. Shirer: *The Rise and Fall of the Third Reich*. Seeker & Warburg, London, 1960.

5. Susan Zuccotti: *Under His Very Windows: The Vatican and the Holocaust in Italy*. Yale University Press, 2002.

C. Adolf Hitler (1889-1945)

Anmerkung der Autorin: Hitler war der führende Kopf hinter all den Ereignissen, die zum Mord an Joes Familie und zu seiner Gefangenschaft in den Konzentrationslagern führten.

Adolf Hitler wurde am 20. April 1889 in Braunau am Inn, Österreich, geboren. Sein Vater Alois Hitler (1837-1903) war der aussereheliche Sohn von Maria Anna Schicklgruber. 1876 änderte Alois Schicklgruber seinen Nachnamen in Hitler. Aufgrund der unehelichen Geburt Alois Hitlers gab es bereits ab dem Jahr 1920 Spekulationen, dass Hitlers Grossvater Jude gewesen sei. Jedoch ist nie ein verlässlicher Beweis für Hitlers mögliche jüdische Abstammung gefunden worden.

Adolf Hitler strebte eine Karriere in der bildenden Kunst an, was zu heftigen Auseinandersetzungen mit seinem Vater führte, der seinen Sohn lieber in einer Beamtenlaufbahn sehen wollte. Nachdem der Vater nicht mehr lebte und auch die Mutter im Jahr 1907 an einer Krebserkrankung gestorben war, nahm Adolf Hitler an der Aufnahmeprüfung für die Wiener Kunstakademie teil, wurde jedoch abgelehnt. Obwohl die Eltern ihm ein beachtliches Erbe hinterliessen, verschwendete er es, bis er völlig mittellos war und in Obdachlosen-Unterkünften leben musste.

Während seiner Wiener Zeit hatte er sowohl persönliche als auch geschäftliche Kontakte zu Juden und war zeitweise finanziell von ihnen abhängig.

Nach dem Ersten Weltkrieg, an dem er als Soldat teilnahm und dessen Ausgang ihn zutiefst erzürnte, scheint Hitler sich ein antisemitisches Gedankengut angeeignet zu haben, beeinflusst vom deutschen rassistischen Nationalismus, wie er von Politikern wie Georg von Schönerer und dem Wiener Bürgermeister Karl Lueger vertreten wurde. Beide Männer unter-

stützten herrschende antijüdische Vorurteile und hielten die Juden für die Feinde der deutschen Mittel- und Unterschicht.

1919 trat Hitler der Vorläuferorganisation der NSDAP, der Deutschen Arbeiterpartei (DAP) bei. Er wurde 1923 verhaftet und inhaftiert, weil er – mittlerweile Parteivorsitzender der NSDAP – an einem Versuch, die demokratische Regierung der Weimarer Republik zu stürzen, beteiligt war. Der Prozess brachte ihm Ruhm und Anhänger. Er nutzte die anschließende Gefängniszeit, um seine politischen Ideen in seinem Buch «Mein Kampf» zu dokumentieren.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis im Jahr 1924 begann Hitler, die politische Macht mit legalen Mitteln anzustreben.

Er wurde 1932 zu einer einflussreichen politischen Figur in Deutschland. Das ging teilweise auf die Frustration der deutschen Bevölkerung über die schlechte Wirtschaftslage zurück, auf die als Demütigung empfundene Niederlage im Ersten Weltkrieg und den Unmut über die Bedingungen des Versailler Friedensvertrags.

Hitlers mitreissende Reden brachten ihm die breite Unterstützung der Bevölkerung ein und ebneten ihm den Weg: Er wurde 1933 zum deutschen Reichskanzler. Innerhalb kurzer Zeit beseitigte sein Regime mit Gleichschaltungsgesetzen, Terror, Notverordnungen und Organisations- und Parteiverboten die pluralistische Demokratie, den Föderalismus und den Rechtsstaat.

Die Rheinlandbesetzung, der «Anschluss» Österreichs und die «Angliederung» des Sudetenlandes an das Deutsche Reich ebneten Hitlers Weg hin zur Initiierung des Zweiten Weltkriegs.

In diesem Krieg sollten die Nationalsozialisten und ihre Helfershelfer zahlreiche Massenverbrechen und Völkermorde, u.a. an den Juden, begehen. Hitler autorisierte die wichtigsten Schritte des Judenmordes und liess sich über dessen Verlauf informieren. Seine verbrecherische Politik führte zu vielen Millionen Kriegstoten und der Verwüstung grosser Teile Europas.

Der nationalsozialistische Diktator Adolf Hitler beging am 30. April 1945 in Berlin Selbstmord.^{1, 2, 3, 14}

Informationsquellen zu Adolf Hitler:

1. Artikel «Theresienstadt Timeline» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums. Online unter:
<https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/theresienstadt-key-dates>
(Zugriff am 04.08.2019).
2. Artikel «Adolf Hitler: Early Years, 1889-1913» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums.
Online unter:
<https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/adolf-hitler-early-years-1889-1913>
(Zugriff am 04.08.2019).
3. A&E Television Networks: History. *In This Day in History. January 30th, 1933: Adolf Hitler is named Chancellor of Germany.*
<https://www.history.com/this-day-in-history/adolf-hitler-is-named-chancellor-of-germany>
(Zugriff am 04.08.2019).
4. https://de.wikipedia.org/wiki/Adolf_Hitler

D. Rudolf Höss (1901-1947)

Anmerkung der Autorin: Höss war der Kommandant von Auschwitz während der meisten Zeit von Joes Inhaftierung.

Rudolf Franz Ferdinand Höss wurde in Baden-Baden im Südwesten Deutschlands geboren. Er sollte eigentlich Priester werden, doch diese Pläne änderten sich, als sein Vater starb und der Erste Weltkrieg begann. Angeblich trat er in die deutsche Armee ein, wurde verwundet und zweimal mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. 1922 wandte er sich von der Katholischen Kirche ab und trat in die NSDAP ein; 1933 schloss er sich der SS an. Im Jahr 1940 wurde er zum Kommandanten des neu erbauten Konzentrationslagers Auschwitz ernannt.

Reichsführer SS Heinrich Himmler unterrichtete Höss im Mai 1941 über den Befehl Hitlers zur Endlösung der Judenfrage. Himmler erklärte Höss, er habe Auschwitz zu diesem Zweck ausgewählt. Höss verwandelte Auschwitz daraufhin in ein Vernichtungslager, wo später in den Gaskammern 2.000 Menschen pro Stunde umgebracht werden konnten. Höss leb-

te mit seiner Familie am Rande des Lagers in einer Villa und schrieb Gedichte über die «Schönheit» von Auschwitz.

Als sich 1945 die Rote Armee näherte, floh Höss aus Auschwitz und wurde schliesslich von dem deutschen Juden Hanns Alexander aufgespürt. 1946 wurde er von der Militärpolizei der Alliierten verhaftet, die ihn den polnischen Behörden übergab.

In seiner Autobiografie schreibt Höss trotz seiner entscheidenden Rolle bei der sogenannten Endlösung: «Mag die allgemeine Öffentlichkeit mich weiterhin als blutrünstige Bestie sehen, als grausamen Sadisten, als millionenfachen Mörder, weil die breite Masse den Kommandanten von Auschwitz nicht anders auffassen kann. Sie würden niemals verstehen, dass auch er ein Herz hatte und nicht böseartig war.»

Nur wenige Schritte von seiner ehemaligen Villa entfernt, nahe dem Krematorium I im Hauptlager von Auschwitz, wurde Rudolf Höss am Morgen des 16. April 1947 gehängt.^{1,2}

Informationsquellen zu Rudolf Höss:

1. Eintrag zu «Rudolf Höss» in der Jewish Virtual Library. Online unter: <https://www.jewishvirtuallibrary.org/rudolf-h-ouml-ss> (Zugriff am 04.08.2019).
2. Artikel «Auschwitz Through the Lens of the SS: Frankfurt Trial» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums. Online unter: <https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/auschwitz-through-the-lens-of-the-ss-frankfurt-trial> (Zugriff am 04.08.2019).

E. Karl Rahm (1907-1947)

Anmerkung der Autorin: Rahm war der Kommandant des Ghettos und Konzentrationslagers Theresienstadt während Joes kurzer Inhaftierung dort. Nach Joes Aussage erhielt Rahm, kurz bevor die SS das Lager verliess, den Befehl, alle Häftlinge zu töten (auch die Kommandanten anderer Lager erhielten einen solchen Befehl; ob das für Theresienstadt ebenfalls

galt, ist jedoch nicht von unabhängigen Stellen überprüft worden). Joe erzählte mir, dass Rahm den Befehl ignoriert habe.¹

Obersturmführer Karl Rahm diente als Kommandant in Theresienstadt. Während dieser Zeit erhielt er den Auftrag, einen aufwändigen Propagandafilm mit vielen gefälschten Szenen zu drehen unter dem Titel «*Der Führer schenkt den Juden eine Stadt.*»

Der Film zeigt Gefangene, die angeblich Pakete erhalten und schwimmen gehen, sowie Kommandant Rahm, wie er kleine Kinder aus den ankommenden Zügen am Bahnsteig willkommen heisst. Nachdem die Dreharbeiten beendet waren, wurden dieselben Kinder in die Gaskammern von Auschwitz gebracht. Der Film ist anscheinend während des Krieges nicht gezeigt worden.

Rahm verliess das Lager am 5. Mai 1945, als sowjetische Truppen nahen. Er wurde später zusammen mit verschiedenen anderen Mitgliedern der SS zum Tode verurteilt und in Litomefice hingerichtet.^{2,314}

Informationsquellen zu Karl Rahm:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. Eintrag «Theresienstadt: SS and Police Structure» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums, Washington, D.C. Online unter:
<https://encyclopedic-dia.ushmm.org/content/en/article/theresienstadt-ss-and-police-structure>
(Zugriff am 04.08.2019).
3. Eintrag «Theresienstadt: Final Weeks, Liberation, and Postwar Trials» in der Holocaust-Enzyklopädie des United States Holocaust Memorial Museums, Washington, D.C. Online unter:
<https://encyclopedia.ushmm.org/content/en/article/theresienstadt-final-weeks-liberation-and-postwar-trials>
(Zugriff am 04.08.2019).
4. Artikel «Terezin/Theresienstadt» des Holocaust Education and Archive Research Team, online unter:
<http://www.holocaustresearch-project.org/othercamps/terezin.html>
(Zugriff am 04.08.2019).

F. Franz Paul Stangl (1908-1971)

Anmerkung der Autorin: Stangl war der Kommandant von Treblinka, dem Lager, in dem Joes geliebte Familie mit grosser Wahrscheinlichkeit ermordet wurde.

Der in Österreich geborene Stangl war der Kommandant der Vernichtungslager Sobibör und Treblinka. Er wurde 1967 in Brasilien verhaftet, vor Gericht gestellt, des Massenmordes an mehr als 900.000 Menschen für schuldig befunden und zu lebenslanger Haft verurteilt. 1971 starb er an Herzversagen. Er gestand seine Verbrechen, fügte aber hinzu: «Mein Gewissen ist rein. Ich habe nur meine Pflicht getan.»¹

Im Jahr 1970 führte die Autorin Gitta Sereny ein Interview mit Stangl, das sie 1983 in ihrem Buch *Into that Darkness: An Examination of Conscience* (dt. Titel: *Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker: Franz Stangl und die Morde von Treblinka*) veröffentlichte.

Als er gefragt wurde, ob er sich mit der Zeit an die Ermordungen gewöhnt hatte, antwortete Stangl: «Ja, man gewöhnte sich daran.»

Es folgen Auszüge aus dem Interview:

«Es dauerte Monate, bevor ich einem von ihnen in die Augen schauen konnte. Ich habe alles verdrängt, indem ich immer weiter baute – immer mehr: Gärten, bessere Baracken, neue Küchen, Reviere, überhaupt alles neu; Friseur, Schneider, Schuhmacher, Tischler. Es gab Hunderte von Möglichkeiten, die Wirklichkeit zu verdrängen. Ich machte von allen Gebrauch. [...]

Am Ende war das Trinken die einzige Möglichkeit, damit fertigzuwerden. Jede Nacht, wenn ich zu Bett ging, nahm ich ein riesiges Glas Schnaps mit. [...]

Jahre später, auf einer Reise in Brasilien', antwortete er, und seinem Gesicht war anzusehen, wie er sich konzentrierte und dieses Erlebnis offensichtlich wieder durchlebte, 'hielt mein Zug in der Nähe eines Schlachthofs an. Die Viecher trotteten an den Zaun heran und starteten auf den Zug. Sie waren ganz nahe vor meinem Abteilfenster, dicht gedrängt, und sie starteten mich durch den Zaun an. Da dachte ich: Schau dir das an;

das erinnert dich an Polen; genauso vertrauensvoll haben die Leute dort geschaut [...] Diese grossen, runden Augen ... die mich treuherzig anstarrten ... ohne zu ahnen, dass sie nur Augenblicke später alle tot sein würden. [...]

Ich erinnere mich an Wirth, wie er neben den Gruben voll mit bläulich-schwarzen Körpern stand. Das hatte nichts mit Menschen zu tun, das konnte einfach nicht sein. Es war eine Masse, eine Masse von verrotten-dem Fleisch. Wirth sagte: ‚Was sollen wir mit dem Mist machen?« Ich glaube, dass ich da unbewusst begonnen habe, sie als Ware zu betrachten. [...]

Ich sah sie kaum als Einzelne. Sie waren immer eine riesige Masse. Manchmal stand ich auf dem Erdwall und beobachtete sie auf dem Weg durch den ‚Schlauch‘. Aber – wie soll ich es Ihnen erklären – sie waren nackt, zusammengepfertcht; sie rannten, von Peitschen angetrieben, wie ...

Auf die Frage, ob er diese Misshandlungen nicht hätte beenden können, antwortete er: ‚Nein, nein, nein! Das war das System. Wirth hatte es erfunden. Und weil es funktionierte, war es unabänderlich.›»²

Informationsquellen zu Franz Paul Stangl:

1. Eintrag zu «Franz Stangl» in der Jewish Virtual Library. Online unter: <https://www.jewishvirtuallibrary.org/franz-stangl> (Zugriff am 04.08.2019).
2. Gitta Sereny: *Am Abgrund. Gespräche mit dem Henker: Franz Stangl und die Morde von Treblinka*. Aus dem Englischen von Helmut Röhring. Überarbeitete Neuauflage. S. 235-237. München, Piper Verlag, 2. Auflage 1995.

5. Schuhunternehmen, für die Joe arbeitete

A. Herbert Levine

1949 begann das Unternehmen Herbert Levine Inc. in einer Fabrik in New York, 31 West, 31st Street, mit der Produktion von Schuhen; es wurden

400 Paar pro Woche hergestellt. Im Jahr 1954 waren es bereits 5'000, und das Unternehmen beschäftigte 200 Mitarbeiter. Mehr als dreissig Jahre lang wurden bei der Herbert Levine Company kreative und innovative Schuhe entworfen. Herbert Levine selbst leitete die Firma, während seine Frau Beth die führende Designerin war. Beth wurde später einmal als «Amerikas First Lady des Schuhdesigns» bezeichnet. Mitte der 1960er-Jahre brachte die Firma schicke Pantoletten wieder in Mode. Weltbekannt wurde sie durch ihre Handwerkskunst, ihre Kreativität und ihren aussergewöhnlichen Stil.

Schuhe von Herbert Levine wurden von Stars wie Julie Andrews, Marilyn Monroe, Rita Hayworth, Natalie Wood, Dinah Shore, Lauren Bacall, Peggy Lee, Joan Collins, Cher, Linda Evans, Rosemary Clooney, Betty Grable, Gladys Knight, Debbie Reynolds, Arlene Francis, Phyllis Diller, Helen Hayes, Barbra Streisand, Carol Channing, Ali MacGraw, Barbara Walters, Angela Lansbury und anderen getragen.

Im Jahr 1955 trug Marilyn Monroe ein Paar Herbert Levine *Spring-olators*, mit denen sie auf vielen Fotos zu sehen ist, auch in einer Serie der Fotojournalistin Eve Arnold. Marylins rote Stiletto von Herbert Levine gehören inzwischen zur Kollektion des *Bata Shoe Museum* in Toronto. Das Unternehmen Herbert Levine stellte auch massgefertigte Schuhe her, so zum Beispiel die «Gigi Stocking Shoes» für Marlene Dietrich. Nancy Sinatra trug Herbert Levine Stiefeletten, wenn sie *These Boots Are Made for Walkin'* auf der Bühne oder zu Werbezwecken sang.

Herbert-Levine-Schuhe wurden auch von vielen First Ladies der Vereinigten Staaten getragen, so zum Beispiel von Jackie Kennedy, Mamie Eisenhower, Lady Bird Johnson und Patricia Nixon. Mehr als zwanzig Museen der Welt besitzen Herbert-Levine-Schuhe in ihrer Sammlung, so auch das *Costume Institute* im Metropolitan Museum of Art. Das Unternehmen selbst wurde 1975 geschlossen. Herbert Levine starb 1991, seine Frau Beth 2006 im Alter von 92 Jahren.^{1, 2, 3, 4, 15}

Informationsquellen über Herbert Levine:

1. Joe Rubinstein: *Persönliche Interviews mit der Autorin Nancy Sprowell Geise*. November 2012 bis August 2014.
2. <http://www.bethlevineshoes.com> (Zugriff am 04.08.2019).
3. [https://en.wikipedia.org/wiki/Herbert_Levine_\(company\)](https://en.wikipedia.org/wiki/Herbert_Levine_(company)) (Zugriff am 04.08.2019).
4. Helene Verin: «*Beth Levine Shoes*» 1. April 2009.
<http://www.amazon.com/Beth-Levine-Shoes-Helene-Verin/dp/1584797592>
(Zugriff am 04.08.2019).
5. kickshawproductions: *Vintage Fashion Guild*.
<http://vintagefashionguild.org/label-resource/levine-herbert/>
(Zugriff am 04.08.2019).

B. Nina Shoes

Nina Shoes wurde 1953 von den Brüdern Mike und Stanley Silverstein gegründet, die aus Kuba eingewandert waren. Die Firma wurde nach Stanleys ältester Tochter benannt. Die Brüder begannen in New York mit einer kleinen Boutique in der Prince Street im SoHo-Viertel von Manhattan, wo sie ihre berühmten modischen Clogs mit Pfennigabsatz anboten, die ähnlich gestaltet waren wie die Clogs, die ihr Vater auf Kuba hergestellt hatte. «Ende der 1950er-Jahre konnte man überall die modischen Nina-Clogs an den Füßen stilbewusster Damen sehen, sogar bei den Teilnehmerinnen des Miss-Universe-Wettbewerbs.»

2012 feierte das Unternehmen Nina Footwear sein sechzigjähriges Bestehen mit einer Kollektion, die auf Entwürfen aus seinen Archiven beruhte; diese gingen auf das Jahr 1953 zurück und wurden die «Nina Originals» genannt.^{1,2}

Informationsquellen zu Nina Shoes:

1. Offizielle Homepage: <http://ninashoes.com> (Zugriff am 04.08.2019).

2. Lauren Parker: L Accessories Magazine. 13. November 2012. *Nina Celebrates 60th with Retro Collection*.
<https://www.accessoriesmagazine.com/nina-celebrates-60th-with-retro-collection/>
(Zugriff am 04.08.2019).

C. Sbicca of California Footwear

Sbicca Footwear ist ein zweiundneunzig Jahre altes Schuhunternehmen aus Südkalifornien, das ursprünglich von der Familie Sbicca in ihrem Zuhause in Philadelphia gegründet wurde. Nach dem Zweiten Weltkrieg zog der Betrieb nach Kalifornien um. «In den 1970er-Jahren revolutionierte Sbicca das Schuhgeschäft, als es seine ‚Molded Unit Bottoms‘ auf den Markt brachte, aus Polyurethan gegossene Sohlen, die leicht und biegsam, aber zugleich modisch und bequem waren. Das ergab für Sbicca einen enormen Wettbewerbsvorteil.

2010 wurde die Marke Sbicca of California von einem anderen Familienbetrieb übernommen: Palos Verdes Footwear. Dieses Unternehmen gehört zur Lovely-Familie und ist die Muttergesellschaft der Marken Volatile, Very Volatile, Volatile Kids, Volatile Handbags, Grazie und Encanto Footwear.»¹

Informationsquellen zu Sbicca of California Footwear:

1. Offizielle Homepage: *Sbicca of California*.
<http://www.sbiccafootwear.com/content.php?pgID=9>
(Zugriff am 04.08.2019).

Glossar

– A –

Aktion Reinhardt – Codename der Nazis für die geplanten Deportationen und die Vernichtung der Juden als Teil der «Endlösung»; sie umfasste den Bau von Vernichtungslagern, die Koordination der Juden-Deportationen aus den verschiedenen Verwaltungsbezirken zu den Vernichtungslagern, die Tötung der Juden in den Lagern und die Konfiszierung der jüdischen Besitztümer und Wertgegenstände. Unter der Bezeichnung «Aktion Reinhardt» wurden die drei Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka eingerichtet.

Antisemitismus – der Hass auf Juden und das Judentum.

Arbeitslager – Lager, in dem Juden und andere Menschen für militärische oder Regierungszwecke zur Arbeit gezwungen wurden.

Auflösung – Begriff, der für die zwangsweise Räumung der Ghettos verwendet wurde, was Exekutionen bedeutete, den Abtransport in Konzentrations-, Vernichtungs- oder Zwangsarbeitslager sowie das Niederbrennen der Ghettos, damit alle, die sich dort noch versteckt hielten, bei lebendigem Leib verbrannten.

Auschwitz-Birkenau – siehe Vertiefende Informationen →Konzentrationslager →Auschwitz(-Birkenau).

– B –

Bar-Mizwa – bezeichnet im Judentum Status, Tag und Feier, an dem die Religionsmündigkeit eintritt. Die Feier für jüdische Jungen findet anlässlich ihres dreizehnten Geburtstages statt; ab diesem Zeitpunkt sind sie verpflichtet, die religiösen Vorschriften und Lehren zu befolgen. Die entsprechende Feier für Mädchen heisst «Bat Mizwa».

Birkenau – siehe Vertiefende Informationen →Konzentrationslager →Auschwitz (-Birkenau).

Blitzkrieg – Hitlers Invasionsstrategie, eine Nation plötzlich und mit einer grossen Übermacht zu überfallen, wurde auf Polen, Frankreich und die Sowjetunion angewandt.

Borschtsch – eine Suppe aus Roter Bete, die in vielen ost- und zentraleuropäischen Ländern beliebt ist.

Britisches Mandatsgebiet Palästina – 1922 wurde Grossbritannien vom Völkerbund aufgefordert, die Gründung einer jüdischen Heimstätte in Palästina, Erez Israel (Land Israel) zu ermöglichen. Am 29. November 1947 nahm die Vollversammlung der Vereinten Nationen die Resolution zur Teilung Palästinas an. Grossbritannien gab die Aufhe-

bung seines Mandats über Palästina bekannt, die am 15. Mai 1948 in Kraft trat. Am 14. Mai 1948 erklärte Israel sich zum unabhängigen Staat.

Buchenwald – siehe Vertiefende Informationen →Konzentrationslager →Buchenwald.

Brzeszcze – siehe Vertiefende Informationen →Konzentrationslager →Jawischowitz.

– C –

Challah – ein süßes, gelbes Brot (oft aus geflochtenem Teig), das am Sabbat und an anderen jüdischen Feiertagen gereicht wird; es ist nach dem biblischen Gebot benannt, einen Teil jedes Brotteiges (für Gott) auszusondern.

Chamberlain, Neville (1869-1940) – britischer Premierminister von 1937 bis 1940, bekannt für seine Appeasement-Politik (Beschwichtigungs-Politik) gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland und dessen Annektierung Österreichs sowie des Sudetenlandes im Jahr 1938; Chamberlain ging fälschlicherweise davon aus, dass diese Haltung «Frieden in unsere Zeit» bringen würde.

Chanukka – jährlich stattfindendes jüdisches Fest, auch «Lichterfest» genannt, zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des zweiten Tempels; das Fest dauert acht Tage; an jedem Abend wird eine weitere Kerze am achtarmigen Chanukka-Leuchter angezündet.

Cieszanów – siehe Vertiefende Informationen →Konzentrationslager →Cieszanów (Arbeitslager).

– D –

Davidstern – auch «Magen David» (d.h. «Schild Davids») oder Judenstern genannt; der sechszackige Stern, der als Emblem des jüdischen Glaubens gilt. Während des Holocaust mussten Juden den Davidstern an Ärmeln, Hemden oder Jacken tragen.

Displaced Persons – der Begriff bedeutet übersetzt «eine Person, die nicht an diesem Ort beheimatet ist» und wurde im Zweiten Weltkrieg vom Hauptquartier der alliierten Streitkräfte (SHAEF) geprägt. Das SHAEF verstand unter DPs Zivilisten ausserhalb der Grenzen ihrer Heimatstaaten, die zu ihrem Aufenthalt in der Fremde durch Kriegseinwirkung gekommen waren und die alliierte Hilfe brauchten, um heimzukehren oder sich in einem anderen Land ansässig zu machen.

Dolp, Hermann – siehe Vertiefende Informationen →Lagerkommandanten und andere nationalsozialistische Befehlshaber im Zusammenhang mit Joes Geschichte.

Dora-Mittelbau (Dora-Nordhausen oder Nordhausen) – siehe Vertiefende Informationen →Konzentrationslager.

– E –

Eisenhower, Dwight (1890-1969) – General der US-Armee, der ausserdem Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte in Europa war; er wurde berühmt für seine Planung der alliierten Invasion Europas. 1953 wurde er Präsident der Vereinigten Staaten und hatte dieses Amt zwei Wahlperioden lang inne (siehe auch: Vertiefende Informationen →Konzentrationslager Ohrdruf).

Endlösung – Begriff, den die Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkrieges für die Vernichtung der Juden in Deutschland und in weiteren von Deutschland kontrollierten Gebieten gebrauchten. (Der Begriff wurde von den Nationalsozialisten auf der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 verwendet.)

Erster Weltkrieg – dauerte vom 28. Juli 1914 bis zum 11. November 1918.

– G –

Gaskammern – grosse Kammern, die von den Nationalsozialisten in den Todeslagern gebaut und für die Tötung von Menschen durch Giftgas verwendet wurden.

Gebet – gläubige Juden beten dreimal täglich und sprechen auch bei vielen alltäglichen Aktivitäten Segensgebete.

Gebetsschal – siehe Tallit.

Gestapo – Die Geheime Staatspolizei war ein kriminalpolizeilicher Behördenapparat und die Politische Polizei während der Zeit des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945, die von dem berühmten Hermann Göring geführt wurde. Die Gestapo war verantwortlich dafür, dass viele Juden aus ganz Europa während des Krieges in Konzentrationslager geschickt wurden.

Ghetto – Stadtteil, häufig auch Slum, der von einer oder mehreren Minderheiten bewohnt wird; während des Zweiten Weltkriegs bezeichnete er einen Stadtteil, in dem die Juden leben mussten.

Globocnik, Odilo – siehe Vertiefende Informationen →Lagerkommandanten und andere nationalsozialistische Befehlshaber im Zusammenhang mit Joes Geschichte.

– H –

Hebräer – Angehöriger oder Nachkomme eines nördlichen semitischen Volkes, zu dem auch die Israeliten gehören.

Hebräisch – semitische Sprache der antiken Hebräer.

Herbert Levine – siehe Vertiefende Informationen / Schuhunternehmen, für die Joe arbeitete.

Hitler, Adolf – siehe Vertiefende Informationen / Lagerkommandanten und andere nationalsozialistische Befehlshaber im Zusammenhang mit Joes Geschichte.

Hohe Feiertage – die Feste Rosch ha-Schanah und Jom Kippur sowie die dazwischenliegenden Zehn Tage der Reue und Umkehr werden im Judentum allgemein als die Hohen Feiertage bezeichnet.

Holocaust – 1) die Ermordung von Millionen von Juden und anderer Menschen durch die Nationalsozialisten während des Zweiten Weltkrieges; 2) eine Situation, in der viele Menschen getötet werden und vieles zerstört wird, besonders durch Feuer; 3) ein ursprünglich aus dem Griechischen stammender Begriff, der sich auf das vollständige Verbrennen eines Opfers auf dem Altar bezog.

Höss, Rudolf – siehe Vertiefende Informationen → Lagerkommandanten und andere nationalsozialistische Befehlshaber im Zusammenhang mit Joes Geschichte.

– I –

Instytut Pamięci Narodowej – Das Institut für Nationales Gedenken wurde 1998 vom Parlament Polens eingerichtet und ist in Warschau angesiedelt. Seine Aufgabe besteht darin, zum Zwecke der Forschung, der Strafverfolgung und der Gesetzgebung nationalsozialistische und kommunistische Verbrechen zu untersuchen, die zwischen 1939 und 1989 in Polen begangen wurden. Die Ergebnisse werden dokumentiert und veröffentlicht.

Israel – 1) ein Land am Mittelmeer, im Mai 1948 als jüdischer Staat gegründet, Hauptstadt: Jerusalem; 2) das Volk, das als die Nachkommen Jakobs bezeichnet wird; das hebräische oder jüdische Volk; 3) ein anderer Name für Jakob; 4) das nördliche Königreich der Hebräer; 5) eine Gruppe von Menschen, die sich selbst als von Gott erwähltes Volk betrachtet oder von anderen so betrachtet wird; 6) ein männlicher Vorname.

ITS – ein Zentrum für Dokumentation, Information und Forschung über die nationalsozialistische Verfolgung, NS-Zwangsarbeit sowie den Holocaust mit Sitz in Hessen. Zu den Hauptaufgaben gehören die Klärung des Schicksals von Verfolgten des NS-Regimes und die Suche nach Familienangehörigen, Erteilung von Auskünften an Überlebende und Familienangehörige von NS-Opfern, Forschung, Pädagogik und Erinnerung sowie die Aufbewahrung, Konservierung und Erschliessung von Dokumenten. Der Bestand des Zentrums ist mit rund 30 Millionen Dokumenten eine der weltweit grössten Sammlungen von Unterlagen über zivile Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft. Im Juni 2013 wurde das Archiv des Internationalen Suchdienstes von der UNESCO in das Weltokumentenerbe aufgenommen. Heute nennt sich das ITS «Arolsen Archives – International Center on Nazi Persecution».

– J –

Jawischowitz – siehe Vertiefende Informationen → Konzentrationslager.

Jiddisch – Sprache, die vor allem in Osteuropa von Juden gesprochen wird oder in Gebieten, in die europäische Juden eingewandert sind; es ist eine Kombination aus Deutsch und Hebräisch.

Judaismus – die Religion des jüdischen Volkes.

Jude / Jüdin – eine Person, deren Mutter Jüdin war, oder eine Person, die zum Judentum übergetreten ist; gemäss der Reformbewegung sind auch die Nach-j kommen eines jüdischen Vaters Juden.

Judenrat – (Judenräte) jüdische Gemeinde- oder Stadträte (städtische Verwaltung), die von den Deutschen während des Zweiten Weltkrieges eingesetzt wurden, um die Einhaltung ihrer Befehle und Anordnungen sicherzustellen. Die Mitglieder dieser Räte bemühten sich auch darum, in den Ghettos für die dort eingeschlossenen Juden grundlegende kommunale Dienste bereitzustellen.

Judenstern – siehe Davidstern.

Judentum / Jüdische Religion – die Religion der Kinder Israel, d.h. des jüdischen Volkes.

Jüdisches Volk (Kinder Israel) – bezeichnet die Juden als Nation von Menschen mit einer gemeinsamen Geschichte und Gruppenidentität; wird nicht im Sinne einer territorialen oder politischen Einheit verwendet.

– K –

Kapo – Häftling eines Konzentrationslagers, der bestimmte Privilegien dafür erhielt, dass er die Aufsicht über eine Arbeitsbrigade des Lagers führte. Oftmals wurden Häftlinge mit kriminellem Hintergrund und einer gewaltbereiten Persönlichkeit für diese Aufgabe ausgewählt; entsprechend brutal gingen sie mit ihren Mitgefangenen um.

Kanada – Da Kanada als Land grossen Wohlstandes galt, wurde «Kanada» von den Aufsehern und Häftlingen in Auschwitz als Bezeichnung für die geräumigen Lagerhallen verwendet, wo der persönliche Besitz Tausender von Opfer aufbewahrt wurde, die in den Gaskammern getötet worden waren.

Kippa – Kopfbedeckung, die von manchen orthodoxen und konservativen männlichen Juden getragen wird; einige setzen sie nur während der Gottesdienste auf, andere nur zu Hause, manche die ganze Zeit über.

koscher – Bezeichnung für Nahrungsmittel, die gemäss jüdischer Rituale verkauft und zubereitet werden.

– L –

Lager für «Displaced Persons» – siehe Vertiefende Informationen →Wentorf bei Hamburg.

Lebensraum – ein Begriff, den Adolf Hitler benutzte, um seine territorialen Ansprüche in den 1930er-Jahren zu rechtfertigen. Er behauptete, das «natürliche» Territorium des deutschen Volkes reiche über die bisherigen Grenzen hinaus, Deutschland brauche mehr Raum und müsse sich diesen aneignen.

– M –

Magen David – siehe Davidstern.

Matze – ungesäuertes Brot, das traditionell bei der jüdischen Feier des Passahfestes gereicht wird.

Muselman – Slangbegriff aus der KZ-Sprache; wurde zur Bezeichnung von Gefangenen verwendet, die völlig abgemagert und dem Tod durch Hunger, Erschöpfung und Verzweiflung nahe waren.

– N –

Nagel – der englische Schuster, der Joe noch kurz vor dem Krieg in seiner Heimatstadt Radom beibrachte, Schuhe und Stiefel herzustellen. Die Ausbildung bei ihm hatte weitreichenden Auswirkungen auf Joes weiteres Leben, denn er wurde später zum Schuhdesigner, der einige der begehrtesten Schuhe der Welt entwarf.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) – am 24. Februar 1920 in München gegründet, auf einer zentralistischen und autoritären Struktur basierend, mit nationalistischem, militaristischem, rassistischem und antisemitischem Gedankengut.

Nina Shoes – siehe Vertiefende Informationen →Schuhunternehmen, für die Joe arbeitete.

Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen (United Nations Relief and Rehabilitation Administration, UNRRA) – Hilfsorganisation, die am 9. November 1943 auf einer Konferenz von vierundvierzig Staaten im Weissen Haus gegründet wurde. Ihre Aufgabe war es, den europäischen Ländern nach dem Zweiten Weltkrieg wirtschaftliche Unterstützung zu bieten, Flüchtlingen zu helfen und sie wieder in ihre Heimatländer zurückzuführen. Die US- Regierung finanzierte fast die Hälfte des Budgets der UNRRA.

– O –

Ohrdruf – siehe Vertiefende Informationen →Konzentrationslager.

Orthodoxe – eine grosse Gruppierung innerhalb des Judentums, die jüdische Vorschriften und Lehren streng beachtet.

– P –

Passahfest – ein jüdisches Fest, das an den Auszug aus Ägypten erinnern soll; zugleich kennzeichnet es den Beginn der Erntezeit.

– R –

Rabbi – jüdische Bezeichnung für «Meister» oder «Lehrer»; professionell ausgebildet und zum geistlichen Leitungsdienst geweiht.

Radomer Ghetto – Im März 1941 erging der Befehl, in Radom ein Ghetto einzurichten. So entstand das «grosse Ghetto» an der Walowa-Strasse im Bezirk Sródmiescie und das «kleine Ghetto» im Bezirk Glinice. Ungefähr 33.000 polnische Juden aus der Umgebung wurden gezwungen, in diesen zwei Ghettos zu leben. Im Zuge der «Aktion Reinhardt» begannen die Deutschen das Radomer Ghetto aufzulösen. Die deportierten Juden wurden in Vernichtungslager transportiert, vor allem nach Treblinka und Auschwitz.

Radom – eine Stadt in Mittelpolen, südlich der Hauptstadt Warschau.

Rahm, Karl – siehe Vertiefende Informationen →Lagerkommandanten und andere nationalsozialistische Befehlshaber im Zusammenhang mit Joes Geschichte.

Roosevelt, Franklin Delano (1882-1945) – Präsident der Vereinigten Staaten während fast des gesamten Zweiten Weltkrieges bis zu seinem Tod 1945; er kämpfte gemeinsam

mit den Führern der Alliierten gegen das nationalsozialistische Deutschland, Italien und Japan.

– S –

Sabbat – der siebte Tag der Woche, der am Freitagabend beginnt und am Samstagabend endet; er ist ein Tag der religiösen Besinnung und Ruhe.

Sbicca of California Footwear – siehe Vertiefende Informationen →Schuhunternehmen, für die Joe arbeitete.

Schalom – ein jüdischer Gruss, ähnlich wie *Hallo* oder *Auf Wiedersehen*, der zur Begrüßung und zum Abschied verwendet werden kann. Der hebräische Begriff Schalom bedeutet Unversehrtheit und Heil. Aber mit dem Begriff ist nicht nur Befreiung von jedem Unheil und Unglück gemeint, sondern auch Gesundheit, Wohlfahrt, Sicherheit, Frieden und Ruhe.

Schoah – das biblische Wort für «Zerstörung» wurde nicht nur im Hebräischen, sondern auch in anderen Sprachen zum Standardbegriff für die Ermordung der europäischen Juden.

SD (Sicherheitsdienst) – wurde ursprünglich 1931 als Nachrichtendienst der SS zur Überwachung politischer Gegner und eigener Parteimitglieder gegründet und war später federführend an der Planung und Umsetzung der «Endlösung» beteiligt.

Sipo (Sicherheitspolizei) – entstand aus der Zusammenführung von Kriminalpolizei und Gestapo; sie war ähnlich wie der SD hauptverantwortlich für die Verfolgung politischer Gegner und die Planung und Durchführung des Holocaust.

Sonderkommando – Gruppe männlicher Häftlinge in den Konzentrationslagern, die gezwungen wurden, Leichen zu entsorgen.

SS (Schutzstaffel) – gegründet als Hitlers Leibwache; sie diente der NSDAP und Adolf Hitler als Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument. In ihren Verantwortungsbereich fielen ab 1934 Betrieb und Verwaltung von Konzentrations-, ab 1941 auch von Vernichtungslagern. Sie war an der Planung und der Durchführung des Holocaust vorrangig beteiligt.

Stangl, Franz Paul – siehe Vertiefende Informationen →Lagerkommandanten und andere nationalsozialistische Befehlshaber im Zusammenhang mit Joes Geschichte.

Sudetenland – ist eine überwiegend nach 1918 gebrauchte Bezeichnung für ein heterogenes und nicht zusammenhängendes Gebiet entlang der Grenzen der damaligen Tschechoslowakei zu Deutschland sowie Österreich, in dem überwiegend Deutsche (nach Sprache, Kultur und Eigenidentifikation) lebten. Es wurde 1938 von Deutschland besetzt.

Synagoge – Gotteshaus der Juden.

– T –

Tachrichim – traditionelle jüdische Bekleidung eines Verstorbenen zum Begräbnis; aus einem einfachen weissen Leichentuch bestehend.

- Tallit (Gebetschal) – Schal, der bei der Morgenandacht getragen wird, mit Zizit (Fransen) an den Ecken.
- Tallit Katan – ein jüdisches Kleidungsstück, das viereckig geschnitten ist und einem Poncho ähnelt; es wird unter dem Hemd getragen.
- Tefillin (Gebetsriemen) – ein Kästchen aus Leder, das kleine Schriftrollen mit Texten aus der Bibel enthält und von Juden an der Stirn oder am Oberarm getragen wird.
- Thora – 1) die gesamte Weisheit und die Vorschriften, die in der jüdischen Heiligen Schrift, der sakralen Literatur und der mündlichen Überlieferung enthalten sind; 2) die fünf Bücher der Bibel, die manchmal auch als die Fünf Bücher Mose bezeichnet werden und den Pentateuch bilden: Genesis, Exodus, Levitikus, Numeri und Deuteronomium; 3) eine Schriftrolle aus Leder oder Pergament, die den Pentateuch enthält und in der Synagoge für liturgische Zwecke verwendet wird.
- Thora-Lesungen – Texte aus der Thora und den Propheten, die wöchentlich in jüdischen Synagogen vorgelesen werden.
- Thora-Rolle – Pergamentrolle, die die Thora enthält und in jüdischen Synagogen vorgelesen wird.
- Theresienstadt – siehe Vertiefende Informationen ‘Konzentrationslager. Treblinka – siehe Vertiefende Informationen→Konzentrationslager.
- Truman, Harry S. – Präsident der Vereinigten Staaten, Nachfolger des im April 1945 verstorbenen Franklin D. Roosevelt; Truman führte das Land durch die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs, in denen zwei Atombomben auf Japan abgeworfen wurden, was zur Kapitulation Japans führte.

– U –

United States Holocaust Memorial Museum, Washington, D.C. – Auf der Homepage des Museums ist zu lesen: «Als ein *lebendiges* Denkmal des Holocaust inspiriert das United States Holocaust Memorial Museum Bürger und politisch Verantwortliche weltweit, sich gegen den Hass zu wenden, Völkermorde zu verhindern und die Würde des Menschen zu wahren. Heute erleben wir einen bedrohlichen Anstieg der Holocaust-Leugnung und des Antisemitismus – sogar in den Ländern, wo der Holocaust selbst geschah –, ebenso Genozide oder die Androhung von Genoziden in anderen Teilen der Welt. Und das alles geschieht in einer Zeit, in der die Überlebenden des Holocaust und andere Augenzeugen nicht mehr lange leben werden. Seit der Einweihung des Museums im Jahr 1993 konnten dort mehr als 36 Millionen Besucher begrüßt werden. Am 27. September 1979 gab die Holocaust-Kommission von Präsident Carter die Empfehlung ab, in den Vereinigten Staaten einen Ort der Erinnerung und der Aufklärung über den Holocaust zu schaffen. Am 5. Oktober 1988 erklärte Präsident Ronald Reagan bei der Grundsteinlegung für das Museum auf der National Mall in Washington: ‚Wir müssen sicherstellen [...], dass die ganze Menschheit sich mit dem Bösen auseinandersetzen muss.‘

Am 7. April 1990 vergruben zwei Arbeiter auf der Baustelle des Museums zwei Behälter, die das Versprechen der Erinnerung enthielten, unterzeichnet von Holocaust-Überlebenden. Am 22. April 1993 weihte Präsident Clinton schliesslich das Museum mit folgenden Worten ein: *(Dieses Museum wird das Leben eines jeden berühren, der es betritt, und ihn für immer verändern)*»

UNRRA – siehe «Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen».

USS General Blatchford – siehe Vertiefende Informationen Das Schiff zur Beförderung von «Displaced Persons».

– W –

Wehrmacht – die deutschen Streitkräfte im nationalsozialistischen Deutschland, 1935 bis 1945.

Wentorf bei Hamburg – siehe Vertiefende Informationen →Lager für «Displaced Persons».

– Y –

Yad Vaschem, Jerusalem, Israel. Internationale Holocaust-Gedenkstätte. – gegründet 1953. Auf der Homepage heisst es: «Als lebendiges Denkmal des jüdischen Volkes für den Holocaust bewahrt Yad Vashem die Erinnerung an die Vergangenheit und vermittelt ihre Bedeutung an kommende Generationen. Gegründet wurde Yad Vashem im Jahre 1953 als Weltzentrum der Dokumentation des Holocaust, seiner Erforschung und Lehre, sowie seines Gedenkens. Heute ist es eine dynamische und lebendige Begegnungsstätte für Menschen aller Generationen und Nationen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert fühlt sich Yad Vashem den vier Säulen der Erinnerung verpflichtet: Gedenken, Dokumentation, Forschung, Erziehung.»

– Z –

Zemirot – jüdische geistliche Lieder, die während des Sabbats und anderer jüdischer Feiertage bei Tisch gesungen werden.

Zizit – Fransen oder Quasten an den Ecken von Kleidungsstücken, die von männlichen Juden zur Erinnerung an die Zehn Gebote getragen werden.

Zloty – polnische Währung.

Quellen für die Begriffe aus dem Glossar:

1. *A Teacher's Guide to the Holocaust*. Herausgeber: Florida Center for Instructional Technology, College of Education, University of South Florida © 2005.
2. *Jewish Virtual Library*, <http://www.jewishvirtuallibrary.org/>.
3. *Judaism 101 Glossary of Jewish Terminology*, <http://www.jewfaq.org/glossary.htm> (Zugriff am 04.08.2019).

4. «Judaism: Definition and More.» *The Free Merriam Webster Dictionary*.
<http://www.merriam-webster.com/dictionary/judaism> (Zugriff am 04.08.2019).
5. *Answers.com*.
6. «World War II (1939-1945) Key People and Terms.» *SparkNotes*.
<http://www.sparknotes.com/history/european/ww2/terms.html>
(Zugriff am 04.08.2019).
7. *Free Translation.com*.
8. United States Holocaust Memorial Museum, Washington D.C. Auszüge aus: «About the Museum.» <http://www.ushmm.org/information/about-the-museum>
(Zugriff am 04.08.2019).
9. *Webster's New Collegiate Dictionary, 1979*.
10. Yad Vashem. «The Holocaust: Definition and Preliminary Discussion.» *The Holocaust Resource Center*,
https://www.yadvashem.org/yv/en/holocaust/resource_center/the_holocaust.asp
(Zugriff am 04.08.2019).
11. Wikipedia.org
12. <https://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/sicherheitsdienst-sd-des-reichsfuehrers-ss/>
(Zugriff am 04.08.2019).
13. <https://www.yadvashem.org/de/about/yad-vashem.html> (Zugriff am 04.08.2019).

Anregungen zum Gespräch

1. Beim Lesen von Joes Lebensgeschichte, welcher Teil oder welche Teile davon waren für Sie am schwersten zu verkraften? Warum?
2. Inwiefern könnte Joes Kindheit und Jugend ihm dabei geholfen haben, die grauenvollen Ereignisse, die ihm bevorstanden, zu überstehen und die Kraft zum Weiterleben zu finden?
3. Joe ist seit jenem Tag im Jahr 1942, an dem er aus seinem Zuhause verschleppt wurde, nie wieder nach Polen zurückgekehrt. Wären Sie an seiner Stelle in Ihr Land zurückgegangen? Wenn ja, was hätten Sie sich davon versprochen? Und wenn nicht, warum nicht? Was hat Joe Ihrer Meinung nach davon abgehalten, Polen wieder zu besuchen?
4. Nachdem Präsident Eisenhower bei der Befreiung des Konzentrationslagers Ohrdruf persönlich die grauenvolle Situation dort gesehen hatte (wo Joe auch eine Zeit lang inhaftiert war), sagte er, dass die Amerikaner jetzt wüssten, wogegen sie gekämpft hatten. Was, denken Sie, wollte er damit zum Ausdruck bringen?
5. War es für Sie überraschend zu erfahren, dass Joe direkt nach dem Krieg ausgerechnet nach Deutschland ging? Hätten Sie das auch getan? Wenn ja, warum; wenn nein, warum nicht?
6. Was, denken Sie, war für Joe das Schwierigste im Zusammenleben mit den Menschen in Deutschland?
7. Joe und Irene waren ein ungewöhnliches Paar. Ein katholisches Mädchen, das während des Krieges in Deutschland aufgewachsen ist, heiratet einen jungen jüdischen Mann, der den Krieg in Gefangenschaft verbrachte. Was, denken Sie, war der Schlüssel für ihr langes und glückliches gemeinsames Leben? Hatten Sie schon einmal eine enge

- Beziehung oder Freundschaft zu jemandem, der so ganz anders war als Sie? Oder sind Sie vielleicht sogar mit einem solchen Menschen verheiratet? Wenn ja, in welcher Weise haben sich die Unterschiede auf Ihre Beziehung ausgewirkt? Kann eine grosse Verschiedenheit vielleicht sogar eine besondere Stärke sein?
8. Es gab viele Ereignisse, die dazu beitrugen, dass Joe am Leben blieb. Sogar seine Verschleppung ins Konzentrationslager sorgte dafür, dass er überlebte, während alle anderen aus seiner Familie, die zuhause zurückblieben, getötet wurden. Glauben Sie, dass es sich dabei um Wunder handelte, oder geschah alles nur zufällig? Haben Sie schon einmal ein Wunder erlebt?
 9. Warum hat Joe Ihrer Meinung nach überlebt, während viele andere Menschen umgekommen sind?
 10. Wie war es möglich, dass Joe mit Freude weiterleben konnte, wo doch alle, die er kannte und liebte, tot waren?
 11. Wie hätten Sie reagiert, wenn Sie an Joes Stelle vor den offenen Toren des Konzentrationslagers gestanden hätten? Wenn Sie plötzlich frei wären und Ihnen gleichzeitig bewusst würde, dass Sie kein Geld haben, kein Zuhause, keinen Besitz, keine Heimat und dass aus Ihrer Familie niemand mehr am Leben ist? Was hätten Sie gemacht? Wohin wären Sie gegangen und warum?
 12. Wenn Joe gefragt wird, warum er überlebt hat, sagt er, dass Gott ihn aus irgendeinem Grund am Leben erhalten hat. Sehen Sie ein Wirken Gottes oder einer höheren Macht in Joes Leben? Wenn ja, in welcher Hinsicht?
 13. Auf vielen Abbildungen im Zusammenhang mit dem Holocaust sieht man deutsche Soldaten, die inmitten der Gräueltaten, die sie begangen haben, lachen. Wie ist so etwas möglich? Waren es bössartige Menschen? Wie konnten sie solche Untaten rechtfertigen, auch sich selbst gegenüber? Wie ehrlich waren sie Ihrer Meinung nach gegenüber ihren Familien hinsichtlich dessen, was sie taten?

14. Haben Sie sich schon einmal über etwas geschämt, das Sie einem anderen Menschen angetan haben, und sich gewünscht, Sie könnten die Zeit zurückdrehen und das Ganze ungeschehen machen? Wie sind Sie mit Ihrer Schuld umgegangen?
15. Hätte irgendetwas getan werden können, um den Holocaust aufzuhalten? Wenn ja, was? Warum konnte so etwas passieren? War es ein totaler Zusammenbruch der Moral in einem Land, das dafür bekannt war, grosse kulturelle Leistungen für die Menschheit erbracht zu haben?
16. Viele Länder, die sich vom Ersten Weltkrieg noch kaum erholt hatten, unternahmen wenig oder nichts, als sie vor den massiven Kriegsvorbereitungen der Nazis gewarnt wurden. In welcher Weise hat diese Untätigkeit es den Nazis ermöglicht, ihre Kriegsmaschinerie weiter auszubauen? Hätten sie früher aufgehalten werden können? Welche Aktionen hätten die ersten Angriffserfolge Deutschlands verhindern können? Sind andere Staatsoberhäupter hier zu nachlässig gewesen?
17. Hitler brauchte riesige Truppen und andere Ressourcen, um zwei Kriege gleichzeitig zu führen – den einen gegen die Alliierten und den anderen gegen die Juden. Wie haben sich diese zwei «Kriege» gegenseitig beeinflusst?
18. Als Joe vom Schicksal seiner Familie erfuhr, sagte er: «Ich werde ihnen nie vergeben, was sie meiner Familie angetan haben.» Können Sie Joes Gefühle nachempfinden? Wie würden Sie mit solchen Gefühlen umgehen? Haben Sie schon einmal jemandem für etwas Bestimmtes vergeben können, obwohl Sie dachten, dass Sie dazu niemals in der Lage sein würden? Wie wichtig ist Vergebung, um selbst weitergehen zu können? Gibt es Dinge, die unverzeihlich sind?
19. Wie viel Schuld trägt das deutsche Volk am Holocaust, weil es so lange untätig blieb, bis es zu spät war, um gegen die Entwicklungen anzukämpfen und ihnen Einhalt zu gebieten? Sind wir heute genauso

- untätig? Geschehen zurzeit irgendwo auf der Welt ähnliche Dinge, die wir ignorieren?
20. Joe war fest entschlossen, nicht zu verzweifeln. Gab es Zeiten in Ihrem Leben, in denen die Verzweiflung Sie zu überwältigen schien? Wie sind Sie darüber hinweggekommen?
 21. Joe sagte, dass er schon «wusste», dass seine Familie tot war, bevor er tatsächlich die Nachricht erhielt. Warum hat er wohl so empfunden? Haben Sie schon einmal etwas Ähnliches gespürt?
 22. Joe hat miterlebt, wie ein Mann geschlagen wurde, als die Nazis ihn immer wieder fragten: «Wer bist du?», und er erwiderte: «Deutscher.» Sie schlugen so lange auf ihn ein, bis er schliesslich antwortete: «Jude.» (Kapitel «Ein erfahrener Häftling»). Wenn Sie dieser Mann gewesen wären, wie hätten Sie sich verhalten und warum?
 23. Ging es Ihnen schon einmal so wie Joe, dass Sie selbst in den dunkelsten Augenblicken Ihres Lebens noch Hoffnung gefunden haben?
 24. Als Joe eine zweite Tätowierung unterhalb seiner Nummer bekam, sagte der Mann, der die Tätowierungen ausführte, zu ihm: «Du siehst nicht jüdisch aus. Ich werde dir das Zeichen nicht eintätowieren.» (Kapitel «Der alles entscheidende Strich») Mussten Sie schon einmal etwas von sich verbergen, das Sie anderen nicht zeigen wollten? Ist es möglich, jüdisch auszusehen, obwohl das Jüdischsein nichts mit Rasse zu tun hat, sondern nur mit der Religion?
 25. Als Joe die Tätowierung am Arm erhielt, war er fürs ganze Leben gezeichnet. Wenn Sie an Joes Stelle wären, wie würde sich eine solche Markierung auf Sie auswirken, am Anfang und auch später, wenn sie so wie bei Joe noch nach sieben Jahren sichtbar wäre? Würden Sie sie entfernen lassen? Wenn ja, warum; wenn nein, warum nicht? Ist die Reduzierung auf eine Nummer ein Prozess der Entmenschlichung, den Sie nie würden vergessen wollen?
 26. In welcher Weise wiederholt sich Ihrer Meinung nach das Unheil aus Joes Zeit auch heute?

27. Wenn das Böse einem Zusammenbruch der Moral gleichkommt, gibt es dann eine Lösung, wie es überwunden werden kann?
28. Welche gemeinsamen Merkmale sehen Sie bei den Menschen aus Joes Generation, die so viel Schweres durchmachen musste? Was gab ihnen die Kraft, das Erlebte zu überstehen? Hat diese Generation wirklich etwas Besonderes, oder ist das nur ein Mythos? Entdecken Sie ähnliche Merkmale bei heutigen jungen Menschen?
29. Welcher Teil von Joes Lebensgeschichte hat Sie am meisten ermutigt? Warum?
30. In einem authentischen Lebensbericht wie dem von Joe liegt eine spirituelle Kraft, weil seine Geschichte zwar keine Lösung bieten kann, aber eine innere Einstellung vermittelt. Wie würden Sie diese spirituelle Kraft erklären, die wie bei Joe daraus entsteht, dass man in etwas (Glaube, Gott) einen Sinn findet und diesen akzeptiert? Trotz all dem, was Joe erlebt hat, besass er immer noch die Vision von einem anderen Leben, das möglich ist, und er lebte es. Vieles verdankt er der ihm innewohnenden Hoffnung für die Menschheit. Wie ist das aber möglich?

Lob für «Auschwitz #34207»

Nancy Sprowell Geise (Autorin von *The Eighth Sea*, 2012) erzählt in ihrem Biografie-Debüt die bemerkenswerte Lebensgeschichte des Holocaust-Überlebenden Joe Rubinstein.

Joe Rubinstein, so berichtet die Autorin, wurde als Icek Jakub Rubinsztejn in den 1920er Jahren in Radom, Polen, geboren, «als die Welt in ihrem Wahnsinn eine Pause einlegte – zwischen dem grossen, schrecklichen Ersten Weltkrieg und dem Zweiten Weltkrieg, der noch bevorstand». Zusammen mit drei Brüdern wuchs er in einem tiefgläubigen jüdischen Elternhaus auf. Seine Familie war arm und kam nach dem frühen Tod des Vaters gerade so über die Runden. Mit zwölf Jahren fand Rubinstein eine Arbeitsstelle in einer Holzhandlung, wodurch er das Einkommen der Familie etwas aufbessern konnte. Später erlernte er das Schusterhandwerk und hörte in dieser Zeit das erste Mal von der nationalsozialistischen Bewegung und dem aufkeimenden Antisemitismus.

Dann ändert sich seine Welt plötzlich, als die Deutschen im September 1939 in Polen einmarschieren. Joe und sein Bruder Abe werden gezwungen, Verteidigungsgräben rund um die Stadt auszuheben, und erleben dabei die Grausamkeit der Nazi-Kommandeure, die im Arbeitslager willkürlich Menschen erschiessen. Nachdem die Nazis die Juden in Radom in Ghettos isoliert haben, wird Joe Rubinstein gefangen genommen – barfuss, mitten in der Nacht – und ins Konzentrationslager Auschwitz transportiert, wo er sich ausziehen muss, kahl geschoren wird und die Nummer 34207 eintätowiert bekommt. Er erinnert sich, wie er damals dachte: «Ihr

markiert mich wie einen Gegenstand, den ihr verkaufen wollt! Für wen haltet ihr euch, dass ihr so etwas mit mir macht?»

Die grauenvollen Erlebnisse der folgenden Jahre lassen einen wie betäubt vor Entsetzen zurück; ja, Nancy Geises Bericht über die schrecklichen Lebensbedingungen der Gefangenen, die Prügel und den seelischen Missbrauch ist jenseits aller Vorstellungskraft. Die verstörenden schwarz-weißen Archivbilder, die den Text begleiten, werden für die Leserinnen und Leser so bedrückend sein, dass diese ihre Lektüre wahrscheinlich immer wieder unterbrechen müssen. Glücklicherweise erzählt Nancy Geise im letzten Teil des Buches auch Rubinsteins beeindruckenden Weg heraus aus der Dunkelheit: wie er die wahre Liebe findet, in Amerika ein neues Leben beginnt und – welche Ironie der Geschichte – zu einem der berühmtesten Schuhdesigner New Yorks wird.

Mit den gründlich recherchierten Anmerkungen, einer hilfreichen Ereignis-Chronologie, ausführlichem Informationsmaterial und Anregungen zur Diskussion ist diese Biografie bestens für jeden geeignet, der sich intensiv mit dem Holocaust beschäftigen möchte.

Dieser fesselnde, bestens dokumentierte Überlebensbericht ist erschütternd, inspirierend und unvergesslich.

Kirkus Reviews amerikanische
Literaturzeitschrift

Über die Autorin Nancy Sprowell Geise



Noch im Jahr 2007 erklärte der Holocaust-Überlebende Joe Rubinstein der Autorin Nancy Sprowell Geise, dass er das, was ihm in Auschwitz und mehreren anderen berüchtigten Nazi-Konzentrationslagern widerfahren war, niemals an die Öffentlichkeit bringen würde.

Fünf Jahre später änderte er seine Meinung jedoch.

Als Nancy Joes Lebensgeschichte aufzuschreiben begann, ahnte sie nicht, wie sich dies auf ihr eigenes Leben auswirken würde, wenn sie tief in Joes Welt eintauchte und seinen aussergewöhnlichen Weg des Überlebens und des Triumphes nachverfolgte.

Nancy Sprowell Geises Debütroman *The Eighth Sea* wurde zum Amazon-Bestseller und stand auf Platz 1 in den Sparten «Historische Erzählungen» und «Historische Liebesromane» (unter den kostenlosen Kindle-Downloads), sowie auf Platz 1 in den Sparten «Historische Genre-Literatur & Romane» und «Romane aus dem Bereich Religion und Spiritualität» (Kindle). *The Eighth Sea* kam im Jahr 2012 ins Viertelfinale bei den Amazon Breakthrough Awards.

Nancy Sprowell Geise wuchs in Ames, Iowa, auf; sie ist Absolventin der Iowa State University. Sie und ihr Mann Doran haben in Austin (Texas) und in Fort Collins (Colorado) gelebt und wohnen jetzt in Topeka (Kansas). Sie haben drei erwachsene Töchter.

Nancy verbringt ihre Zeit mit dem Schreiben von Büchern und mit Vortragstätigkeiten. Ihre eigenen humorvollen und bewegenden Lebenserfahrungen liefern ihr genügend Stoff zum Erzählen.

Eine Bitte der Autorin

Können Sie dabei helfen,
Fotos von Joes Familie zu finden?

Ich bin überzeugt, dass irgendwo noch weitere Fotos
von Joes Familie aus Polen existieren.

In der «Chronologie der Ereignisse» finden Sie die Namen
und Geburtsdaten einiger seiner Familienangehörigen.

Sollten Sie irgendeine Information zu einem solchen Foto
haben, dann nehmen Sie bitte Kontakt zu mir auf
(siehe Seite 400).

Kontaktmöglichkeiten

Um mit mir in Kontakt zu bleiben, besuchen Sie doch einfach meine Homepage: www.nancygeise.com. Sie können auch über Facebook, LinkedIn, Twitter und Goodreads mit mir Verbindung aufnehmen.

Joe und ich würden uns sehr freuen, von Ihnen zu hören.

Bitte senden Sie uns Ihr Feedback oder Ihre Hinweise auf Englisch über meine Homepage oder per E-Mail direkt an:

nancy@nancygeise.com oder auf Deutsch an: autor@fontis.ch.

Und noch eine letzte Bitte ...

Wenn Ihnen dieses Buch gefallen hat, hinterlassen Sie doch bitte eine Bewertung auf einem Online-Shop Ihrer Wahl.

Vielen Dank!

Nancy Geise